This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Slav 8418.1

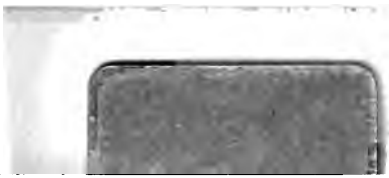
Harvard College Library

FROM THE

J. HUNTINGTON WOLCOTT FUND

Established by ROGER WOLCOTT (H. U. 1870), in memory of his father, for "the purchase of books of permanent value, the preference to be given to works of History, Political Economy, and Sociology." (Letter of Roger Wolcott, June 1, 1891.)

Received March 10, 1904



DALMATIEN

und seine

Inselwelt,

nebst Wanderungen durch die

Schwarzen Berge.

Von

Heinrich Noë.

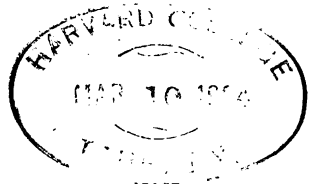
Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1870.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Slav 8418.1



Wolcott fund

Vorwort.

Dieſes Buch beabſichtigt keineswegs eine erſchöpfende Beſchreibung und Darſtellung der Landſchaften von Dalmatien und einem kleinen Theile des anſtoßenden Schwarzen Berges zu geben.

Zu dieſem Zwecke würde eine Anzahl von Bänden erforderlich ſein. Das, was hier geboten wird, bringt der Hauptſache nach eine Galerie von Stereoſkopen aus den eigenthümlichſten Zügen der Natur und des Menſchenlebens.

Es iſt unmöglich, in einem Umfange, wie es der mir vorgeſchriebene iſt, von ſeiner Nord- bis zur Südgränze, durch mehr als zwei Breitengrade hindurch, allſeitig ein Land zu behandeln, deſſen Lebensbedingungen ſich ſo ſehr von den Verhältniſſen des weſtlichen Europa unterſcheiden.

In der Erkenntniß dieſer Unmöglichkeit habe ich mich beſtrebt, die einzelnen aus dem Geſammtbilde ausgehobenen Profile, Veduten und Scenen mit Genauigkeit und Fleiß auszumalen, damit durch die Farbenwirkung des deutlich geſchilderten Kleinen ſich in der Einbildungskraft des Leſers ein Abbild des Großen erhebe.

Ich habe bei diesem Versuche beispielsweise an die Bilder der niederländischen Schule gedacht, welche man in allen Gemäldesammlungen Europas findet. Aus ihren Marinen, Dorfkirchweihen, Canalansichten, Kneipscenen, Stillleben lernt man die Niederlande besser kennen, als an der Hand irgendwelcher breitspurigen und mit Tausenden von Notizen prunkenden Reisebeschreibung.

Aus eben dieser Erwägung habe ich mich auch mehrfach vom belehrenden und beschreibenden Ton des Vortrages entfernt und die künstlerische Form der Erzählung erwählt. In dieser werden zahlreiche Erscheinungen, welche ohne Zusammenhang aufzuführen ermüdend wäre, dem Leser durch eine Fabel verknüpft, für welche ich außerdem noch das Verdienst beanspruche, daß sie sich nur in unwesentlichen Dingen von wirklichen Vorgängen unterscheide.

Auf diese Weise ist es mir vielleicht, mehr als durch ein Reisereferat, gelungen, das Wesen der Dinge in diesem Lande dem Leser zu einem gewissen Grade von sinnlicher und greifbarer Wahrnehmung zu bringen.

Zara, im April 1870.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Erſtes Capitel. Auf dem Meere 1
Zweites Capitel. Zara 30
Drittes Capitel. Im Innern des Landes 65
Viertes Capitel. Eine Epiſode von den Scoglien . . 87
Fünftes Capitel. Dalmatiſche Landſchaften 168
Sechſtes Capitel. In der Zaworje 203
Siebentes Capitel. Eine Meerfahrt längs der Küſten 264
Achtes Capitel. Auf Meleda 282
Neuntes Capitel. In den Bocche 312
Zehntes Capitel. Wintertage und Erinnerungen von den Zaratiner Scoglien 344
Eilftes Capitel. Die Hero von Sant' Andrea 371
Zwölftes Capitel. Frühlingstage an der Küſte . . . 395
Dreizehntes Capitel. Bilder von der nördlichen Küſte. Eine dalmatiſche Familie . . . 413
Vierzehntes Capitel. An der kroatiſchen Gränze. Eine Inſel im Quarnerolo. Schluß . 436
Anhang. Eine Hochzeit in Peroi 462

Dalmatien

und ſeine

Inſelwelt.

Erstes Capitel.

Auf dem Meere.

Es ist nicht zu verwundern, daß sich finstere Gedanken in demjenigen festsetzen, welcher auf schwankem Schiffe vor dem Heulen der See die Worte des Nachbars nicht mehr vernimmt, welcher kaum einen Schritt von ihm entfernt steht. „Der Nebel auf dem Meere und der Verdruß in der Brust," ꝛc. hat ein südslavisches Lied diese Augenblicke gekennzeichnet.

Die Gedankenreihen beginnen sich zu verwirren und es klingelt in der Hirnhöhle von schmerzlichen Mißtönen, wie die kleine Schiffsküche vom Geklinge der sorgsam aufgehängten Gefäße.

Die Vorstellungen folgen sich nicht mehr in regelmäßiger Getrenntheit, eine nach der andern. Wird eine einzige angeregt, so zittert sympathisch der volle Inhalt des Gedächtnisses mit, wie er sich in den letzten vierundzwanzig Stunden angesammelt hat: der eilende Kahn im braunen Lagunengrase von Mestre, schweigende Nachtwandler, die im dürftigen Lampenschein über die öden Brücken Venedigs huschen — die lichterglänzende Piazza — das Donnern des Meeres am fernen Lido, welches denjenigen Entsetzen

einjagte, welche auf der Gondel zum Dampfer fuhren, der unangefochten, vom Regen triefend, im nächtlichen Canal liegt; das Hallen der Mitternachtsglocken, von der fernen Brandung fast übertönt; am grauen Morgen die Schatten der vorübereilenden Wogen, wie sie durch das kleine Kabinenfenster auf die gegenüberliegende Wand fallen; der ruhige Fittigschlag der Sturmvögel über dem ächzenden Dampfer und das stete Blaugrau, in welches der kalte Himmel und das schäumende Meer gehüllt sind.

So liege ich denn verdrossen und denke an den Dichter*), dem es vor siebzehn Jahrhunderten auf seiner Pilgerfahrt nach Dalmatien gerade so zu Muthe gewesen sein würde, als er in den Seufzer ausbrach:

Quando te dulci Latio remittent
Dalmatae montes!

Indessen, wie gesagt, eine Vorstellung drängt die andere und wir sind nicht umsonst auf dem Meere, dem Elemente der Bewegung und der Rastlosigkeit.

In der Kabine sitzt ein alter, augenscheinlich reicher Boccchese, der mit aller Gewalt seine Muttersprache, das Slavische von Prevasto und Risano, nicht reden will, so sehr auch ein rothbemützter morlakischer Rheder ihm damit in den Ohren liegt. Die Sprache der Bocca ist augenblicklich nicht sehr beliebt auf den kaiserlichen Schiffen.

Auf dem Verdeck ist heute kein Reisender zu sehen, die steife „Levantera" und das kalte Wasser, welches vom Himmel herab und von der See herauf sprüht, scheuchen sie hinab in die übelriechende Luft des zitternden Saales. Weit ab ist im grauen Rund nichts zu sehen. Selbst der

*) Statius.

hohe Karst und die Berge Istriens liegen von Nebeln verhüllt da. Fast scheint es, als habe das Unwetter auch die Schiffe weggefegt von der unruhigen Fläche. Das Einzige, welches heute in einiger Entfernung vorübertanzte, trug die heimatliche Flagge des Schwarz-Weiß-Roth.

Nur wenn sich der Nebel hie und da ein wenig lichtet, entdeckt man den stahlblauen Rand der istrischen Ufer. Doch weichen die Dünste nicht von ihren Bergketten und so liegen diese flach und öd da, wie die Westufer des Adria, drüben der italienischen Halbinsel entlang.

Nicht nur die Menschen, sondern noch mehr die Natur dieser beiden Gestade sind so verschieden, als es überhaupt Landschaften sein können. Während im Westen von den Mündungen des Isonzo an bis zum Tagliamento, der Piave, der Brenta, dem Po, bis Ravenna, Ancona und noch viel weiter hinab, das Meer gegen ebenes Land anschlägt, fallen im Osten meist Felsgestade gegen seinen Spiegel.

Die Flüsse Hesperiens haben sich, um einen Ausdruck von Karl Ritter zu gebrauchen, als „Arbeiter" bewährt. Nach Lombardini schleppt der Po allein in jedem Jahre zweiundvierzig Millionen Kubikmeter in den seichten Adria und verlängert in demselben Zeitraum sein Delta um siebzig Meter. Ravenna, welches dort drüben hinter den Nebeln versteckt liegt, war einst, wie Venedig, in Mitte seiner Lagunen aufgebaut und der Adria bespühlte seine äußeren Mauern. Heute liegt es, wie Jedem, der seine grasbewachsenen Straßen durchwandert hat, erinnerlich sein wird, in einer schmutzigen Ebene, weit vom Golfe entfernt.

Auf unserem Ostufer dagegen, welches wir mit ein-

ander zu durchwandern gedenken, verläßt uns der Fels nimmer.

Von Trieſt, ja noch weiter nördlich von Duino an, ſehen wir Berge, durch Iſtrien, das melancholiſche Gebiet der Bora hinab, bis zu den „böſen“ Bergen von Albanien, die vom Blute der Gläubigen und Ungläubigen benetzt ſind.

Ja, der Trotz des Felsgeſteins läßt ſich nicht einmal von der Fluth Schranken ſetzen. An zahlloſen Stellen ſchickt er ſeine Vorpoſten voraus, die nackten, triefenden Scoglien und Klippen, den Schrecken der Schiffer. Von Parenzo in Iſtrien an, bis nahe zu den joniſchen Inſeln hinab — welche im Uebrigen noch leicht mit zu dieſer Reihe von Felſenpfählen gezählt werden können, welche den Strand begleiten — zieht ſich eine Welt von kleinen Eilanden hin. Es iſt faſt nirgends möglich, vom Meere aus den öſtlichen Strand zu erreichen, ohne ſich durch ein Wirrſal von großen und kleinen Felsrücken hindurchzuwinden. Es iſt überall derſelbe Anblick.

Unzählige Felſen liegen im dunklen Meere. Manche derſelben durchziehen die Fluth auf mehrere Meilen. Es ſchauen Buchengeſtrüpp und Oelwald von ihnen auf das Meer her, wie von Arbe, oder hochdachige Pinien, wie von Uglian. Dieſe ſind, wie ein Reiſender treffend bemerkte, die grünen Schönpfläſterchen im grauen Felsantlitz des Landes. Von anderen, wie von den Hängen Curzolas, iſt der einſtige Hochwald verſchwunden und nur Ziegen vermögen noch die Grashalme zu entdecken, welche Sonnenbrand und Stürme aufkommen laſſen.

So bildet das Oſtufer mehr als zwei Breitegrade hindurch an vielen Stellen eine Reihe ſcheinbarer Gebirgsſeen, welche durch die Klippen abgegränzt werden. Oft ſind

die „Canäle“, wie man dieſe Waſſerengpäſſe nennt, nur ſo breit, daß ſich zwei Dampfer darin mit Mühe ausweichen.

Man ſtelle ſich die Thäler der Schweiz bis dahin, wo die grüne Matte an das graue Geſtein gränzt, mit Waſſer angefüllt vor: die hohen Gebirge ragen noch über ſeinen Spiegel hinaus, die niederen ſind von ihm begraben, die mittleren ſchauen mit ſchmalen Rücken nothdürftig darüber hinweg — das iſt Dalmatien, über ſolche wellenbedeckte Gebirgsthäler trägt uns tagelang das Schiff.

Nur auf einigen dieſer meerumbrauſten Gebirgszüge wohnen Menſchen. Dort gedeihen auch graugrüne Sträucher und Bäume, an deren Stamm ſich der ſalzige Athem der See niederſchlägt. Ja auf dem großen Steinfelde von Brazza reifen edle Weine: der feurige Ruſchitſch, der ölige Bugawa.

Dort iſt das Geklipp auch, zwar nicht wie an der Riviera von Spalato, von Wein und Oliven bedeckt, aber es grünen über den Felſen zu allen Zeiten des Jahres wohlriechende Kräuter, dort erhebt ſich auch der Maſtix und der Erdbeerbaum, der großbeerige Wachholder und der Terpentinbaum, die Ciſtroſe und der Strauch des Johannisbrodes.

Auf anderen, kleineren Felseilanden ſind nur Ziegen, mitunter auch Schafe zu ſehen. Sie werden im Frühling vom Feſtlande aus hinübergefahren, bleiben den Sommer über ihrem mageren Schickſal überlaſſen, und werden im Winter wieder abgeholt. Sind die Hirten dabei, ſo ſieht man hie und da eine Feuerſäule aus dem dürren Gras gegen Himmel ſchlagen; ihren langgezogenen Rauch weht der Wind ins Meer hinaus; es iſt derſelbe Wind, der auch

den Rauch unſeres Schiffes weiter trägt. Der eine, wie der andere, fliegt fort und verſchwimmt; die Hirten ſehen wir nicht mehr, und wir ſelbſt eilen in die Ferne. — —

Doch wir werden mit allen dieſen Erſcheinungen noch eingehende Bekanntſchaft machen und beſchränken uns vorläufig auf die Bemerkung, daß die Inſel Liſſa den am weiteſten das Meer hinausgeſchobenen dieſer Scoglien darſtellt. Dieſelbe liegt weit über ein Drittel jener Entfernung in der See, welche Dalmatien von dem gegenüberliegenden italieniſchen Feſtland trennt. —

Wir fahren nunmehr an der iſtriſchen Küſte hin, dem Strande einer Halbinſel, deren Inneres einen merkwürdigen Bilderſaal ausfüllen würde, von deſſen Einzelnheiten man ſich in Deutſchland nichts träumen läßt, obwohl es noch gar nicht lange her iſt, daß dieſes Gebiet und noch manche, viel weiter ſüdlich aus dem Meer aufragende, Klippe, zum „deutſchen Bunde“ gezählt wurde.

Unter allen Küſtenſtrichen, von Trieſt bis zu den joniſchen Inſeln hinab, iſt dieſer der nach Verhältniß flachſte.

An ſanfter Wölbung gleichen ſeine Berge, wenn auch an Höhe dieſelben weit überragend, den Hügeln an den Dünen des norddeutſchen Seeſtrandes. Sie ſind alle dicht mit Oliven bedeckt und in dieſem Wintermonat, in welchem man die blauen Früchte vom Oelbaum herabholt, verräth manche weit über den Strand hingedehnte Rauchwolke die Anweſenheit der Ernteleute, welche unter den Bäumen ihr Mahl bereiten und ſich erwärmen wollen in der froſtigen Seebriſe.

Weiter vom Strande entfernt bedeckt Laubwald manchen der höheren Berge, beſonders in den Gauen der

Tschitschen*), welche zu Triest als die eifrigsten Holzdiebe bekannt sind. Mancher Grund auch ist mit köstlichen Trauben bedeckt, aus welchen die Rohheit der Bewohner abscheulichen Wein keltert. Wenn man im Herbste auf dem Triestiner Markte solche sieht, an deren Beeren Erde klebt, so erkennt man sie als ein Erzeugniß der istrischen Küste Denn hier liegt die Frucht der Risosco-Rebe auf der Ackerkrume, gleich dem Kürbis oder der Melone.

An der einen und anderen Stelle wird der istrische Strand so niedrig, daß die Berge an der Ostseite der Halbinsel, welche der Quarnero bespühlt, über die Oelhügel des Westufers herschauen. Vor Allem macht sich da der pyramidenförmige Monte Maggiore, die slavische Utschka, bemerklich, welche auch von Fiume aus gesehen wird. Von ihr heißt es im Volksliede:

Und ein Berg ist höher als der andere,
doch der höchste ist die hohe Utschka.

Man kann wohl sagen, daß dieses Ufer mit seinem einförmigen Hügelland, längs dessen man gegen Dalmatien hinab dampft, in den langen Stunden der Meerfahrt ermüdet. So richtet sich der Blick immer gern wieder auf die Erscheinungen des unruhigen Gewässers.

Da ist heute, so weit das Auge reicht, eine langgedehnte Flotte kleiner Barken auf dem Meere, deren Segel einmüthig „suso" (hinab, d. h. gegen Süden) gerichtet sind. Es sind meist dalmatinische, jonische, griechische Schifflein, welche sich in solcher Menge angesammelt haben, weil sie das Unwetter allesammt über zwei Wochen

*) Ein slavisches Völklein in der Landschaft zwischen Triest und Fiume.

in Venedig festhielt und welche nun den ersten halbgünstigen Tag benützten, um aus den Lagunen wieder nach ihrem heimischen Strande zu steuern. Hie und da fällt auf den fernen Gesichtskreis, an welchem sie hinsegeln, ein Sonnenblick aus dem umwölkten Himmel. Dann gleicht die lange Reihe ihrer Segel einem blendenden Gletscherwall, der sich jenseits der Wasser erhebt. An Weiße will ich die kleinen Pyramiden mit den kleinen Salzhügeln vergleichen, welche ich einmal da drüben am Strande von Capo d'Istria liegen sah. Dort ist eine große flache Strecke des Meeres eingedämmt und wird zu einer „Saline" benützt, auf deren seichtem Grund die Salzkrystalle, deren Wasser sich durch Sonnenwärme und die Verdunstung im Winde verflüchtigt, liegen bleiben. Die Kruste, die den Boden bedeckt, wird in hohe Haufen zusammen geschaufelt. Hunderte von solchen sah ich im klaren Licht des Mondes, ein Feld blendender Leichensteine. Nicht minder hell heben sich dort die Segel vom grauen Himmel ab.

Wir fahren so nahe aneinander, daß der sonst öde Adria belebt aussieht, wie der englische Aermelkanal oder die Enge von Gibraltar. Fällt bei der Nacht Nebel auf das Meer, so hört man nicht selten Glockenschall und Trommelwirbel von einer solchen Flotte her, die der Zufall gebildet hat. Damit will eine Barke die andere vor gefährlichem Zusammenstoß warnen.

Wie ich oben erwähnt habe, sieht man bei Parenzo die erste jener flachen Kalkinseln, deren Erscheinung für die ganze Klippenwelt Dalmatiens bezeichnend ist. Die deutlichste Anschauung solcher Felsrücken, welche sich über das Meer erheben, mag Jemand, der die Alpen bereist hat, gewinnen, wenn er sich etwa die verwitterte Fläche des

„Steinernen Meeres“ bei Berchtesgaden oder des Karstes bei Adelsberg vorstellt. Es ist der graue, den Einflüssen der Luft und des Wassers so wenig Widerstand leistende, südliche Alpenkalk, überall durchvon Auswaschungen geschärften Rändern, Trichtern, Rinnen unterbrochen. Einst waren diese Scoglien mit Laubwerk bedeckt, wie manche Aeußerung römischer Autoren, manche Andeutung slavischer Volkslieder und die Geschichte des Seewesens der Venediger bekunden, die den Grund der ihnen unterworfenen Küstenstriche und Länder abholzten. Zur Zeit der Liburner und Japiden mag also hier das Meer in schattige Buchten geschlagen haben.

Während aber solcher Boden in den Alpen stets kahl erscheint, hat hier nicht selten die Einwirkung des südlichen Himmels Wunder gethan. Es ist bekannt, daß unter fortdauernder Wärme sich der Boden leichter in jene Stoffe zersetzt, von welchen sich die Pflanzen aufbauen und nähren. So sind die Scoglien vor Parenzo flache Eilande, von Oliven bedeckt. Hie und da schaut eine schwarze Cypresse wie ein Kirchthurm über sie hinweg. Kühe weiden unter den blaßgrünen Zweigen im Gras, welches unter dem feuchten Himmel kräftiger gedeiht, als man's der dürftigen Bodenkrume über dem Kalk ansehen möchte. Aehnliches sieht man noch auf manch anderem Scoglio, namentlich auch auf Lissa, dem gewaltigen Felspfeiler. Dort wächst auf dem Gestein ein Rebensaft, welchen man classisch nennen kann, weil schon Agatharchides bei Ptolomäus mit Begeisterung von ihm spricht. Im Allgemeinen aber ist doch der Unterschied zwischen den Scoglien in der Nähe des Quarnero und denen in der Nähe der Bocca wahrzunehmen. Die grauen Felsen, welche überall wieder zwischen

dem Pflanzenwuchs der erſteren hervortreten, mahnen zu ſehr an die Gewalt der Bora, welche nicht nur die Gewächſe, ſondern auch das nährende Erdreich ſelbſt, feindlich angreift. Auch iſt hier die Mannigfaltigkeit der Gewächſe nicht jene im ſüdlichen Meere, und der Wanderer, welcher genau beobachtet, wird die Pflanzendecke des Strandes von Raguſa von dieſer faſt ſo verſchieden finden, wie ſich etwa eine römiſche Landſchaft von dem Ausſehen lombardiſcher Felder unterſcheidet.

Einen echt ſüdlichen Anblick dagegen bieten die Ortſchaften und Städte, welche den iſtriſchen Scoglien gegenüber am Ufer der Halbinſel liegen. — Parenzo mit ſeinen gelben Häuſern, Rovigno, kahl, ſchmutzig, bunt getüncht, ungeheuere Mauerwerke über einander geſtaffelt, ohne Luft, ohne Sonne — viele Wohnungen ruinenähnlich und an Farbenwirkung dem nackten Felsſtreifen gleich, welchen die Südſtürme auf der Grasdecke der Scoglien nackt geleckt haben — ſolche Städte könnten ebenſowohl einige Breitegrade ſüdlicher, in Apulien, in Sicilien, ja ſelbſt im verwitterten Griechenland ſtehen. Ein ſonderbarer Geruch von gebratenen Fiſchen, Oel und dem Rauch des morſchen Holzes zerfallener Schiffe, mit welchem überall Feuer gemacht wird, oder den Abfällen, die vom Schiffsbau herrühren, empfängt den Fremdling, welcher den von Bettlern und Laſtträgern angefüllten Molo betritt. Enttäuſcht würde ſicherlich derjenige ſein, welcher ſich dieſelbe in der vom dalmatiniſchen Lied geſchilderten Weiſe vorſtellt:

Weithin glänzt auf's Meer hinaus die Kuppel
Wie ein Stern erglänzt aus finſt'rer Wolke.

Dort unten, aber an der Bocca, wo alles wunderlich und öſtlich zu werden beginnt, wo Meer und Strand die

Spuren serbischer Heldenthaten nicht verläugnen, dort unten, wo urplötzlich Religion, Sitten, Berge, Ansiedlungen, Trachten sich ändern und eine farbenprächtige Wildheit sich über belebte und unbelebte Dinge ausbreitet — dort unten glänzt allerdings manche Kuppel von den Heiligthümern der rechtgläubigen Kirche. Hier aber, in Rovigno, fällt aus dem wirren Mauerwerk der durcheinander gewürfelten Häuser nichts Emporragendes in die Augen, als der hohe alabasterweiße Glockenthurm und ein riesiges Standbild der heiligen Euphemia auf seinem Gipfel, der Giralda auf dem Campanil des Domes von Sevilla vergleichbar.

Weit glänzender und auffallender als dieser Thurm, dünkt aber demjenigen, welcher an der Küste hinfährt, der kleine Pharus, welcher in weiter Ferne aus einem einzelnen Felsen im Meere aufragt. Die Scheiben des Häuschens mitten in der Fluth glänzen heller als Sterne im Lichte der Abendsonne. Man nennt diese Warte die „Laterne“ von Rovigno. Unter diesen Sternen zuckt es weißlich hin und her: es sind die spitzigen Zungen der Brandung, welche nach den sicheren Mauern haschen. —

So wie diese Scoglien vor Rovigno ziehen sich die viel größeren Brionischen Inseln vor Pola hin, der Kriegsflotte des Kaiserstaates ein mächtiger Schutz. Dort hinter diesen auf dem Festlande haust der erste Vorposten jenes Volkes, zu dessen Felsensitz unsere Reise geht. Dort liegt unweit des Strandes Peroi, seit zwei Jahrhunderten von Cernagorzen*) bewohnt, welche um jene Zeit der Pest zu Cattaro entflohen und vom Dogen hiehergesetzt wurden,

*) Montenegrinern.

um die schwarze, reiche Erde von unnützen Sträuchern und Dornbüschen zu säubern. Noch immer erkennt man die Heldengestalten und wie die Tschitschen sich durch ihr scheues Wesen und ihre schwermüthigen Lieder von anderen Istriern unterscheiden, so diese durch ihren Wuchs und ihre Augen.

Merkwürdiger als die Ansiedlung der peroiesischen Cernagorzen wird manchem Wanderer die große Arena Pola's erscheinen, welche römische Baumeister zur Zeit der Antonine an diesem Gestade aufgethürmt haben. Dieses wunderbare Bauwerk ist so oft und so vorzüglich beschrieben worden, daß ich hier, im Vorüberziehen nach dem Schwarzen Berg, keinen Raum finde für die Darstellung eines Gegenstandes, der zwar räumlich nah, ideell unermeßlich von unserem Wanderziel abliegt.

Ich habe die Arena mehr als einmal gesehen, meine aber, daß sie, wie jedes Trümmerwerk aus jener längst entschwundenen Zeit, am meisten Einwirkung auf den Beschauer hervorbringt, wenn die letzten Strahlen der Abendsonne auf ihre rothen Mauern fallen.

Der jetzige Boden der Arena ist stark erhöht, weil die herabgestürzten Stufensitze als grasbewachsene Hügel in ihrem Innern liegen. Durch die vielen Hunderte von Fensteröffnungen schauen die glänzenden Wolken des lauen Dezember-Abendes. Ein armes Weib sitzt auf einem Stein und dengelt sich die Sense, mit welcher sie das Nachtfutter der Ziegen abschneiden will, die auf den gestürzten Stufen und in den zerbröckelten Gängen weiden. Neben Scherben und Unrath erblickt man auf der Stelle der einstigen Naumachieen die Kohlenüberreste der Hirtenfeuer. Zwischen den einzelnen Schutthaufen, welche man überall außerhalb der

Arena für gewöhnliche Grashügel anſchauen würde, ſind hie und da wohl noch die Gänge im Theater ſichtbar, jetzt eingeſenkte Gräben im haushohen Schutt. An anderen Stellen ragt noch irgend ein Steinpfeiler hervor und an wieder anderen verſteckt grünes Geſtrüpp den Boden.

Das Alles iſt von der ungeheuren Rotunde der Umfaſſungsmauer mit ihren Bogenfenſtern umgeben, welche unverſehrt daſteht wie zur Zeit der Cäſaren. Unbekümmert ſchreiten draußen die ſlaviſchen Weiber mit ihren braunen Kutten und weißen Kopftüchern vorüber und es fällt wohl außer den Hirten Niemandem ein, in die alten Mauern heraufzuſteigen. Zu anderen Oeffnungen ſchaut das blaue Meer und das Grün des Oelbaum's herein.

Nach ſolchem Anblicke erregen die Panzerſchiffe im Hafen und die vielen Werkzeuge der Macht und der Zerſtörung weder Bewunderung noch Theilnahme. Man hat ja eben geſehen, daß die Stärke der Völker nicht minder hinfällig iſt, als die Stärke des Einzelnen und denkt nach den Cäſaren Roms nicht mehr an ihre Nachfolger, die Cäſaren an der Donau. — —

Am nächſten Morgen hat ſich der Scirocco in einen ſteifen Oſtro verwandelt, der die Wellen mehr gerade aus Süden daherjagt. Während es noch dämmert auf dem bewegten Meere, glüht es ſchon hoch am Himmel über unſerem Scheitel von dunkelrothen Wolken, und der Dampfer jagt, von Segeln verſtärkt, mit neuen Kräften in die ſchaumige, halbdunkle See hinaus. Feuerrothe Wolken erheben ſich nicht minder zu beiden Seiten des Schiffes. Der Dampf, welchen man aus dem inneren Raum entweichen läßt, zieht vor dem rothen Glaſe eines Cabinenfenſters vorüber, welches noch von innen durch die nächt-

liche Lampe erhellt wird. So glüht es von oben herab und vom Meere herauf, während erst die Ahnung des Tages auf den endlosen Wassern schwebt.

Kräftiger drängen Wind und See auf das Schiff her, wenn es die Südspitze von Istrien passirt hat und das Auge auch östlich zur Linken, das Land verliert. Es ist der Quarnero oder der Golf von Fiume, welcher hier überschritten wird.

Indessen findet das Auge auch auf diesem unruhigen Gewässer bald einen Ruhepunct. Die hohe Bergkuppe der Insel Cherso und der langgedehnte niedrige Rücken der Klippe von Sansego verkünden überraschend das Felsland im Meere.

Die hohe Kuppe von Ossero auf Cherso dort drüben ist mit dem Welebit, dem Grenzgebirge zwischen dem Kroatenland, eine jener Wetterwarten, welche sich der Erfahrung überall darstellen, wo es Berge gibt. Lange bevor die heftigere Meereswallung den Scirocco, den südöstlichen Wind, meldet, hängen sich an die beiden Gipfel weißgraue Wolkenbänke. Wichtiger aber sind für uns beide Eilande, Cherso und Sansego, als die merkwürdigsten Beispiele der verschiedenen Bodenbildung des Inselandes. Wir wollen hier gleich beim Eintritte, unbeschadet unserer späteren genaueren Bekanntschaft einige erklärende Worte über jene Klippen vorausschicken. —

Ich habe bereits angedeutet, daß der weitaus größte Theil des Landes aus dem nämlichen älteren Kalk aufgebaut ist, welcher das Karstgebirge und einen Theil der Südalpen bildet. Dieser Kalk setzt vorzugsweise das Festland zusammen, ragt aber auch in Inselgestalt aus dem Meere auf.

Außer von diesem älteren Kalk wird das Land auch von dem jüngeren, sogenannten Jurakalk, gebildet, welcher sich von dem anderen durch die Thierüberreste unterscheidet, die er einschließt. Man findet in ihm manche der ältesten organischen Wesen: Hippuriten, Echiniten, Nummuliten und ähnliche Schalenthiere. Seine gewöhnliche Farbe ist bekanntlich grau, erscheint aber auch, vielleicht durch den Einfluß der Luft verändert, vielfach schwärzlich.

Dieses Kalkgerippe des Landes, welches leider an viel zu vielen Stellen ohne jegliche Bedeckung zu Tage liegt, beweist seinen Ursprung aus dem Wasser durch die regelmäßige Schichtung, in welcher man es allenthalben vorfindet. Die Schichten sind sammt und sonders in der Richtung von Nordwest nach Südost, und in dem Winkel von einem halben Grade geneigt. Sie stellen so recht jene Gebirgsart dar, welche man den „Höhlenkalk" genannt hat — ausgewaschen, durchfurcht, voll von Klüften. —

Ich habe bereits oben darauf hingewiesen, daß solches Gestein, wenn es einmal seiner schützenden Pflanzendecke durch den Unverstand des Menschen beraubt ist, fortan zu den unfruchtbarsten Gründen der Erdkreise gerechnet werden mag.

Anders aber verhält es sich mit dem Sandstein, welcher besonders in den inneren Thälern des Landes und hie und da auch auf der Küste und den Inseln diesen Kalk bedeckt. Dieses graue, in der Luft auch bläulich gewordene Gestein verwittert freilich noch rascher als der Höhlenkalk, aber seine Verwitterung erzeugt guten Boden und hält das Wasser fest, welches im Kalk sich nur spärlich vorfindet.

Dieser Gegensatz zwischen Kalk- und Sandboden wird am besten durch die Klippen um Cherso und andererseits

durch das Aussehen des Eilandes Sansego deutlich gemacht. Während dort, auf dem Scoglio La Levrera bei Cherso zum Beispiel, der Grund so gering geachtet wird, daß man ihn zahllosen Kaninchen überläßt und sich mit den Freuden der Jagd begnügt, ließe sich aus der Geschichte des Bodens von Sansego ein Roman schreiben, welcher nicht minder anregend sein würde, als die späteren Robinsonaden, in welchen ganze Familien als Bebauer eines früher öden Landes dargestellt werden. In der That sind es noch nicht viele Jahre, daß nur wenige Menschen auf der verlassenen Klippe ihre Hütten aufschlugen. Jetzt zählt dieselbe etwa fünfzehnhundert Einwohner.

Das Kalkgerüste der Klippe erhebt sich gerade bis zum Wasserspiegel. Ueber diesem wird es von Sand überlagert, dessen Fruchtbarkeit in Erstaunen setzt. Wuchtige Trauben, ungeheuerliche Kürbise, mehlreiche Körner, gedeihen auf dem verwitterten Grund. Ja, selbst in dem Aussehen der Menschen läßt sich die üppige Heimat nicht verkennen. Es sind Riesengestalten, welche dort wohnen. Wie anders dagegen ist das Aussehen der Oberfläche von Cherso und seinen Klippen gestaltet!

Dort laufen auf mancher Inselstrecke Ochsen und Schweine wild im Gestrüpp umher und werden mit Flintenschüssen getödtet. Auch die Fortpflanzung der Pferde geschieht in der Freiheit. Schafe und Ziegen finden unter den mächtigen Wachholderstauden Schutz, welche, von der Bora ab, gegen Süden geneigt sind. Das wichtigste Statut der Chersioten bezieht sich auf den Schutz dieser Sträucher, welche den Thieren im Sommer Schatten und im Winter ruhige Luft gewähren. Es heißt deshalb ganz einfach auch nur: „ombrie e bonacce.“

Zu dem wilden Eindruck, welchen dieſes Geklipp und Felſengewirr im Meere hervorbringt, geſellt ſich auch noch die Erinnerung an eine der unheimlichſten Sagen der helleniſchen Heroenwelt. Auf einer von ihnen zerſchnitt Medea ihren eigenen Bruder Abſyrthos, woher ihnen auch in der alten Welt der Name der Abſyrthiden geblieben iſt. — —

Schon lange, bevor das Schiff im weiten Hafen von Luſſin piccolo, dem alten Loſſinium, Anker wirft, erblickt man deſſen Berge, halbnackten Kalk, halb von den ſchmutzig grünen Oliven bedeckt. Auch die anderen Klippen, welche links und rechts aus dem Meere ragen, wie das langgeſtreckte Unie, zeigen dieſelbe ſchwermüthige Abwechslung von Grün und Grau. Den Zwiſchenraum aber, zwiſchen den unterſten Pflanzen und dem Meere, bildet ein mehrere Klafter breiter, gelblicher Streifen, deſſen oberſter Rand die Grenze bezeichnet, bis zu welcher das empörte Salzwaſſer hinaufſchlägt.

Die Oliven ſtehen ſo weit auseinander, wie etwa die Obſtbäume auf den ſchwäbiſchen Getreidefeldern. Unter ihnen kann der dürftige Graswuchs das verwitterte Geröll nicht verſtecken und um das Bild der Nacktheit zu vervollſtändigen, ſind die Grenzen aller der kleinen Pflanzungen durch mannshohe Mauern dargeſtellt, welche zugleich die Aufgabe haben, die Macht der Bora und der Seewinde zu brechen. An gar vielen Stellen nimmt ſich der Pflanzenwuchs über dem Geſtein deshalb nicht minder dürftig aus, als die Kryptogamen, welche hie und da als grüne Flecken auf einem Felsblock kleben.

Einen ganz anderen Anblick mochten dieſe Inſeln freilich zur Zeit der Römer bieten. Noch in den Tagen des Claudianus hieß es Dalmatia frondosa, das waldreiche.

Und noch viel später holten sich die Venetianer ihr Pech aus den hochstämmigen Pinien des Küstenlandes. Jetzt nennen die Italiener das Land ein „Königreich für Ziegen". Und wenn man dem Eiland Curzola einst wegen seiner Nadelhölzer die Bezeichnung „Corcyra nigra" beilegte, so möchte heute auf demselben kaum ein Fleck zu finden sein, auf welchem sich drei Männer in den Schatten eines Waldbaumes niederlegen könnten. Die Eichen von Veglia grünen noch in der Erinnerung.

Im Jahre 1608 erlaubte die erlauchte Republik Venedig ihrem Freunde, dem Großsultan, am dalmatischen Strande so viel Holz zu schlagen, als er zu der Erbauung von mindestens zwölf Linienschiffen bedurfte. Im Jahre 1870 kann keine Barke mehr aus dem Holze gezimmert werden, welches man in Dalmatien absägt. Da, im Hafen von Lussin piccolo liegen kleine Schiffe, welche die Balken von dem Stapelplatz kroatischer Eichwälder, von Fiume oder auch von Zengg am Fuße des bewaldeten Wratnik herbeigeschleppt haben. Selbst aus der Romagna tragen die Segelbarken das Holz herüber, aus welchem die gewandten Rheder des Eilandes ihre Schiffe bauen.

Es war nicht immer so in Lussin piccolo. Noch vor hundert Jahren besaß dieser Hafen, welcher nunmehr nach Triest die meisten Schiffe baut und die größten Unternehmungen selbst an fernen Küsten wagt, sammt allen Rhedern der Insel Cherso kaum hundertfünfzig Barken. Am Anfange dieses Jahrhunderts hatten seine Schiffer kein anderes Geschäft, als das Wurzelzeug und Gestrüpp-Brennholz, welches sie von den Bauern Cherso's erhandelten, nach Venedig zu führen. Ich will hier gelegentlich bemerken, daß Cherso und Lussin nur durch einen kleinen

Meeresarm, den Canal di Punta Croce, getrennt sind und daß diese beiden, wenn der trennende Canal nicht bestünde, zusammen weitaus die größte Insel Dalmatiens bildeten. Im Zeitalter des Augustus allerdings gefiel den Römern schon der geräumige Hafen, dessen Hügel im weiten Runde vielleicht noch mehr Schutz gewähren und einen größeren Binnensee einschließen als die Landzunge von Pola. Aber in späterer Zeit hört man wenig oder nichts mehr von dem Hafen im Absyrthiden-Eiland. Die weiteren geschichtlichen Mittheilungen nach der Zeit, in welcher laut einer Sage der Kaiser Augustus selbst dort mit einer Flotte im hügelgeschützten Golf den Winter zubrachte, sind nichtssagend. Erst in unseren Tagen tauchte Lussin piccolo wieder im Munde der Menschen auf und zwar durch die Betriebsamkeit eines armen Doctors, welcher für seine kleine Heimat das gethan hat, was die Regierung, die Blut und Edelmetalle in gewaltigen Mengen aus dem Lande zieht, pflichtgemäß für das sämmtliche verwahrloste Volk dieses „Königreiches" hätte wirken sollen. Dieser Freund seines Landes hieß Bernardo Capponi und schläft erst seit wenigen Jahren in der Kalkerde der Insel. Er begann damit, seine Landsleute zum Schiffbau und zu weiteren Fahrten zu ermuntern. Die Folge davon ist, daß sich allmählig ein ansehnlicher Reichthum auf der Insel angesammelt hat, daß ihre Einwohner unterrichtet und leutselig sind, und daß sie sich sonach wesentlich von andern Küstenbewohnern unterscheiden, deren Loos nur der Regierungskunst der kaiserlichen Statthalterei anheimgestellt war. Der Doctor Bernardo Capponi hat Lussin reich gemacht. Die kaiserlichen Regierungskünstler aber haben über dem alten Augustusthal (wie die Bucht wegen der angeblichen Ueberwinterung des Augustus

heißt) die Spitze eines Berges abgestumpft und ein Fort aufgebaut, welches nach dem Urtheil der Sachverständigen völlig unnütz ist.

Es leuchtet ohnehin ein, daß mit dem Erbauen von Festungen, Errichten von Generalkommandos, Aufstellen von Soldaten u. dergl. die Kraft des Staates nur scheinbar befestigt wird. Neben den Uniformen, Beamten und Kaufleuten läuft in ganz Dalmatien ein zerlumptes und unwissendes Volk herum. Wenn man sich über die Rohheit derjenigen verwundert, welche sich unbotmäßig betragen, so sollte man sich vielleicht entsetzen über die geistige Verkommenheit derjenigen, unter deren Einwirkung nach einem halben Jahrhundert ein Volk noch in diesem Zustande verharrt. Mit Ausnahme der physischen Besitzergreifung hat man wenig österreichisches Wesen Besitz ergreifen gesehen von dem Sinn und von den Wünschen des Volkes. Hier Soldaten — dort Steuerzahler; darin besteht die Kunst und die Fähigkeit der Regierenden in diesem Lande.

Wenn etwas zum Leben und zum Wohlstande gediehen ist, so geschah es trotz, oder doch wenigstens ohne die Regierung. Ein erfreuliches Denkmal der Volkskraft ist die Stadt Lussin piccolo. Sie hat sich in weitem Halbkreise in der ölbewachsenen Bai entwickelt, staffelförmig übereinander gebaut wie eine Stadt der Levante. Aber ihre Häuser sind meist weiß und schmuck, geschmacklos aber frisch getüncht, poesielos wie ein Comptoir, aber hinlänglich sauber, um den Wohlstand ihrer Insassen zu beurkunden. Dort drinnen ruhen sie aus, die Capitaine von kurzen und langen Fahrten und genießen auf heimischem Boden den sauer errungenen Wohlstand. Auch manches Landhaus steht verborgen auf den Oelhügeln.

Wäre der Boden nicht so dürftig und träte der Fels nicht überall zu Tage, würden mehr Agaven und Aloe's am feuchten Strande grünen, würden die häßlichen Mauern nicht sein, welche auch das spärliche Grün noch unterbrechen, so möchte man sich der wechselseitigen Gestaltung der Berge und des Golfes nach an die genuesische Riviera versetzt glauben. Aber im Vergleich zu jener ist Alles noch viel zu nüchtern, kalt und mürrisch. Die goldene Frucht leuchtet nicht aus dunklem Laube, der duftige Winter der Mittelmeer-Ufer hat hier als Vertreter nur den immergrünen Oelbaum.

Es ist allerdings wahr, daß der Réaumure'sche Wärmemesser als Jahresmittel zwölf seiner Grade angibt. Die größte Kälte, welche man beobachtet hat, stieg bis zu drei Graden unter dem Gefrierpunct und auf den meisten Inseln hat man niemals eine Schneeflocke gesehen. Dennoch aber besagen alte Nachrichten, daß in den Wintern 864 und 1234 ein großer Theil des adriatischen Meeres sich mit Eis bedeckt haben soll. Auch aus unseren Tagen liegt eine ähnliche Erfahrung vor. Am fünften Januar 1861 fror der Canal zu, welcher die Insel, worauf Zara steht, vom Festlande trennt und am neunten April 1864 fiel Schnee in der nämlichen Stadt.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die rauhen Gebirge der thrakischen Halbinsel die Wärme der Luft am Ostgestade des Adria, wenn auch nicht stetig herabmindern, doch sehr häufig durch nordische Anwandlungen stören. In der gleichen Breite von den Küsten des Mittelmeeres ist die Witterung des dalmatinischen Landes wechselnder und launenhafter.

Je weiter man aber auf den Scoglien in das Meer

hinausgeht, desto ähnlicher wird der Pflanzenwuchs demjenigen, welchen man an der Küste von Afrika und Spanien bemerkt.

Während an diesen Weihnachtstagen graue kalte Nebel an der morlakischen Küste liegen und kein anderes Grün sichtbar ist, als das der Oliven oder Myrthen, keimt und sprießt Alles frühlingsartig auf dem Felsen von Lissa, welchen weit draußen das laue Meer umbrandet. Unsere Gartenbohne, welche in Deutschland im Mai blüht, hat dort bereits die rothen Lippen geöffnet und die blauen Blüthentrauben der Zwiebelgewächse kann der nächste warme Regen erschließen.

Wenn ich sage, grauer Nebel liegt auf der felsigen Küste, so muß das nicht verstanden werden, als ob die Bewohner wochenlang in einen bleiernen Himmel schauten, wie jenseits der Alpen, das Wetter springt fast täglich von einem Gegensatz in den anderen hinüber. Morgen kann eine heiße, dunstgeschwängerte Luft vom unbewölkten Himmel wehen und der hohe Velebit mit seinem Schnee als ein Wall von funkelndem Kupfer dastehen. Am Besten werden die Verhältnisse dieses Himmelstriches wohl bezeichnet, wenn man daran erinnert, daß die Bewohner den späten Herbst vielfach wie einen Frühling betrachten, welcher der Erde neues Wachsthum und durch seine Regen den Thieren Futter und Weide für den ganzen Winter gibt. Wie es die größte Sorge unserer nordischen Bauern ist, ihre vierfüßigen Hausgenossen unangefochten durch die rauhe Jahreszeit hindurchzubringen, so müssen sich die Insel- und Küstenbewohner anstrengen, ihre Pferde und Rinder während der Dürre des Sommers zu unterhalten.

Das warme Land wird am meisten, wie sich von selbst

versteht, an der besonderen Gestaltung des Pflanzenwuchses und des Thierlebens erkannt. In dieser Beziehung weisen die dalmatischen Klippen nicht nur die nämlichen Formen auf, welche man drüben im südlichen Italien und Spanien findet, sondern besitzen auch einen kleinen Reichthum von ureigenem Wesen, welchem man sonst überhaupt nirgends mehr begegnet. Auch das griechische Festland und die Nähe einer orientalischen Vegetation kennzeichnet sich deutlich. Je weiter man sich vom Golfe von Triest nach Süden entfernt, desto mehr verschwinden die Alpenpflanzen des Karstes und machen griechischen Gewächsen Raum. Von Trau, dem slavischen Trophir an, wird die Palme immer häufiger und weiter hinab zu findet man einen großen Theil der Flora der Berberei. Im Allgemeinen zeichnen sich die Pflanzen der Inseln durch großen Gehalt an ätherischen Oelen aus, so daß der Ankömmling freudig überrascht wird durch den Wohlgeruch der Kräuter auf den Felsklippen.

Es kommt manches Reptil vor, welches man sonst nur in Asien und Afrika findet. Die griechische Schildkröte bewohnt nicht eben selten die Felder und die Schildkröte des kaspischen Meeres zeigt sich hie und da in den größeren Flüssen.

Auch die Tarantel, das unsinnig verläumdete und völlig harmlose Thier, haust hie und da in modrigem Mauerwerk. Pseudopus opelli, eine kleine Natter, bewohnt die Weinberge von Ragusa und wird gezähmt ein lieber Stubengenosse der Bauern. Sie vertritt den Mäusen gegenüber die Stelle der Hauskatze und läßt sich so weit mit den Menschen ein, daß sie zu den Mahlzeiten regelmäßig auf den Tisch kommt. Noch wunderlicher aber sind die „Gabbiani", große See- und Sturmvögel. Diese ver-

gessen mitunter der angeborenen Freiheit so völlig, daß sie Hausthiere in den Hütten werden.

Besonders reich sind die Klippen an Raubvögeln. Mehr als dreißig Falkenarten bewohnen das Bergland im Meere. Eine ganz besondere von diesen ist der dalmatinische Falke, aber auch der Lämmergeier, welcher nunmehr selbst aus den unzugänglichen Wildnissen der Hochalpen fast verschwunden ist, schwebt nicht selten über dem öden Kalkstrande.

So geben also jene Inseln, welche die See mit ihrem breiten Schaumrande umdrängt, dem Forscher des Lebens durch vielfache Gestaltung Stoff in Fülle. Demjenigen aber, welcher es sich an allgemeinen Umrissen und dem Charakter der Landschaft als solcher genügen läßt, machen schon die weiten Oelhaine, die zwischen den Bäumen aufgehängten Reben und die Melonengärten am sandigen Strande Vergnügen.

Und wenn sich ein solcher Beschauer des großen Lebens der wundersamsten Blüte annimmt, welche auf diesen Felsgestaden wächst, so findet er sich ohne Zweifel noch reichlicher belohnt, als der Naturforscher, welcher hier einen besonderen „dalmatischen" Frosch entdeckt und diesem oder jenem Käfer den Namen dalmaticus, Ciburnicus, albanicus, diocletianus u. s. w. gegeben hat. Ich meine den Volksgesang und die Sage, welche hier nicht minder blühen, wie bei allen Südslaven.

Die Deutschen haben durch Talvj und Rapper die Gesänge der Serben kennen gelernt und es gibt heute unter unseren Gebildeten nur wenige, welche sich nicht zum mindesten an den Klagegesang der edlen Frauen des Hassan

Aga erinnerten, welchen Göthe nach einer französischen Bearbeitung in Verse gebracht hat.

Ganz anders aber verhält es sich mit dem unermeßlichen Reichthum volksthümlicher Einbildungskraft in Bosnien, dem Schwarzen Berge, dem Küstenlande und den dalmatischen Inseln. Die Erzeugnisse derselben sind in Deutschland fast unbekannt, aus zufälligen und unwesentlichen Gründen. Der slavische Geist hat sich in diesen warmen Ländern, inmitten von Meer und Felsen, noch weit farbenreicher entwickelt, als auf dem eintönigeren Festlande.

Allerdings sind die meisten Gestalten die nämlichen, wie im serbischen Lied und die Vorstellungen sind in ihrem innersten Wesen gleichartig mit den Gedankenkreisen der Bauern und Fischer auf den Inseln des Quarnero und am morlakischen Strande.

Weil wir gerade auf dem Meere fahren, auf welches die lange Insel Pago, in dämmerndem Gesichtskreis das hohe Veglia und der kroatische Strand durch das Sprühen der erregten See herüberschauen, so will ich, die Ferne überschreitend, als Angedenken eines jener phantastischen Bilder mitnehmen, wie sie in dem Bewußtsein der Strandbewohner lebendig sind*).

Ich gebe zuerst in schlichter deutscher Prosa eines der Lieder, welche auf der weinreichen Insel Krk (Veglia) in Aller Mund sind:

„Schön ist, o Gott! Kate Kaurkinja. Um sie freit die ganze Lika und Krbawa**), um sie freit auch das steinige Uferland.

*) Aus Viencic narodnih pjesama sabrao Andrija Juranic. U. Zadru 1865.

**) Zwei Landschaften am Meere.

„Um sie freien zwei heldengleiche Jünglinge. Der eine ist der Held Mijat, der Haiduk, der andere Held ist Zarewitsch Jowan.

„Sie aber will sich mit keinem verloben, als mit Held Mijat, dem Haiduken.

„Doch die Mutter will sie nicht dem Haiduken geben, denn der Haiduk wird ihr Verderben sein. Sondern sie schreibt dem Jowan einen Brief und spricht in dem Brief schöne Worte zu ihm: daß er versammeln solle die Hochzeitsleute und Schwäger, daß er kommen solle um die junge Dirne.

„Als dem Jowan dieser Brief zukam und er ihn kaum gelesen hatte, versammelte er sogleich seine Hochzeitsleute und ging hinaus um die junge Dirne.

„Das Gerücht davon dringt zu Mijat, dem Haiduken. Er geht auf das grüne Gebirge und sucht auf dem Gebirge die Haiduken, daß er die Hochzeitsleute vom Wege abhalte.

„Aber Gott gab es und die jungfräuliche Maria, daß er die Haiduken nicht finden konnte und so geht er allein auf den Weg, um sie abzuhalten.

„Jowan führte die Jungfrau fort, aber sie lenkt das Pferd nicht, sondern sitzt hinter ihm auf dem Rücken des Rosses.

„Doch es geschah ihm Alles zu Leid. Es erwartet ihn Mijat der Haiduk, er erwartet ihn in der Mitte des ebenen Feldes.

„Von ferne spricht Jowan zu ihm: Nicht gar stark bist Du, o starker Held!

„Scharf blickt Mijat der Haiduk und drückt an das Gesicht sein Gewehr und sagt zu sich selbst: Lieber Gott,

in Allem sei Dir Preis. Leicht könnte ich ihn tödten, aber ich fürchte, daß ich das Mädchen treffe.

„Darauf sagt zu jenem Mijat: Steig herab vom Roß, Du junger Kämpfer, daß wir sehen, wer der stärkere Held ist.

„Jowan kann nicht anders, er steigt vom Pferde sogleich herab und geht Mijat entgegen auf den Kampfplatz.

„Das junge Mädchen aber sagt: Kämpfe Du besser, Du mein theurer Mijat, den ich mir auch selbst auserwählt habe!

„Als das Mädchen noch diese Worte sprach, zuckte Mijat der Haiduk mit dem Säbel und schlug dem Jowan den Kopf ab.

„Darauf trieb er die Hochzeitsleute alle in die Flucht, that aber Keinem ein Leides.

„Zum jungen Mädchen aber sagt er: Kehre zurück, Du von Gott Verfluchte!"

In einem anmuthigen Gegensatze zu der wilden Geschichte dieses verschmähten und trotzigen Bräutigams steht eine thränenreiche Liebesscene, deren Erinnerung die Strandbewohner am Quarnero bewahren. Die Verse lauten Wort für Wort übersetzt folgendermaßen:

„Es pflegte eine Mutter ihre einzige Tochter und suchte drei Jahre lang für sie einen Namen und wählte ihr den Namen Zlato Materino (Muttergold).

„Als Zlato zu ihrer Reife heranwuchs, hätte sie sich gerne vermählt, aber die Mutter gibt sie keinem, sondern hält sie auf dem Hofe wegen ihrer Schönheit zurück.

„Es warb um sie Burja Zelentschitsch. Ihm aber wollte sie die Mutter nicht geben, doch die Beiden liebten sich heimlich.

„Es warb um sie Kraljewitsch Marko. Diesem ver-

ſprach ſie die Mutter, verlobte ſie und ließ die Ringe wechſeln.

„Zlato geht von einem Gemache in's andere und ſchreibt einen kleinen Brief und ſchickt ihn an den Burja Zelentſchitſch.

„In dem Briefe ſchrieb ſie ihm dieſes: Heirate immer, wohin es Dir lieb iſt, mich hat die Mutter einem Andern verſprochen, verlobt und die Ringe wechſeln laſſen.

„Burja geht von einem Gemache in das andere, dann ſchreibt er einen kleinen Brief und ſchickt ihn an Zlato Materino:

„Heirate immer, wohin es Dir lieb iſt, auch ich Held vermähle mich bald, o Zlato, mit der ſchwarzen Erde. Meine Bettſtatt iſt ein hölzerner Sarg und mein Liebchen iſt die ſchwarze Erde.

„Den Brief lieſt Zlato Materina, lieſt den Brief und vergießt Thränen.

„Zlato geht von einem Gemache in das andere, dann ſchreibt ſie einen kleinen Brief und ſchickt ihn an den Kraljewitſch Marko:

„In der erſten Woche, welche kommt, verſammle die Hochzeitsleute und komme zu mir, und bringe alle Herren und der Herren Söhne.“

„Es ſitzt Zlato am großen Fenſter und ruft zu ihrer lieben Mutter: Ach, Mutter, weſſen ſind dieſe Hochzeitsleute?

„Das ſind die Hochzeitsleute des Kraljewitſch Marko.“

„Darauf vermählten ſich dieſe und Zlato ſagt zum Kraljewitſch Marko:

„Führe mich nicht dorthin durch das Bergland, ſondern führe mich vorbei an dem Hofe Burja's, damit ich dem Burja größeres Leid anthue.

„Unter dem Fenſter iſt ein grüner Orangenbaum, unter dem Orangenbaum ſitzt Burja's Mutter, kämmt die Haare und ſeufzt tief auf.

„Es fragt ſie Zlato Materino: Was iſt Dir o Mutter, daß du weinſt?

„Warum ſoll ich nicht ſeufzen und weinen, wenn mir Burja auf dem Todtenbett liegt!

„Es ſpricht zu ihr Zlato Materino: Iſt es erlaubt, daß ich zu Burja rede?

„Rede, o Zlato, ſo lange es Dir lieb iſt.

„Zlato geht von einem Gemache in das andere und als ſie in Burja's Gemach gelangte, neigte ſie ſich über Burja's Haupt, neigte ſich und weinte.

„Als Burja wieder zu Wort kam, ſprach er ſo zu ſeiner lieben Mutter: Was, o Mutter iſt hier ausgegoſſen worden, daß mich das kühle Waſſer benetzt?

„Es antwortet ihm darauf die Mutter: Nichts iſt hier ausgegoſſen worden und nicht benetzt Dich das kühle Waſſer, ſondern die Thränen ſind es von Zlato Materino, welche rinnen wie das Rika-Waſſer, dieſe benetzen Dir die liebe Stirne.

„Darauf ſagt Burja Zelentſchitſch: Wehe mir Zlato, das iſt zu ſpät!

„Solches ſagt er und haucht ſeine Seele aus.

„Darauf ſpricht Zlato Materino: Verflucht ſei jede Mutter, welche losreißt die Freundin vom Freund und welche Geneigtes vermählt mit dem Ungeneigten.

„Solches ſagte ſie und hauchte ihre Seele aus.

„Stumm war der Held, ſtumm auch das Mädchen. —“

Es ließe ſich eine große Ernte ſammeln von dieſer ſeltſamen Flora. Ihr Daſein beweiſt, daß die dichteriſche

Kraft der Menschen gar nichts zu schaffen hat mit den Bestrebungen der Nützlichkeit und mit dem Dasein von Einrichtungen, welche das bürgerliche Wohl gründen. In der That ist die gestaltende Kraft der Phantasie regellos, mächtig und unvergänglich wie das freie Element, dessen Anschlag die Felsküste erschüttert, von deren Klippen die Berggeister, die weißen Wilm herabwinken, an welcher Königssöhne ihre Bräute in den grünen Schluchten suchen und die Mutter unter dem Orangenbaume um den sterbenden Sohn weint.

Zweites Capitel.

Zara.

Die Insel Premuda, welche, etwa vier oder fünf Stunden von Zara entfernt, sich aus dem Gewirre der Klippen erhebt, ist für die Schifffahrer des adriatischen Meeres dadurch wichtig, daß nach ihrer Behauptung sich an ihr jene bekannte Meeresströmung theilt, welche von Corfu in der Richtung gegen Venedig den Adria durchfluthet. Nach Angaben der Seeleute dringt ein Strom Wassers in der Tiefe von etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß von Jonien herauf gegen das Nordufer.

Während er sich durch die dalmatische Inselwelt hindurch bewegt, staut er sich an deren zahllosen Klippen, welche ihn hemmen. Seine Geschwindigkeit in den Irrgängen des Klippenreiches ist deshalb eine geringe und wird für den ganzen Tag auf wenig mehr als zwei deutsche Meilen geschätzt.

So schleppt sich die Strömung träge fort, bis sie hier in den zaratinischen Klippen auf den breiten Felsrücken von

Premuda trifft. Da soll sie sich nun spalten; ihr östlicher Theil dringt weiter in den Quarnero oder den Golf von Fiume vor, der westliche zieht sich hinüber gegen die Mündungen der großen Alpenflüsse, die Marken und den flachen Strand der Romagna.

Aber auch der östliche Arm der Strömung, welcher in den Quarnero vordringt, zieht sich von Fiume an, der istrischen Ostküste entlang, wieder rückwärts, bewegt sich jenseits des Caps Promontore nördlich gegen Venedig und trifft am italienischen Gestade wieder mit dem westlichen Stromarm zusammen. Dort drüben, wo kein Fels, keine Klippe den Schwall zurückdämmt, fließt er mit unvergleichlich mächtigerer Schnelligkeit wieder gegen den Süden, das jonische Meer hinab.

Mehr als das flache Premuda ziehen die Augen des Seefahrers die zersägten Scoglien auf sich, welche links von ihnen aus dem Meere ragen und den treffenden Namen „le pettini“ (die Kämme) führen. Es ist ein langer, durchbrochener Felsrücken, den Zinnen eines halb zerstörten, crenelirten Mauerwerkes vergleichbar.

Ermüdend wäre es, fort und fort den eintönigen Eindruck zu schildern, welchen die endlosen Felsrücken von San Piero di Nembo, von Scarga, von Uglian und vielen anderen Klippen in der wogenden See hervorbringen, deren mächtige, schäumige Wogenkämme im Scirocco das Bild der festen „pettini“ nachzuahmen scheinen. Da wir ohnehin auf diesen wunderlichen Archipel noch des Ausführlicheren zu sprechen kommen werden, so richten wir unsere Blicke nunmehr an die herankommende Küste des Festlandes, welche uns schon längst durch jenes hohe beschneite Gebirge angekündigt wurde, das Croatien vom dalmatinischen Kö-

nigreiche trennt, den langgezogenen Welebit, im südslavischen Liede nicht minder gefeiert, als irgend ein Waldgebirge des Serbenlandes.

Zwischen diesem und Zara erstreckt sich eine weite, nur wenig von Hügeln wellig unterbrochene Ebene hin, an deren Strande die weiße Stadt aufliegt — nach dem Ausspruche eines Italieners mit dem Pulverdampf über dem Meere bei ruhigem Wetter vergleichbar.

Der erste Anblick des Landes unterscheidet sich in nichts von dem der flachen Scoglien, welche bisher durch ihre fast ununterbrochene Aufeinanderfolge (l'una in fila dell' altra) ja auch ein scheinbares Festland dargestellt haben.

Ueberall spärlicher Olivenwald, entlaubte Kirsch- und Maulbeerbäume, steiniger Boden, Mauern aus zusammengelesenen Steinen, welche die Gründe tausendfach unterbrechen — das ist die Skizze des Landes, wie es sich auf den ersten Anblick darstellt.

In vergangenen Jahrhunderten mag dieser Anblick ein wesentlich anderer gewesen sein, weil die Bewohner der Stadt in steter Furcht vor heranschleichenden Feinden und Türkenüberfällen, es nicht wagten, näher als etwa eine halbe Meile entfernt einen Baum stehen zu lassen. Doch ist trotz dieses Wachsthums nunmehr die allgemeine Lage der Stadt und das Wesen ihrer Landschaft keineswegs durch absonderlich malerische Eigenschaften ausgezeichnet und nur der Welebit im Norden, welcher sich von hier aus anschaut, wie die Alpen aus der Ebene der Lombardie bringt eine erhebende und gewaltige Stimmung in das sonst öde Bild der flachen Küste.

Derjenige, welcher zunächst eine genaue Uebersicht der ganzen Umgegend gewinnen will, thut am besten, wenn er

sich über den schmalen Meeresarm nach der langen Insel Uglian übersetzen läßt, welche der erste der Steinwälle ist, die Zara im Westen gegen die offenen Fluthen des Adria schützen. Dort erhebt sich, auf einem jener pyramidenförmigen Berge, deren Anblick uns her und her auf den Scoglien begleitet hat, in der Höhe von etwa tausend Fuß eine alte Venetianer Veste, einst von der Republick gebaut, um die Bewegungen der Ungarn zu beobachten, welche damals in Zara hausten. Von dieser hohen Warte herab, an deren Hängen noch hie und da eine Pinie grünt, erreicht der Blick weite Fernen der grünen Fluth und des graugrünen Festlandes. Die langen Linien von Isola Grossa, dem noch längeren äußersten Felswall im Westen, der mit Uglian parallel aus der Fluth emportaucht, Eso, Bucognazza und sein Weingefild, und die Stadt selbst nebst dem weiten von uns durch die Klippen des Quarnero herzurückgelegten Wege, erscheinen da in gewaltiger Rundschau.

Jadera, dann Diodora, jetzt von den Slaven Zadar, von den Italienern Zara genannt, liegt auf einer Halbinsel, welche seit dem Jahre 1409 zu Zwecken der Befestigung durch menschliche Hand in eine vollständige Insel umgewandelt worden ist. Von außen betrachtet, lassen die grasbewachsenen Wälle und die flachen braunen Dächer, über welche wenig Kirchthürme hervorragen, keineswegs die anregenden Eindrücke vermuthen, welche der Fremdling in sich aufnimmt, wenn er die mit reinlichen Steinplatten bedeckten Gassen des Stadtinneren selbst betritt. Zara sieht, was seine Gebäude anbelangt, so durch und durch italienisch aus, wie nur irgend eine Stadt der Halbinsel. Wendet man aber seine Augen von den Denkmälern der Baukunst ab auf die Menschen, so erblickt man überall jenen durchgreifenden

Unterſchied, welcher in ganz Dalmatien das ſlaviſche und das italieniſche Weſen wie Waſſer und Oel auseinander hält. *) Neben den Cylindern der Kaufmannswelt und der Würdenträger, neben der exotiſchen Crinoline und Pariſermode wandelt getrennt und unvermiſcht die rothe Mütze und das blaue Gewand des Slaven. Das italieniſche, deutſche oder abendländiſche Element im Allgemeinen hat hier nicht mehr Berechtigung oder Bedeutung als in Corfu oder im Piräus. Das lehrt der erſte Blick und das lehrt die Erfahrung von Jahren. Der Strand, der Handel, die Betriebſamkeit am Waſſer hat völlig jenes Weſen alla franca angenommen, welches man an allen Küſten des Mittelmeeres findet, von welchem das adriatiſche Meer nur den ſiebenzehnten Theil ausmacht. Dazwiſchen, daneben und dahinter ſteht aber das Serbenvolk, an Geſtalt, Anlagen, Geſinnung und Sitten ſo urwüchſig ſlaviſch, wie nur irgend einer der Bruderſtämme zwiſchen der Drau und dem Pontus.

Die Werke der Baukunſt ſind italieniſch, das Volk iſt ſlaviſch; das iſt der Eindruck, welcher uns nicht mehr verläßt bis zum Berge Dubawizza, dem ſüdlichen Grenzſteine des Landes.

Ich habe die Bauern an der Küſte, welche die Wurzelſtämme eines abgetriebenen Waldes ausgruben mit den Matroſen eines ruſſiſchen Kriegsſchiffes reden gehört, welches

*) Bei dieſer Gelegenheit möchte ich darauf hinweiſen, daß die Ableitung des Wortes Morlak von More und Wlach (Meer und Italiener), welche alſo aus dem Slaven einen „italieniſchen Meerbewohner" machen will, lächerlich iſt. More, der erweichende Conſonant l, und das Wortbildungsſuffix ak zuſammen bilden das Wort. Morlak heißt alſo einfach: maritimus.

draußen auf dem Meere ankerte. Sie unterhielten sich beiderseitig ohne irgend welche Verwunderung über das ungestörte Verständniß, mit welchem die Männer der fernen Steppe die Klippenbewohner des südlichen Meeres begriffen. Ich habe die Denkmünzen auf der Brust der Morlaken gesehen, welche zur tausendjährigen Erinnerung an die Gründung des russischen Reiches geprägt worden sind. Und wer an allem dem noch zweifeln wollte, der vergleiche den Gedankenkreis der groß- oder weißrussischen Volksdichtung mit den Liedern der Dalmatiner und Bosniaken. Man wird bemerken, daß sich Völker, welche so denken, in ihrem innersten Wesen näher stehen, als die Bewohner der norddeutschen Düne und der Hochlande von Tirol.

Sollte einmal jene verhängnißvolle Zeit über unseren Erdtheil hereinbrechen, in welcher sich die Völker unbekümmert um die Ergebnisse der Geschichte, mit Nichtachtung aller künstlichen Schranken, ihren fremden Herren zum Trotz, sich als gleichartige zu gleichartigen fügen und durch solches Aneinanderschließen ungeheuerliche Staatenbildungen darstellen, dann wird man sehen, wohin die Slaven der thrakischen Halbinsel und ihr Primorje (ihr „am Meere") mit ihnen, ihre Wünsche senden.

Wir werden im Laufe unserer Wanderungen noch mehrmals Gelegenheit haben, durch Thatsachen auf dieses Verhältniß hinzudeuten, von welchem Europa nichts weiß, oder vorläufig nichts wissen will. Der italienische Firniß, welchen die meisten Reisebeschreiber, die auf dem Meere an dem Lande vorüber gefahren sind, bei ihrem zeitweiligen Absteigen in den Uferstädten wahrgenommen haben, pappt oberflächlich auf dem wirklichen Inhalt und ist unwesentlicher, als die Etiquette auf einer Flasche.

Ich werde den Beweis davon nicht schuldig bleiben. Vorläufig weise ich auf die Freigebigkeit hin, mit welcher der knauserige Italiener die Sammlungen unterstützt, welche zu Gunsten der armen verwundeten Soldaten veranstaltet werden, die man vom Kampfe gegen die aufständischen Slaven der Bocche in die Spitäler schleppt. Die schlauen Fremdlinge kennen ihren wirklichen Feind. Dieser aber kennt auch sie. Vorläufig wird das Land mit der Devise „Theile und Herrsche" unter der dermaligen Herrschaft eines Dritten erhalten. Sollte diese Devise einmal zu Schanden werden, so würde sich zeigen, welche Seite über die eigentliche Kraft des Volkes verfügt. — —

Zara war in alter Zeit eine Colonie der Römer, wovon, wenn gar keine anderen Zeugen mehr vorhanden wären, die ansehnlichen Spuren einer Wasserleitung ein Denkmal bilden würden, die frisches Wasser aus den nördlichen Gebirgen an den salzigen Strand herabführt. Der Sage nach wird sie auf die Regierung Trajan's zurückgeführt. Wo dieses Volk seinen Fuß hinsetzte, sorgte es zunächst, unbekümmert um alle Mühen und Kosten, für das wichtigste Bedürfniß der Bürger, für welches das Mittelalter keinen Sinn hatte. Von den Dingen, welche Letzteres nach Zara brachte, ist am merkwürdigsten der Körper jenes Simeon, welcher nach dem Zeugniß der Evangelisten das Kind Jesus im Tempel auf die Hände nahm. Das Volk nennt ihn den heiligen Simeon — meines Wissens der einzige heilige Jude, von welchem die Ueberlieferung etwas weiß. Wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, einen Körper aus Schutt und Asche des verbrannten Jerusalem nach Zara zu schaffen, so ist allerdings an einem kleinen Wunder nicht zu zweifeln.

Ein dankenswertheres Geschenk als letzteres, mit wel-

chem sich etwa die Ueberreste der drei Männer im Feuerofen, Sidrach, Midrach und Abdenayo vergleichen lassen, welche man drüben auf der Insel Arbe aufbewahrt, ist die Umgestaltung eines Theiles des unnützen Festungswalles in einen anmuthigen Garten. Man verdankt denselben der Fürsorge des Generals von Welden, welcher vor vierzig Jahren den Vätern der Stadt erlaubte, Ziersträucher und Blumen auf die Bastion Grimani zu pflanzen.

Zu diesem Haine gelangt man zwar, den Wall ansteigend, aus jeder der nördlichen Gassen, welche in der Richtung gegen den Hafen zu liegen, am bequemsten aber über den Platz der sogenannten fünf Brunnen.

Diese fünf Brunnen sind mächtige Zisternen, mit Eisengittern umgeben, mit Eimern an starken Ketten. Wenn man in ihre Tiefe hinabhorcht, so vernimmt man das Sausen des Wassers, welches in unterirdischer Leitung an ihrer Höhlung vorüber rinnt.

Sowohl diese fünf Brunnen, als das benachbarte Thor, das auf den kleinen Hafen hinausführt, werden von der Ueberlieferung mit dem Wirken des großen italienischen Baumeisters San Micheli in Zusammenhang gebracht, welchem Dalmatien manche Zierde verdankt und der, ein Michel Angelo im Kleinen, Festungen nicht minder zu bauen verstand, als Paläste und Brunnen.

Neben diesen fünf großen Zisternen befindet sich der Eingang des Parkes, von welchem aus man sowohl den Welebit, als die Felsen von Uglian und zu beiden Seiten das Meer erblickt. Hohe Nadelhölzer, Myrthen und Lorbeer grünen auf dem alten Bollwerk. Dazwischen stehen weiße Götterbilder und hie und da erinnert, hinter Gittern ver-

wahrt, ein römiſcher Fries, ein Säulenknauf, ein alter grauer Marmor an die Zeiten der alten Diodora.

Auch ein gelbes Thor wird von dem Walle und dem Garten überbrückt, welches laut der Inſchrift Melia Annina dem Andenken ihres Gatten Lepicius widmete.

Zara iſt nicht arm an ſolchen Erinnerungen aus der Kaiſerzeit. Auf dem Markte ragt eine prächtige Säule und auch auf dem Platze der fünf Brunnen ſelbſt erhebt ſich eine ſolche und ein alter Thurm, den nunmehr eine Art Wachſtube verunziert. Beim Ausgraben des Grundes, auf welchem jetzt das neue Theater ſteht, entdeckte man Moſaikböden, Ueberreſte von Bädern und menſchliche Skelette.

Mit vielem Geſchmack hat man inmitten des Parkes einen Hügel angebracht, von welchem aus derjenige bequem die Gegend überſchauen mag, der ſich nicht zum Berge San Michele auf Uglian hinüber wagt. Weit und breit ein blauer Geſichtskreis von Meer, Flachland und Bergen — in der nächſten Nähe immergrünende Bäume und im Meereshauch der Wohlgeruch von den Blüten des Gartens. Es iſt ein träumeriſcher Ort. Klingen dazu aus der Stadt die unabläſſigen kurzen Glockenſchläge herüber, von welchen es, wie jeder Wanderer im Süden weiß, den ganzen Tag einſchläfernd forthellt, ſo kommt leicht einer jener Augenblicke über den Einſamen, in welchen ihm, von der unveränderlichen Licht- und Tonfluth umwallt, Vergangenheit und Gegenwart wie ein Wahn erſcheinen und die Zeit ſelbſt, die raſtloſe, ſich ihm als eine wunderliche Täuſchung verflüchtigt.

Es wird nicht leicht Jemand dort oben ſtehen, ohne daß ihn die Hügelketten, welche jenſeits des Hafens das

nördliche Flachland unterbrechen und sich, immer höher ansteigend, gegen den Welebit hin verdunkeln, zu einem Besuche lockten. Sehen wir uns einmal die Landschaft dort drüben in der Nähe an.

Wer nicht den ansehnlichen Umweg um die Hafenbucht herum machen will, der steigt an den Strand hinab und läßt sich dorthin über den Hafen hinüberfahren.

Am Strande, wo die slavischen Fischer und Schiffer auf ihren winzigen Fahrzeugen sitzen und sich ihre spärlichen Fischmahlzeiten zubereiten, hat man Muße, sich das nervige und wetterharte Geschlecht zu betrachten.

Es ist heute der Tag der Wintersonnenwende, ein wüthender Scirocco, welcher selbst das Wasser des kleinen Hafens zu mächtigen Schaumwellen aufpeitscht, verkündet das Zurückweichen des Gestirnes gegen unseren nördlichen Erdtheil. Die meisten der Männer auf den Schiffen haben zum Schutz gegen das Wasser, welches zu ihnen hinaufspritzt, die Kapuzen ihrer braunen Mäntel über den Kopf geschlagen.

So oft ich eine Gesellschaft dieser starken und rauhen Menschen bei einander sehe, erinnere ich mich des Zwistes, welcher vor mehr als hundertdreißig Jahren wegen zwanzig ihrer Vorfahren zwischen seiner preußischen Majestät in der durchlauchtigsten Republik Venedig entstand. Jene lag durch ihren Gesandten, den Baron von Gotter, dem Dogen fortwährend in den Ohren, er möge ihr zwanzig starke Morlaken oder Dalmatiner verschaffen, mit welchen der König seine bekannte Potsdamer Riesengarde zu zieren gedachte. Der Doge bot alles Mögliche auf, um dem Könige den Gefallen zu erweisen. Aber seine Mühe war umsonst. Es fand sich selbst unter den ärmsten Morlaken in ganz Dalmatien nicht

ein einziger Menſch, welcher auch um die höchſte Belohnung preußiſcher Grenadier werden wollte. Dadurch ließ ſich indeſſen der König nicht beſchwichtigen und es blieb zuletzt, wenn man ſich nicht ſeinem Zorn ausſetzen wollte, nur ein einziges Mittel. Der Doge theilte dem Geſandten mit, daß man Willens ſei, acht der ſtärkſten Männer aus der venetianer Miliz ſelbſt, welche er anwerben möge, deſertiren zu laſſen, das heißt, ein Auge zuzudrücken, wenn ſie entflöhen. Es fanden ſich in der That acht Mann, welche um den Betrag von zweitauſenfünfhundert Zecchinen den Handel eingingen. Doch dieſe erwieſen ſich noch klüger, als der Doge. Denn nachdem ſie das Blutgeld verjubelt hatten, liefen ſie alle miteinander davon, ohne vorher Venedig nur mit einem Fuße verlaſſen zu haben. Die Wuth des Königs über dieſen Verluſt war grenzenlos und es bedurfte diplomatiſcher Vermittlung, um einen Bruch mit der Republik ſelbſt zu verhindern.

Die Stärke ihres Körpers verdanken die Morlaken vielleicht dem unwirthlichen Boden, der zu wuchtiger Arbeit zwingt, ihrem unausgeſetzten Aufenthalt in freier Luft — denn ihre Häuſer haben, wie wir ſehen werden, mehr Aehnlichkeit mit den Schlupfwinkeln wilder Thiere als mit menſchlichen Wohnungen — und dem energiſchen Klima, welches in den Wintermonaten in vierundzwanzig Stunden zweimal zwiſchen afrikaniſcher Brühhitze und eiſigem Nordſturm wechſeln kann.

Wer in dieſem ſonnendurchglühten, winddurchbrausten kahlen Lande zimpferlich angelegt iſt, geht zu Grunde und die Natur ſelbſt übernimmt die Ausübung ſpartaniſcher Erziehungskunſt.

Das Zara gegenüberliegende Ufer, zu welchem das

Schiff überfährt, ist nur spärlich mit elenden Dörfern besetzt und stellt in seinem wunderlichen, so gänzlich von allen übrigen Gegenden Europa's verschiedenen Aussehen den wahren landschaftlichen Typus des ganzen nördlichen Dalmatiens dar.

Das breite Schiff ist mit braunen Kapuzen und blau gekleideten Weibern mit dem rothen Gamaschenstrumpf, den die Frauen fast aller slavischen Völker mit Vorliebe tragen, stark überladen. Die Leute kehren vom Markte in der Stadt zurück, wohin sie Truthähne, todte Hasen Kohlköpfe gebracht haben.

Keiner versteht das Wort des Andern, denn der heulende Scirocco verweht jegliche Stimme. Daß die breite Fähre mitten im Hafen tanzt, wie eine Nußschale, ist nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß selbst die großen Dampfer in diesem offenen Port mitunter von den Windstößen in ihren Bewegungen gehemmt werden. Der Schaum spritzt über die ganze Gesellschaft hinüber, die Männer lachen und die Weiber schreien.

Hat die Fähre drüben vorsichtig an den weißen Uferfelsen angelegt, gegen deren zu harte Berührung sie durch ein paar Besen geschützt ist, die als Puffer oder Polster an ihrer Seitenwand hängen, so hat man mit der Ueberschreitung dieses kleinen Wasserbeckens, dessen Breite nicht über einen Flintenschuß beträgt, eine Entfernung zurückgelegt, zu welcher man in andern Ländern ebenso viele Tage brauchen würde, als hier Ruderschläge geschehen sind.

Drüben ist eine italienische Stadt, hier beginnt die slavische Wildniß.

Von diesen weißen Kalkfelsen am Ufer, welche das Meer ausgewaschen hat, nordwärts zieht sich eine viele,

viele Meilen lange Strecke hin, deren Einwohner von der abendländischen Civilisation kaum einen Anflug angenommen haben.

Ich will versuchen, das Aussehen des Bodens in den Wohnungen eingehend zu schildern, weil hier in Wirklichkeit aus dem Theile für das Ganze gelernt werden kann. Wer hier einige Stunden weit geht, der hat einen zutreffenden Begriff von Natur und Menschen auf der ganzen morlakischen Küste bis Carlopago, Zengg, Buccari, der Umgegend von Fiume und noch weiter den Karst hinauf. In der lichten Dämmerung, welche der feuchte Sciroccosturm über die Erde verbreitet, liegt die ganze von Steintrümmern übersäete Flur in einer Beleuchtung da, in welcher am meisten die Farben Grün, Grau und Weiß hervortraten. Betrachtet man sich den Boden aber genauer, so bemerkt man den verwitterten Kalk von bräunlichem Ansehen, die größeren weißen Steine, das spärliche Gras unter den zerzausten, von den Stürmen verkümmerten Oliven und die Fußsteige durch die Pflanzungen, die sich als breite Bänder von tieferem Braun hindurchziehen.

Das Meer züngelt noch hie und da durch die weißen Klippensteine herein und wird diese flache Bucht im trümmerbedeckten Grasland von den kleineren Fischerbarken als Hafen benützt. Aus dem Grunde des Strandes ragt eine dicke eiserne Säule hervor, vollständig dem Hintertheil einer halb vergrabenen Kanone ähnlich, um welche die Taue der Schiffe geschlungen werden. An einer anderen Stelle wird eine solche, aus weißem Kalkstein gefertigt, vom Wasser umplätschert.

Die Häuser, von welchen die besten nackt und kahl, aus grauem Mauerwerk aufgeführt, neben ihrem Düngerhaufen

stehen, sind in der Regel ganz oder theilweise von einer rohen Mauer aus Findlingsteinen umgeben.

In ihrer Nähe weidet ein Kalb das dürftige Gras ab oder durchwühlt ein Schwein den steinigen Boden, oder verfolgt ein dürrer Hund mit wüthendem Gebell den Vorübergehenden.

In Ermanglung einer Scheuer liegt das Heu in zuckerhutförmigen hohen Haufen, aus welchem ein Pfahl hervorragt, in ihrer nächsten Umgebung und nicht selten gewahrt man auch andere hohe, braun-schwarze Haufen, Aufhäufungen von Weintrebern, welche als Dünger für das Feld angesammelt werden.

Die Weinstöcke, deren nackte Reben dort hinter den Mauern aufragen, liefern ein Getränk, welches wenig schmackhaft, aber im höchsten Grade betäubend ist. Seit achtzehn Jahren verheert die Traubenkrankheit auch dieses armselige Land. Sie tritt um so gefährlicher auf, je näher die Weinstöcke an der Küste liegen. Die weichen Traubengattungen sind ihr mehr ausgesetzt, als die harten, die alten Rebenstöcke mehr als die neuen und die Südlage mehr als jede andere.

Leider ist bei der großen Armuth und Unwissenheit des Küstenvolkes der Gebrauch des Schwefels, wodurch beispielsweise im italienischen Tirol alljährlich die Ernten gerettet werden, noch nicht hinlänglich in Aufnahme gekommen und so leiden sie selbst an diesem wichtigen Erzeugnisse ihres verwüsteten Bodens schwere Einbuße.

Die Nähe einer Stadt, in welcher es viele wohlhabende Leute gibt, verräth sich noch hie und da durch ein weißes, rothbedachtes Haus, welches unter den trümmerhaften Ansiedlungen nicht minder eine Oase darstellt, als

viele Meilen lange Strecke hin, deren Einwohner von der abendländischen Civilisation kaum einen Anflug angenommen haben.

Ich will versuchen, das Aussehen des Bodens in den Wohnungen eingehend zu schildern, weil hier in Wirklichkeit aus dem Theile für das Ganze gelernt werden kann. Wer hier einige Stunden weit geht, der hat einen zutreffenden Begriff von Natur und Menschen auf der ganzen morlakischen Küste bis Carlopago, Zengg, Buccari, der Umgegend von Fiume und noch weiter den Karst hinauf. In der lichten Dämmerung, welche der feuchte Sciroccosturm über die Erde verbreitet, liegt die ganze von Steintrümmern übersäete Flur in einer Beleuchtung da, in welcher am meisten die Farben Grün, Grau und Weiß hervortraten. Betrachtet man sich den Boden aber genauer, so bemerkt man den verwitterten Kalk von bräunlichem Ansehen, die größeren weißen Steine, das spärliche Gras unter den zerzausten, von den Stürmen verkümmerten Oliven und die Fußsteige durch die Pflanzungen, die sich als breite Bänder von tieferem Braun hindurchziehen.

Das Meer züngelt noch hie und da durch die weißen Klippensteine herein und wird diese flache Bucht im trümmerbedeckten Grasland von den kleineren Fischerbarken als Hafen benützt. Aus dem Grunde des Strandes ragt eine dicke eiserne Säule hervor, vollständig dem Hintertheil einer halb vergrabenen Kanone ähnlich, um welche die Taue der Schiffe geschlungen werden. An einer anderen Stelle wird eine solche, aus weißem Kalkstein gefertigt, vom Wasser umplätschert.

Die Häuser, von welchen die besten nackt und kahl, aus grauem Mauerwerk aufgeführt, neben ihrem Düngerhaufen

stehen, sind in der Regel ganz oder theilweise von einer rohen Mauer aus Findlingsteinen umgeben.

In ihrer Nähe weidet ein Kalb das dürftige Gras ab oder durchwühlt ein Schwein den steinigen Boden, oder verfolgt ein dürrer Hund mit wüthendem Gebell den Vorübergehenden.

In Ermanglung einer Scheuer liegt das Heu in zuckerhutförmigen hohen Haufen, aus welchem ein Pfahl hervorragt, in ihrer nächsten Umgebung und nicht selten gewahrt man auch andere hohe, braun-schwarze Haufen, Aufhäufungen von Weintrebern, welche als Dünger für das Feld angesammelt werden.

Die Weinstöcke, deren nackte Reben dort hinter den Mauern aufragen, liefern ein Getränk, welches wenig schmackhaft, aber im höchsten Grade betäubend ist. Seit achtzehn Jahren verheert die Traubenkrankheit auch dieses armselige Land. Sie tritt um so gefährlicher auf, je näher die Weinstöcke an der Küste liegen. Die weichen Traubengattungen sind ihr mehr ausgesetzt, als die harten, die alten Rebenstöcke mehr als die neuen und die Südlage mehr als jede andere.

Leider ist bei der großen Armuth und Unwissenheit des Küstenvolkes der Gebrauch des Schwefels, wodurch beispielsweise im italienischen Tirol alljährlich die Ernten gerettet werden, noch nicht hinlänglich in Aufnahme gekommen und so leiden sie selbst an diesem wichtigen Erzeugnisse ihres verwüsteten Bodens schwere Einbuße.

Die Nähe einer Stadt, in welcher es viele wohlhabende Leute gibt, verräth sich noch hie und da durch ein weißes, rothbedachtes Haus, welches unter den trümmerhaften Ansiedlungen nicht minder eine Oase darstellt, als

ein großer, von Steinen fast gesäuberter Garten, inmitten der von den weißen Splittern bedeckten Gründe.

Es ist nicht ohne Reiz, durch das Eisengitter in die langen Perspectiven desselben hineinzuschauen, in welchen der sausende Wind die Mentha-Blüten bewegt, blau wie das empörte Meer und die Scoglien, welche in endloser Ferne ihren Hintergrund zu bilden scheinen.

Ueber diese Mauern schwanken auch Cypressen im warmen Sturm, nur auf dem Grunde des Wohlhabenden vor der Axt sicher. Sie beugen sich gegen Norden, wie das Schilfrohr eines Sumpfes.

Selbst das Getreidefeld, welches auf der andern Seite der weiß und braun gesprenkelten Straße sich hinzieht, zeigt von dem Wohlstand seines Besitzers, dem es ermöglicht war, so viel helfende Arme herbeizuschaffen, daß man nirgends mehr den Kalkschotter aus dem braunen Grunde hervorragen sieht.

Wie mühevoll diese Arbeit ist, erkennt man, wenn man sich hie und da über die Brüstung einer der Steinmauern beugt und die Männer betrachtet, welche mit ihren Hacken breite Furchen in den elenden Grund hauen. In diesen Furchen knieen oder hocken sie und werfen die Steine durch die Füße oder über ihren Rücken weg. Es ist ein Geschäft, bei welchem der Mensch starr und düster werden muß. Sähe man nicht an einzelnen Feldern den Erfolg dieser trostlosen Arbeit, so möchte man meinen, diejenigen, welche hier Steine fortwerfen, seien mit solchen zu vergleichen, welche das Meer in Eimern ausschöpfen wollen.

An einer Stelle des Feldes befinden sich zwei thurmartige Landhäuser, welche nunmehr als Seidenspinnereien benützt werden. Sie rühren von einer Ansiedelung von

Friulanern her, welche sich im Anfange dieses Jahrhunderts auf diesem Strande niederließ. Auch weiter oben bei Nona stehen noch Häuser dieser Colonie. Sie sind aber sämmtlich zerfallen und verödet, gleich wie ihre Insassen verdorben und verkommen sind in dem ungastlichen Lande.

Die Landhäuser zeichnen sich auch durch die Einfriedigung ihrer Grundstücke aus. Dieselben sind nicht wie diejenigen der armen Bauern durch Mauern abgegrenzt, welche aus übereinander geschichteten Kalksteinen bestehen, sondern durch Mörtel und Anstrich wohl verbunden.

Auf dem Wege ist wenig Leben zu erspähen. Manchmal ein Bauer in zerlumptem braunen Mantel, mit durchlöcherter Mütze, zerrissenen Bundschuhen, der mit trübseliger Miene aus der Stadt zurückkehrt und welcher den armen Truthahn, den er dort nicht hat verkaufen können, an den Füßen mit abwärts hängendem Kopf wieder nach Hause trägt. Ein anderer treibt einen kleinen, wolligen Esel vor sich her, der Brennholz, dünne zusammengebundene Zweige, auf dem Rücken schleppt.

Der Holzmarkt befindet sich am kleinen Hafen von Zara und das Holz wird ausschließlich von Eseln getragen. Es ist werth, daß man sich denselben dort betrachtet. Viele von den müden Thieren legen sich mit ihrer Last auf den Bauch oder gar auf die Hüfte, andere suchen die spärlichen Strohhalme, welche für sie in den Schmutz hingestreut sind. Vor ihnen schlagen die Wellen an den Strand und sehr häufig überspritzt sie und die Weiber in den weißen langen Wollröcken, welche sie hüten, der salzige Schaum.

Manchmal sieht man auch einen Mann im Dornengestrüpp und dem kurzen Strauchwerk zwischen den Mauern herumgehen und sich mit einer kleinen Handsichel Zweige

abſchneiden, mit welchen er ſein Mittagsmahl, den Kohl oder die kleinen Fiſche bereitet. Die Slaven nennen dieſe kriechenden Sträucher ſammt und ſonders, mögen ſie irgendwelcher Gattung angehören, einfach zelinika, das heißt Baumwerk oder Grünzeug.

Andere, Vorſorglichere, haben ganze Haufen dieſes Zeuges im Unflath ihrer Höfe aufgeſchichtet, wo dieſelben dem Geflügel als Tummelplatz dienen. Die dornigen Zweige werden auch, nachdem man ſie entblättert hat, als weiteres Schutzmittel des Hofes auf die Brüſtung der elenden Mauern gelegt, welche ſelten über vier oder fünf Fuß hoch ſind.

In ſolcher Oede iſt ſelbſt der flüchtigſte Sonnenſtrahl willkommen, welcher die dichte Hülle des Sciroccohimmels durchbricht. In einem Augenblick zittert wunderbarer Glanz durch die trübſelige Erde. Die grauen Kalkmauern blenden und die fernen Straßen liegen wie breite Zinkſtreifen am Geſichtskreis, ſo daß man das Beiwort die „weiße“ begreifen lernt, mit welchem im ſlaviſchen Liede ſtets die Straße bezeichnet wird. Und ſelbſt im fernen grauen Norden die ſteinigen Flächen und öden Kalkhänge, welche ſich gegen den Welebit hinziehen, fangen einen Augenblick zu lodern an, wie ſchwere, tiefe Gewitterwolken, auf welche ein gelber Strahl der regneriſch untergehenden Sonne fällt. Da ſaust es durch die Oelbäume und durch die abgeſtorbenen Dornen auf den Mauern — ein vielſtimmiges Lied, welches tief aus dem Herzen dieſer gequälten Welt dringt.

Für denjenigen, welcher auf dieſem Lande dahingeht, iſt das Meer nimmer die öde Fläche, ſondern ein Feld des Glanzes und der Bewegung, nach welchem hin er gern ſeine Blicke abwendet von den hohen Steinhaufen, welche

da im Schweiße des Angesichtes aus den Aeckern zusammen getragen worden sind und von den Dornen auf den Mauern, mit welchen der arme, in Schmutz und Nacht versunkene Mensch sein jämmerliches Eigenthum zu schützen trachtet. Gerne wendet sich in der That der Blick ab von dieser schmerzlichen Verwirklichung des Fluches im Paradiese, hinaus auf die weite Fläche, welche erregt im Blau des hohen Himmels glänzt, wie wenn sie seine Farbe mitten durch die unheimliche Wolkendecke hindurch wiederzuspiegeln vermöchte. Ueber dem tobenden, tiefblauen Meere erscheint die Insel Uglian in purpurner Färbung, welche — alle Kenner südlicher Gewässer werden sich der Erscheinung erinnern — oft in der Netzhaut angeregt wird, wo dunkle Felsen in weiter Ferne aus einem Meere von tiefem Blau aufragen. —

Manchmal verändert sich auch der Anblick des Grundes, ohne deshalb erfreulicher zu werden. Statt der Felder und ihrer Mauer sieht man nur mehr weiße Steine — ein mageres Weideland. Zahllose schwarze Flecken heben sich vom Weiß des Kalkes ab: vereinzeltes, entblättertes Gestrüpp. Nur selten zeigt sich zwischen ihnen ein grüner Punct. Das sind großbeerige Wachholder-Sträuche, die im Winde zittern.

Der Boden hebt sich immer höher, es beginnt die Wellenbewegung der Hügel, welche sich bis zum Welebit hin fortsetzt.

Auf einer dieser Anschwellungen des Bodens liegt das Dorf Bukognazza, weithin sichtbar. Ein bescheidener Kirchthurm erhebt sich über seinen Steinhütten.

Das Haus des Pfarrers ist die einzige Ansiedelung, welche diesen Namen verdient. An seinen Fenstern nimmt

man ſogar weiße Vorhänge wahr, eine Ueppigkeit, welche in morlakiſchen Dörfern ſchon deshalb die Wohnung des Prieſters kennzeichnet, weil alle übrigen Wohnungen überhaupt keine Fenſter oder wenigſtens keine Fenſterſcheiben haben. —

Das Dorf iſt, wie erwähnt, auf dem Grate eines Hügels aufgebaut, welcher weithin die Gegend beherrſcht. Auf dieſem Grate nun brechen die Seitenflächen der Kalkſchichten, aus welchen der Hügel beſteht, aus dem dürftigen Boden hervor — jene Steinplatten, welche den Straßen und dem Pflaſter der Stadt Zara ihr eigenes, gelbliches Anſehen geben. Dieſes Hervortreten ihrer Kanten im Dorfe bewirkt, daß man in demſelben auf lauter Staffeln und Abſtufungen geht, welche in den Steinlagen durch Abwitterung hervorgebracht worden ſind. Es iſt dies jene, den Füßen und den Rippen gefährliche Karſtbildung, welche die Morlaken „skopce“ nennen.

Von dem Elend der Behauſungen auf dieſen Skopce macht ſich der Abendländer keine Vorſtellung. In dieſer Beziehung, wie in ſo manch anderer, unterſcheidet ſich das dalmatiſche Feſtland keineswegs von den Dörfern der ſchwarzen Berge oder des benachbarten Paſchaliks Bosnien.

Die Steinmauern, welche die Gehöfte umgränzen, ſind hier noch niedriger, als auf freiem Felde und die Dornhaufen auf ihnen noch höher. Skelette von Hunden und Schweinen treiben ſich in der Jauche, welche die ausgewaſchenen Mulden der Skopce ausfüllt, umher.

Wir treten in die Behauſung eines Mannes, welcher Wein verkauft und zugleich als eifriger Jäger bekannt iſt.

Seine Hütte iſt eine der beſten im Dorfe, denn man kann durch ihre Thüre eintreten, ohne ſich übermäßig zu

krümmen und ihr Dach besteht aus Brettern, nicht wie das des Nachbarn, aus Binsen.

Nichts desto weniger muß man sich vergegenwärtigen, daß die Behausung von den meisten Sennhütten unseres Hochgebirges noch manche Bequemlichkeit annehmen könnte. Sähe man nur auf den Boden außerhalb der Hütte, so würde man sich auch wohl auf den scharfkantigen Grat irgend eines Alpengipfels versetzt glauben.

Der Wirth, ein bejahrter Mann in rother Mütze, blauem Gewande und den landesüblichen Opanken*), hilft sich nach Morlakenweise in seiner Hauseinrichtung selbst, ist sein eigener Schneider, Schuster, Schreiner und Küfer. Er näht eben an einem blauen Wammse, welches er vor sich auf den Knieen liegen hat.

Seine Behausung, deren Boden sich aus dem mist-erfüllten Hofe ohne Schwellenabtheilung in das Innere der Hütte eben fortsetzt, ist in zwei Gemächer eingetheilt, von welchen das eine seine Weinfässer enthält, das andere aber zu allem Uebrigen dient.

In diesem Letzteren sieht es denn auch bunt aus. Von den rußigen Balken herab hängen Lederschläuche, die im Herbst zur Aufbewahrung des Mostes dienen. Hier ist ein dürrer Holzstamm mit gabeligen Zweigen angebracht, mit Maiskolben beladen, dort liegt eine Opanke, in der Anfertigung begriffen. Jetzt ist es noch ein übelriechendes schmieriges Ding, aber in Kurzem wird es eine vorzügliche Fußbekleidung sein auf den schneidenden Klippen. Man sieht noch nichts als ein Stück ganz frischer Rindshaut, von welcher die Haare weggeschabt worden sind, in die

*) Bundschuhe.

Form eines geſchnäbelten Nachens zuſammengebunden. Den oberen Theil ſtellen ganz rohe Flechſen und Sehnen dar, welche vielleicht noch geſtern die Knochen des lebendigen Thieres bewegten. Der ganze Schuh iſt noch kleberig, wie ein friſch aus dem Leibe geriſſener Darm, nichts deſto weniger aber vollkommen fertig und es bedarf nur einiger Zeit und friſcher Luft, in welcher er trocknet, um ihn zu einer vorzüglichen Bekleidung des Fußes zu geſtalten.

Neben dem Bette — einem Hausrath, welcher in den meiſten Morlakenwohnungen durch Stroh und Lumpen erſetzt wird — ſteht ein großer viereckiger Stein mit einem Brette bedeckt. Dieſer Stein iſt inwendig ausgehöhlt und dient als Behälter des Oeles. Nebenan hängen an der Wand einige jener geſtrickten, roth und blaugefärbten, mit Quaſten verſehenen, einer Jagdtaſche ähnlichen Säcke, welche die Morlaken ſtets an einer Schnur um den Leib tragen. Daneben aber hängt ein regelrechtes Kapſelgewehr, geladen, das Werkzeug nicht minder der Vertheidigung, als der Jagd.

So wie das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand kommt, wird der Mann lebendig und erzählt mit Eifer von den Haſen und Füchſen und von den Meervögeln am Strande, welche er erlegt.

Während ſeiner Erzählung heult der Wind im ſchwarzen Gebälk des Daches, wie in einem Tauerhaus, grunzen draußen die Schweine und verſenkt ſich der Blick durch die Oeffnung des thürenloſen Einganges hinaus in die blaue Ferne des ebenen Landes, von den weißen Wegen durchzogen. Während mir der Jäger von ſeinen nächtlichen Gängen und von den Mühſeligkeiten auf den weiten Steinfeldern erzählte, ſtellte mir der unwillkürliche Eigenſinn,

mit welchem das Gedächtniß uns oft durch die grellsten Gegensätze überrascht, zwei Bilder aus dem Jagdleben der Morlaken vor das innere Auge, welche, wie ich glaube, in Deutschland völlig unbekannt sind, obwohl die beiden Lieder, welche dieselben enthalten zu den bekanntesten Gesängen des Volkes an der kroatischen Küste gehören. Ich will sie wortwörtlich und schmucklos übersetzen:

„Es leuchtet die Morgenröthe und ich bin schon vor dem Hofe. Es kommt der Tag und ich bin schon auf die Jagd gegangen.

„Ich bin auf dem Berge und die Sonne geht schon hinter den Berg.

„Aber auf dem Berge unter einer grünen Fichte, dort lag ein Mädchen, eingeschlafen.

„Unter dem Kopfe hatte sie ein Bündel Klee, auf dem Busen saßen zwei weiße Tauben und im Schooße lag ein buntes Hirschkalb.

„Ich rüstete mich, dort die Nacht zuzubringen, führte das Pferd unter die grüne Fichte und setzte den Falken auf den Zweig der Fichte.

„Dem Pferde gab ich den Bündel Klee, dem Falken aber die zwei weißen Tauben, meinen Hunden das bunte Hirschkalb und für mich blieb das schöne Mädchen."

Das andere lautet wörtlich so:

„Schön bist Du gewachsen, o Platane, ganz voll von Perlen und von Edelsteinen!

„O Dich krönt ein Falke, welcher zu Dir hinfliegt am Morgen und am Abend, hinfliegt und auf das Gebirge schaut, wo zwei Brüder das flüchtige Wild jagen.

„Der ältere Bruder jagte, er erjagte ein Reh und einen Hirsch und ein Hirschkalb mit goldenen Hörnern.

„Der jüngere Bruder aber jagte, er erjagte die goldhaarige Sosa.

„Da sprach zu ihm der Aeltere: O Bruder theilen wir die Beute!

„Der Jüngere aber sagte zum Aelteren: „Auf Deinen Theil trifft das Reh und der Hirsch und das Hirschkalb mit den goldenen Hörnern, mich aber trifft die goldhaarige Sosa".

In welch wunderlichem Gegensatze stehen diese Lieder und ihre Ahnung von quellenreichen Waldschluchten und Schattendunkel im wildwimmelnden Forst mit dem Elend in der Jauche der Skopce! Statt der goldhaarigen Sosa steht da draußen ein Morlaken-Weib in seinem langen Wollhemde und kriecht durch die finstere Thüre ihres „Hauses", welches ein halb verfaultes Binsendach bedeckt. Statt der „goldhörnigen" Hirschkälber tummeln sich dort draußen ganz andere Thiere.

Voll Neugierde kommt auch einer der Nachbarn auf Besuch und fragt den Fremdling aus. Dieser war seiner Zeit Soldat gewesen und hatte in einer Stadt nahe am Böhmerwald gelegen. Mit Entzücken spricht er von den vielen Erdäpfeln, welche es dort gäbe, und von den wenigen Skopce — lauter ebene, schöne Erde. Er hatte in der Ferne čechisch reden gelernt. — —

Am nämliche Tage Abends (21. December 1869) wurde zu Bukognazza ein Räuber erschossen. Wir werden noch oft auf das Capitel „Räuber" zurückkommen. Mit diesem aber hatte es folgende Bewandtniß.

Der Räuber wollte am Abend aus dem Stalle neben der Stube in einem fremden „Hause" Vieh wegnehmen. Es war Niemand zu Hause, als ein Knabe, welcher schrie

und Lärm machte. Der Räuber ſchoß eine Piſtole auf ihn ab, deren Kugel fehl ging. Der Knabe riß ein Gewehr von der Wand und tödtete den Angreifer. Indeſſen befindet ſich auch die Mutter dieſes Knaben „wegen Mordes“ dermalen im Zuchthauſe zu Capo d'Iſtria. Bei dieſer Gelegenheit erwähne ich, daß die morlakiſchen Räuber erſchießen nicht für „umbringen“ halten. — —

Einer der merkwürdigſten Gänge, welche man von Zara aus am Strande unternehmen kann, iſt der nach Albaneſe, einem langen hingeſtreckten Dorfe, auf der nämlichen Halbinſel, auf welcher die Hauptſtadt liegt.

Dieſes Albaneſe iſt, wie der Name andeutet, von Albaneſen bewohnt, deren Vorfahren vor einigen hundert Jahren unter dem Schutze des Biſchofs von Antivari in Albanien vor der Tobſucht der Türken geſichert lebten. Als dieſer geiſtliche Hirt nach Preraſto in der Bocca von Cattaro überſiedelte, folgten ihm die armen Leute aus Anhänglichkeit nach und nicht minder, als derſelbe ſpäterhin Biſchof von Zara wurde.

Jetzt iſt freilich durch Vermiſchung mit den anderen Kindern des Landes nicht blos die Mutterſprache dieſer Anſiedler verſchwunden, ſondern ſie unterſcheiden ſich auch ſowohl im Wuchs, als in Tracht, Sitten und Gewohnheiten in nichts mehr von ihren morlakiſchen Nachbarn. —

Der Weg dort hinaus führt durch das Thor am kleinen Hafen und längs der Baſteien, ſtets hart am Strande des Meerkanales hin, deſſen Wellen ſich zwiſchen die Inſel von Zara und das langgeſtreckte Felſeneiland hereindrängen.

Wenn man nicht dem nächſten Wege nach Albaneſe folgt, ſondern ſich ſo lang am Meere hält, bis man etwa

die Mitte des abseits liegenden Dorfes erreicht hat, so gewahrt man ein Naturschauspiel, welches man außerhalb der dalmatischen Küsten wohl nur an wenigen Stellen Europas finden wird.

Es liegt in der Natur des Höhlenkalkes, aus welchem die vom Karst auslaufenden dinarischen Alpen gebildet sind, daß sich an vielen Stellen ihres Inneren, dem Auge versteckt, Wasser ansammeln, die oft in weiter Ferne zu Tage treten. Es gibt in diesem Karste Flüsse, welche plötzlich verschwinden und Flüsse, welche ebenso an irgend einer Stelle mächtig hervorbrechen.

Ein solcher Fluß ist beispielsweise die Fiumera in der Bocca von Cattaro, deren flaschengrüne Fluth aus der Höhe des Kalkgebirges bis zum Meer kaum eine Wegstunde zurücklegt. Noch viel seltsamer in seiner Art ist aber das Becken an diesem Strande, welches man den Kaiserbrunnen nennt, und welches laut einer Inschrift im Jahre 1546 von einer Kuppel überwölbt worden ist. Hier entspringt ein mächtiger Schwall heißen Wasser's nicht eine Klafter breit vom Meeresstrande und wäre nicht ringsum eine schützende Mauer gezogen, so würde die Salzfluth hineinschlagen und den edlen Born verderben.

Solche Quellen, welche unmittelbar am Rande des Meeres zu Tage treten, gibt es zwischen hier in der Richtung gegen Carlopago und Zengg im kroatischen Küstenlande eine Menge. Es ist mir aufgefallen, daß unter den vielen Reisebeschreibungen, welche Schilderungen jener Gegend enthalten, sich keine Erwähnung dieser Phänomene vorfindet. Indessen erklärt sich die Unterlassungssünde, wenn man bedenkt, daß die Reisenden sich das Land, welches sie beschreiben, in der Regel vom Schiffe aus anschauen

und es sich wenig angelegen sein lassen, an der unwirthlichen und mitunter gefährlichen Küste umherzuwandern.

Die Quelle, deren Inhalt wie ein starker Bach zu Tage kommt und das Becken mit einer durchsichtigen, dunkelklaren Fluth ausfüllt, entspringt aus verwittertem, gelben Kalkstein, der von der Brandung des Meeres trieft. Aus ihr schöpfen die weißgekleideten Morlakinnen Wasser, und andere schlankgewachsene Weiber knieen waschend auf dem marmorglatten Molo, der sich von der Quelle ins Meer hinauszieht, stets von den brechenden Wogen übersprüht.

Von hier sind es nur wenige Schritte bis zum Dorfe Albanese, welches, wohl wegen der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt, etwas menschenwürdiger aussieht, als andere, weiter landeinwärts gelegene Ansiedelungen des Morlakenlandes.

Das Dorf ist nicht ein wirres Durcheinander von binsenüberdachten, fensterlosen, dunkeln Schmutzhöhlen, sondern seine Häuser, deren Mauern allerdings auch nach Landessitte hoch mit Dornen bedeckt sind, stehen längs einer Gasse, oft in ansehnlicher Entfernung von einander, von Weichsel- und Feigenbäumen, von Kohl- und Weingärten, ja sogar von Weidegründen getrennt. An manchen Stellen erheben sich auch schattige Oelhaine mitten in der Ansiedlung hinter wohlgepflegten Hecken.

Es gibt wohl kein Dorf an der ganzen Küste, welches, von dem trostlosen Inneren der kahlen Häuser abgesehen, den Fremdling im Ganzen mehr anheimelte, als diese Albanesen-Ansiedlung. Dennoch darf man dem gemüthlichen Eindrucke nicht so weit trauen, daß man sich vermessen würde, etwa in winterlicher Dämmerung oder gar zur

Nachtzeit dortselbst zu luſtwandeln. Man würde offenbar Gefahr laufen, freundlich um Geld für ein paar Bundſchuhe oder dergleichen angegangen, und unter Umſtänden halb todt geſchlagen zu werden. Auch in dieſem Puncte ſind die Albaneſen den Nachbarn gleich geworden; denn böſe Beiſpiele verderben gute Sitten und die zahlreichen Gensdarmen, die man dorthin poſtirt hat, ſind nicht allgegenwärtig.

Die Bewohner von Albaneſe haben dem italieniſchen Weſen der Stadt einen wälſchen Firniß entnommen, der ſich vorzüglich in der Sprache kennzeichnet. Selbſt die Weiber verſtehen nothdürftig italieniſch zu radbrechen. Statt des landläufigen Grußes: Dobra ti srec! (Gut ſei Dir das Glück), hört man nicht ſelten die aus beiden Sprachen zuſammengemiſchten Worte: Buon giorno, brate! (Guten Tag, Bruder!) Oder es kommt auch vor, daß vor ſlaviſche Wörter der italieniſche Artikel geſetzt wird. Man fragt z. B. um den Weg und erhält die Auskunft: Ca cesta gehe napred diritto (gerade aus).

Dieſelbe Beobachtung vom Nebeneinander des volksthümlichen Weſens beider Nationen, kann man auf dem Kirchhofe anſtellen. Der eine Leichenſtein trägt eine italieniſche, der andere eine ſlaviſche Inſchrift, und neben dem „Sdrava Maria“ findet man das „Qui giace“, welches in der Regel den epitaphiſchen Wortſchwall der Italiener einleitet.

Die Gräber des armen Volkes ſind nur durch dünne Hölzer bezeichnet, nebenan aber liegen monumentale Gruftſteine. Die gelben Kalkſteinlagen, welche ſchief übereinander geſchichtet den Grund eines Landes darſtellen, erſcheinen in manchem Grabe, welches geöffnet ſeines Bewohners harrt.

Unter einigen Olivenbäumen, welche an der Mauer grünen, scharren die Hühner des Pfarrhofes, manchmal vom Spitz des Geistlichen in die Flucht gescheucht. Weiter draußen aber zwischen den Steintrümmern der Felder ziehen nunmehr die Schafe auf der Winterweide hin und her.

Die Landzunge, auf welcher Albanese steht, verengt sich hinter dem Dorfe immer mehr und mehr, bis sie in einer steinigen Haide zum Meere abfällt. Dort wälzen sich mächtig die blauen Wogen gegen den gelben Strand. Die Haide ist von einem Oelwalde begrenzt, zwischen ihren Trümmern aber blüht schon der lilienweiße Crocus, welcher nordwärts von den Alpen erst im März seine Blüten erschließt. An der Küste ist alles Wachsthum vorzeitig. Der Winter nimmt nicht die Farben des Keimens und Blühens vom Lande — er ist nur eine öde, dunkle, stürmische Zeit.

Nicht minder verdient die Landschaft durchwandert zu werden, welche sich jenseits des Hafens längs der Straße nach Scardona hinzieht. —

Stellen wir uns einen anderen Wintertag vor, an welchem sich der Scirocco gelegt hat und sich kein Blättchen rührt in der treibhauswarmen, dunst- und duftschweren Luft. Die Stechfliegen tanzen über dem feuchten Boden in der Schwüle und nichts bewegt sich in der weiten Runde der Erde und des Meeres, als zwitschernde Vögelschaaren, die Nachlese halten in den Hecken und auf den Zweigen der Oelbäume.

Das Meer liegt ruhig da wie ein fauler Teich und sein Wasserspiegel bewegt sich nicht um eine Linie an den zernagten Ufersteinen. Nur an manchen Stellen der Bucht wird eine wimmelnde Bewegung im Wasser wahrgenom-

men. Es sind die Süßwasser-Quellen, welche auch hier hart am Rande der Salzfluth und nicht wenige von ihnen selbst auf ihrem schlammigen Grunde hervorbrechen. Wenn man dort Wasser schöpft, so erhält man ein bitterliches Getränk, wie es entsteht, wenn man Brunnen- und Meerwasser zusammen schüttet. Außer dieser leisen Zitterbewegung überall unsägliche Ruhe, nur unterbrochen durch das Blöcken der Schafe, welche in der Ferne, von Oelbäumen versteckt, das frisch sprießende Gras abweiden.

Nicht einmal die schlanken Schachtelhalme zwischen den Blöcken des Meeresufers rühren sich, die grauen entlaubten Feigenäste über den Kalksteinen hängen so starr und todt da, als wären sie selbst ein Theil des Felsens, auf welchem sie wurzeln.

Die Landschaft zeigt ein wirres Durcheinander von grauen Mauern, hinter welchen die Oelbäume grünen, von Landhäusern, in deren Gärtchen die Myrthe und die stachelichte Agave sich über die Steinwälle erhebt, von schwarzen Cypressen und gelben Fußsteigen, von runden, hart aus Lehm zusammengestampften Dreschtennen, jetzt von dem Regen in Kothlacken verwandelt — von Obstangern mit braunen Pfützen bedeckt, von stallähnlichen Hütten, aus welchen blauer Rauch sich über die Felstrümmer der Grundstücke hinzieht, von entlaubten Hecken, auf welchen die bunten Morlakengewänder, und von zusammengeschleppten Dornhaufen, auf welchen die groben Hemden trocknen.

Ein anderes Bild bietet die Landstraße, welche von hier nach den Städten Scardona und Sebenico, nach Trau, Spalato und dem Süden des Königreiches führt.

Wer auf ihr hingeht, nimmt in langer Ausdehnung der Straße wenig wahr, was an die Eigenthümlichkeiten

dalmatiſchen Landes erinnert. Lange Reihen von Pappeln und anderen Alleebäumen begleiten ſie bis zu weiter Entfernung von der Stadt, durch große Eiſengitter dringt der Blick in ſchöne Ziergärten mit ſüdlichen Cypreſſen und nordiſchen Tannen. Ein Kirchlein ſteht am Wege zwiſchen grünen Myrthenbäumen. Ueber ſeiner Thüre ſchwebt ein Engel, darüber hängen die Doppelglocken und an die Wand ſchmiegen ſich mächtige Rebenſtämme. Vielleicht wird die Straße aus dem Grunde von den ſtattlichen Bäumen bekleidet, weil die Bürger von Zara durch ſolche Pflanzung dem Todten Ehre erweiſen wollten, welche auf ihr zur Ruheſtätte geführt werden. Wenn man ſich der erſten jener Hügelreihen nähert, die ſich von hier fort und fort bis zum ſteinigen Sebenico ziehen, erblickt man den Ort, an dunklen Cypreſſen erkennbar.

Jene Hügelreihen ſind zwar mit Oel bedeckt, haben aber in ihrer Bildung und in ihrem allgemeinen Ausſehen, ſowie in ihrer ununterbrochenen Aufeinanderfolge viele Aehnlichkeit mit jenen, welche in Kroatien vom Joſefsthal an ſich um die Ufer der Kulpa, bis Generalski Stol und bis zum Wratnik oder Zengg ziehen und ihre höchſte Erhebung im Kapelagebirge zeigen. Freilich ſteht auf jenen grüner Eichwald (zelena dumbrava, wie es in den Volksliedern heißt), dieſe hingegen ſind von Oliven bedeckt, doch gleichen ſich ihre Linien, wie ſich das Volk gleicht, welches zwiſchen ihnen in den ſanft geneigten Mulden hauſt.

Vor dem Friedhofe rauſcht ein brauner, tiefeingeſchnittener Bach durch das Thal zum Meere, — ſeine Wellen ſind es allein, welche die Ruhe des weiten Geſichtskreiſes unterbrechen, an welchem dort die gelbliche Straße gerade den Hügel hinaufſteigt, einzelne Pinien vom oberſten

Hügelrand ſich rundlich aus dem trüben Himmel abheben, hier aus der Ferne die ſchwarzen Zacken von Uglian herſchauen und um Alles ſich das graue Meer ſchlingt.

Durch ein eiſernes Gitterthor gelangt man auf das weite, grasbewachſene Feld. Große Haufen rother Erde neben friſch gegrabenen Gräbern deuten darauf hin, daß neue Ankömmlinge erwartet werden. Neben einem friſchaufgeworfenen Hügel ſteht ein ſchwarz gekleideter Mann und weint. Den Kranz rother Roſen, welcher die feuchte Erde ziert, hat er eben hingelegt als wir über die Schwelle ſchritten.

Weit und breit nichts Lebendiges. Das düſtere Grün ferner Oelbäume und die ſchwarzen Scoglien ragen allein über die Mauer herüber. Nur das Plätſchern des Baches, der auch bald im Meere ſeine Ruhe findet, durchbricht die große Stille. — —

Die Landhäuſer, an welchen wir auf unſerem Wege vorüber gekommen ſind, geben Stoff zu allerlei Betrachtungen.

In Dalmatien iſt es nicht gerade unter allen Umſtänden ein Vergnügen, ein Landhaus zu beſitzen. In manchem Fall wird die Villa, die ſo anmuthig zwiſchen den Feigenbäumen und den gern von Vögeln beſuchten Myrthen ſteht, ihrem Eigenthümer eine unläugbare Gefahr. —

Man kennt aus den Berichten derjenigen, welche in Neapel oder einigen Gegenden Spaniens gereiſt ſind, die Gewohnheit der Räuber, den Beſitzern von Landhäuſern Briefchen zuzuſtellen, des Inhaltes, daß man ihr Eigenthum unfehlbar zerſtören würde, wenn nicht binnen einer gewiſſen Zeit Geld oder Geldeswerth an einem bezeichneten Orte für die Herren Räuber hinterlegt ſei. Dieſer Brauch wird nicht minder in Dalmatien geübt und es wäre hier zu

Lande vorläufig unmöglich, in ſolcher Entfernung von der Stadt, wie zum Beiſpiel die Landhäuſer meilenweit vom Golfe von Genua hin verſtreut ſind, ſich eine Villa zu halten, ohne ſtete Gefahr der Brandſchatzung oder Zerſtörung in der Zeit der Abweſenheit von derſelben und ohne Lebensgefahr in jener Zeit, in welcher der glückliche Beſitzer ſein Tusculum ſelbſt genießen will. Die Drohungen erſtrecken ſich in der Regel auf das Niederhauen der Oelbäume und auf das Verbrennen des Hauſes. Dieſe Erfahrung gilt jedoch vorzugsweiſe und faſt ausſchließlich nur für die Morlakenküſte, im Kreis Zara. In den anderen Kreiſen Raguſa, Spalato, Cattaro kommen derlei Gewaltthaten überaus ſelten vor, und nur die Verlikka kann beanſpruchen, den Zaratiner Kreis an Zahl der Uebelthäter noch weit zu übertreffen.

Ich habe mir die Mühe genommen, aus den Liſten der Verbrechen die Thatſachen zuſammen zu ſtellen, welche einen ſicheren Boden für die Beurtheilung dieſes gräuelvollen Zuſtandes bieten.

Der Kreis Zara zählt 157,000 Einwohner. In den Jahren 1851—63 wurden unter dieſer Bevölkerung 2659 „Handlungen öffentlicher Gewaltthätigkeit“ verübt und 1919 Menſchen ſchwer an ihrem Leibe geſchädigt. Ohne Weiteres ermordet aber wurden 507 Menſchen.

Noch ärger iſt es freilich in der Verlikka beſtellt. Dort treffen auf eine Bevölkerung von 8400 Menſchen 766 blutige Verbrechen, ſo daß ſich unter je einundzwanzig Menſchen ein Mörder oder Todtſchläger befindet.

Die blutigen Verbrechen des Kreiſes Zara betragen mehr als das Doppelte derjenigen Unthaten, welche in allen übrigen drei Kreiſen zuſammen vorkommen.

Die Nähe der türkiſchen Grenze, hinter welcher Räuber und Mörder leicht Schutz und Verſteck finden, erklärt dieſen traurigen Sachverhalt keineswegs vollſtändig. Denn dieſe Grenze liegt überall verhältnißmäßig nahe und im ſüdlichen Theile noch weit näher, als im nördlichen. Dalmatien iſt überhaupt ein ſchmaler Landſtrich zwiſchen Meer und dem Hauptkamm der dinariſchen Alpen, denn ſeine größte Breite, zwiſchen Sebenico und Graw überſteigt nicht zehn geographiſche Meilen.

In der Armuth des Morlakenvolkes, welches auf einem wenig ergiebigen, ſtark verwüſteten Boden lebt, mag die Haupturſache ſolcher Verwahrloſung geſucht werden. Weiter gegen Süden gibt das Meer den Bewohnern der ſchmalen Küſte und der Inſeln Nahrung durch Schifffahrt und Fiſchfang. Auch wird der Boden immer ergiebiger, je weiter man gegen Süden hinabgeht; Wein, Oel und Feldfrüchte gedeihen reichlicher.

Doch iſt der Unterſchied hierin bei weitem nicht ſo groß, um die Anzahl der Verbrechen im Kreiſe Zara zu erklären. Ein angeborenes rohes und wildes Weſen läßt ſich den Morlaken nicht abſprechen. Rechnet man dazu die Nachläßigkeit der Regierenden, welche freilich hier wie dort gleich groß iſt, ſo hat man eine weitere Handhabe zur Beurtheilung.

Als zur Zeit der Römer der furchtbare Aufſtand der Dalmater ausbrach, welchen Germanicus nur mit der größten Mühe niederkämpfte (nach einigen Geſchichtsſchreibern, war es der blutigſte Krieg, welchen Rom bis dahin ſeit den puniſchen Kriegen geführt hatte) ſprach ihr gefangener Heerführer Baton zum Germanicus: „An Euch o! Römer, allein liegt die Schuld von dem, was hier ge-

schehen ist. Anstatt Hirten, schicktet ihr Wölfe, um Euere Heerde zu pflegen."

Diese geschichtliche Erinnerung ist bis auf die „Wölfe" zutreffend für den heutigen Tag. Man müßte das dritte Glied der Vergleichung in einem anderen, vielleicht in mehreren anderen Vierfüßern suchen. —

Diejenigen, welche das Land genau kennen, wissen viel von dem Formelwesen, der Gedankenlosigkeit und der Faulheit der Beamten zu erzählen, welche mit dem Volke zu thun haben. Insbesondere die Würdenträger italienischer Zunge lassen dem armen slavischen Landbewohner es unaufhörlich fühlen, daß die Art und Weise, wie regiert wird, in Wirklichkeit kaum anders als eine unnöthige Quälerei genannt werden dürfe. Vom Volk wollen sie Alles: lästige Steuern, Zölle, Abgaben jeglicher Art und zuletzt die Söhne. Was für dasselbe geschieht, das sieht Jeder, der sich die Straßen, die Wohnungen und die Menschen selbst betrachtet.

Wären nicht die Franzosen einige Jahre im Lande gewesen, so würde es viel schlimmer aussehen. Von den Schutzwäldern (boschi sacri) an, bis zur Erbauung der großen Straßen, von der Abschaffung der Privilegien bis zur Bekämpfung des Hexenglaubens war die kurze Verwaltung des Marschall's Marmont eine segensreiche. Oesterreich hat seine Heere seit mehr als einem halben Jahrhundert an der Küste stehen, aber ohne die Dampfschiffe des Lloyd konnte kein Geldbrief unangefochten von einer Stadt zur anderen befördert werden. Fast in jedem Monate hört man: „Die Malviventi sind vom Gebirge herabgestiegen".

Weder die Truppen noch die Gensdarmen hindern sie, „herab zu steigen". In ihren Bergen leben sie vollends fast

unbeläſtigt vom Ertrag ihrer Beutezüge, vom Viehdiebſtahl und dem, was ſie dem geängſtigten Bauern abpreſſen. Ein bezeichnendes Merkmal der Freiheit, welche ſie genießen, iſt der Umſtand, daß ihre Beluſtigung dortſelbſt vorzüglich in Scheibenſchießen (!) beſteht.

Dalmatien iſt dermalen, mit Ausnahme der Inſeln, auf welchen die Uferbewohner durch Rhederei mitunter zu bedeutendem Wohlſtand gelangen, ein armes Land. Im Alterthume mag es anders geweſen ſein, denn an zahlreichen Stellen römiſcher Dichter begegnen wir Anſpielungen auf den Goldreichthum des Inſellandes. Bekannt iſt jene Ode des Martial an Macer:

ibis Citoreas, Macer, Saloneas
Felix auriferae colone terrae!

Heutzutage wird es Niemandem mehr einfallen, Jemanden glücklich zu preiſen, der ſich als „Colone“ auf dieſen Felſen anſiedelt.

Auch der bereits früher erwähnte Statius läßt ſich in ſeinem Epithalamus auf Stella vernehmen:

„Der Scheiterhaufen glänzt, vom dalmatiſchen Golde geſättigt“.

Heute lebt der Goldreichthum nur mehr in den Sagen der Eingeborenen, welche von verſchütteten Minen und vergeſſenen Stellen zu erzählen wiſſen.

Drittes Capitel.

Im Innern des Landes.

Aus der Geſchichte iſt erſichtlich, daß wenige Länder ſo von der Eroberungsſucht, von den Umtrieben fremder Herrſcher, von blutigen Kriegen heimgeſucht worden ſind, als dieſe Felsküſten von der Zeit der Liburner an bis zu jenem denkwürdigen Zuge, welchen Marmont mit ſeinen Zehntauſend von Raguſa ab geraden Weges zur Donau und auf das Schlachtfeld von Wagram unternahm.

Die vaterländiſche Muſe, die einheimiſche (domorodna) „Wila“ weiß mancherlei von griechiſchen Kaiſern, von Türken (der „ſchwarzen Arapina“) von den Venedigern „Duſchde“ (Dogen) und von den ungariſchen Kriegen zu ſingen. In der That gleicht das Schickſal des Landes einem jener ſchwarzen Raben, von welchen die Volkslieder erzählen, die „blutig von den Klauen bis an die Augen“ von der Wahlſtatt auffliegen.

Die gnädigen Schutzherren des Landes, die Venetianer, welche vierhundert Jahre lang das Land „verwalteten“, wie eben eine ſelbſtſüchtige Kaufmanns-Republik unterworfene Völkerſchaften zu verwalten pflegt, konnten ſich dennoch rühmen, daß ein Klagen und Weinen im Lande war, als das Banner des geflügelten Löwen, dem Adler Habsburgs weichen mußte. Dem trotzigen Stamm der Dalmatiner erging es wie anderen Leuten, welche die Ruthe küſſen, die ſie ſchlägt. Indeſſen hat die Republik unbeſtreitbare Verdienſte um die Erziehung des Landes. Wenn ſie den Leuten zum Gebrauch ihrer eigenen Schifffahrt die Wälder zerſtörte, ſo befreite ſie dieſelben durch ihr Verbot

des Sclavenhandels doch auch von der Schmach, in Europa neben den Türken die einzige Bevölkerung zu sein, welche mit Menschenfleisch schacherte. Die Türken selbst, die schwarze „Arapina“ sind an vielen Stellen ins Land gebrochen, aber ihre Herrschaft, wie sie aus manchem Volksliede hervorgeht, ist mythisch.

Niemals waren Theile von Dalmatien vollständig und gesichert dem Sultan unterworfen. Es ist deshalb nur ein Nachhall serbischer Gesänge, wenn es in einem der bekanntesten Volkslieder heißt:

„Lieber Gott, was ist das für ein großes Wunder! Donnert es oder zittert die Erde, oder schlägt das Meer an den Marmorstein oder tosen auf dem Gebirge die Wilen?

„Es donnert nicht, noch bebt die Erde, noch schlägt das Meer an den Marmorstein, noch tosen auf dem Berge die Wilen.

„Sondern in Zadar krachen die Kanonen, ein Fest veranstaltet der Aga Wesir Aga, er hat gefangen genommen den jungen Rodoitsch. Er wirft ihn auf den Boden eines Kerkers, eines Kerkers von zwanzig Klaftern Tiefe“.

Die Türken können nicht angerufen werden, wenn es sich um die Erklärung der Sittenverwilderung handelt.

Wenn man von Zara auf dem schon beschriebenen Wege nach Albanese durch die porta di terra ferma hinauswandelt, um sich nach Süden, nach Scardona und Sebenico zu begeben, bemerkt man unter den doppelten Thordurchlässen Gestalten auf dem Boden im Schmutz im Staube kriechen, welche die Vorübergehenden jämmerlich um ein Almosen anrufen und in jedem anderen Lande Europa's von der Straße weg nach irgend einem Pflegeort geschafft

worden wären. Verstümmelte*), Menschen ohne Arme und Füße, Blinde mit leeren Augenhöhlen stimmen ein herzzerreißendes Geheul an, wenn sie einen Tritt neben sich vernehmen.

Ich erinnere mich eines Blinden, welcher noch vor zehn Jahren in seinen braunen Mantel eingehüllt hier im Staube lag wie die anderen Armen und Elenden. Dieser hatte einen kroatischen Gefährten, welcher für ihn Almosen sammelte. Die Beiden mußten jedem Menschen auffallen, welcher in Zara durch das benannte Thor auf das Festland hinausging.

Als ich nach einigen Jahren wieder kam, waren die Gewohnheitsbettler verschwunden. Die Geschichte, ein echtes Morlaken-Stück, zeigt nebst vielen hundert anderen, daß ein Volk auch ohne Türken und Türkenkerker verwildern mag.

Die Beiden hatten folgendes Ende genommen.

Der Blinde war mit seinem Begleiter auf den Jahrmarkt von Benkowac gegangen, um Almosen zu sammeln. Dort überzeugte sich der Blinde, daß ihn sein Begleiter bestahl. Als sie Nachts miteinander auf dem Stroh eines Stalles schliefen, schnitt er ihm zur Strafe mit einem stumpfen Taschenmesser den Kopf so vollständig ab, daß dieser am nächsten Morgen neben dem Leichnam lag.

Heute, an einem Feiertage, tanzen an der nämlichen Stelle, an welcher einst dieser Blinde seine Klagelaute erschallen ließ, einige schmutzige Dirnen ihren festlichen Kolo.

Es ist ein Tanz, mit welchem die bedeutenderen Feiertage verherrlicht werden. Eine Anzahl von Mädchen nimmt

*) Bei dieser Gelegenheit will ich erwähnen, daß ein Franzose, der das längst erschienene Büchlein „Illyrien und Dalmatien" benützte, gelegentlich „verstümmelt" durch muet de naissance übersetzt!

ſich bei der Hand und dreht ſich, völlig in der Weiſe des „Ringe-Reihe"-Spieles, im Kreiſe umher.

Dazu wird ein unverſtändlicher Text geſungen, oder vielmehr geheult. Nach einer Weile ſind die Stimmen heiſer geworden und der Geſang gleicht nur mehr einem Gejohle, in welchem, außer Vocalen nichts mehr vernommen wird.

Im Hafen liegen heute eine Menge von Fahrzeugen, welche den Fiſchern von Chioggia*) gehören. Man erkennt die Herren leicht an ihren hohen rothen Mützen und an ihren Thonpfeifen, aus welchen ſie fortwährend rauchen, ihre Schiffe aber an den mächtigen braunen Netzen, die zwiſchen den zuſammengerollten gelben Segeln hängen. Sie können alle wegen des Maeſtral**) nicht auslaufen, und lungern gemächlich auf dem leicht bewegten Waſſer unter den Baſteien des kleinen Hafens. Eine kurze Raſt in Albaneſe vor dem ermüdenden Marſch, welcher uns in das Innere des Landes bevorſteht.

In einer finſteren Höhle credenzt uns ein ſchmutziges Weib Wein in einem noch ſchmutzigeren Thongeſchirr. Zur Erklärung des Schmutzes auf dem Weibe diene die Bemerkung, daß ihm der Gebrauch der Seife von dem Augenblick an unterſagt iſt, in welchem es ſich verheiratet. Nur Mädchen geſtattet man dieſes Mittel der Verſchönerung und Gefallſucht, das Weib aber hat den „Soldaten" (das heißt den Fremden, den Herren) nicht in die Augen zu ſtechen.

Die Umgebung, in welcher dieſer goldgelbe, dem Cipro ähnliche Wein getrunken wird, iſt eine abſcheuliche. Neben einigen unſauberen Weinfäſſern, nur ein ſchwarzer Schemel

*) Ein Städtchen in den Lagunen von Venedig.

**) Nordweſtwind.

und ein anderes Faß, in welchem mit großen Steinen beschwert, Weintreber liegen, das Winterfutter der Rinder.

In einem anderen Winkel sitzen ein paar Morlaken und erzählen sich von den Räubereien, welche in letzter Zeit die Umgebung des Dorfes unsicher gemacht haben.

Der Eine berichtet von etwa dreißig Schafen, die man vor wenigen Tagen mitten im Dorfe gestohlen hat. Beide sind darüber einig, daß dieselben nirgends anderswohin gebracht wurden, als nach Smokowitsch, einem Dorfe jenseits der Hafenbucht. Es kann gar kein Zweifel darüber obwalten, denn jenes Dorf ist ja von „griechischen Räubern" bewohnt. Daran knüpft der Andere die Erinnerung an einen vor wenigen Jahren am Ende des Dorfes vorgefallenen Mord an, wobei der vertriebene Pächter den hartherzigen Herrn à l'irlandaise durch das Fenster erschoß.

Diese Geschichten erzählen sich die Morlaken, ihre Rede oft unterbrechend, weil sie dazu ihr hartes Gerstenbrod hinabwürgen und fleißig dem Weine zusprechen, der in einem ungeheuren Gefäße vor ihnen steht.

Manchmal stampfen sie vor Vergnügen mit ihren gelben Opanken in den Schlamm des Bodens, daß die Kothstücke bis in den Wein spritzen.

Wenn man sich der Thüre dieses Hauses nähert, hört man ein wunderliches Geschrei, bald schrill, bald summend aus allen Theilen des Dorfes. Der Grund dieses Geschreies liegt darin, daß fast das ganze Dorf betrunken ist und seiner Freude durch Schreien und auch durch häufiges Schießen Luft macht. In jedem Hause wird Wein getrunken oder Wein verkauft. Und das Getränk ist, wie man in Deutschland zu sagen pflegt, selbst dem Unbemitteltsten zugänglich, da das Volumen einer gewöhnlichen deutschen Weinflasche

etwa auf einen Silbergroschen zu stehen kommt. So wird an schönen Feiertagen immerwährend fort geschrieen und geschossen und oft macht das betäubende Getränk schließlich seine Wirkung in irgend einer Blutthat geltend.

Versetzen wir uns von dieser Scene weg in einen hellen, sonnenglänzenden Wandermorgen, in dessen Lichte wir diejenige Fahrt in das Innere des Landes antreten wollen, welche in Nachstehendem so treu als möglich geschildert werden soll.

Es scheint, daß mit dem freundlichen Sonnenschein eine freundlichere Stimmung in die sonst so mürrischen Einwohner in Albanese gekommen ist. Denn heute gehen Wenige an uns vorüber, ohne uns ihr: dobre jutro! zuzurufen, als ob wir nimmer in der trotzigen Morlakei, sondern im schönen Oberösterreich am Morgen eines Sommersonntags geschmückten Kirchgängern entgegen gingen. Blau, wie dort die Berge in das sonnige Land, so schauen hier die zackigen Scoglien her und melodisch, wie dort die Kirchenglocken, vom waldigen Seeufer, rauscht hier das Meer in breiten, schaumzersplitterten Wellen mit dumpfer Feierlichkeit an den Strand. Aber die Erscheinungen neben der Straße ziehen unsere Einbildungskraft bald von diesem anheimelnden Traume ab.

Einen wunderbaren Gegensatz bildet der blendende Schnee des Welebit, der weiß wie die Brandung auf dem langhingezogenen stahlblauen Gebirge liegt, zu der Farbe der Oelbäume, welche weithin das Hügelland bedecken. Unter den Bäumen sieht man Schaaren von Eseln und Schafen, welche auf dem Boden der Weingärten und der Maisfelder, über welchen in wenigen Wochen die Blüte des Kirschbaumes und der Mandel glänzen werden, vom frühesten

Morgen bis zum späten Abend ſich ihr ſ
zuſammen ſuchen.

Zur Neujahrszeit iſt die Flur weit g
Zeit der Sommer-Sonnenwende. Freilich iſ
nicht zu jener Höhe herangewachſen, wie in
tagen, dafür aber zeigt es die ſaftige und l
des Lebens, während im Juni die Flur mei
wäre ſie ganz und gar mit Aſche beſtreut. Nu
die Rebenblätter und der großbeerige Wa
auf unfruchtbaren Gründen über dem Trü
deihen, behalten auch zu jener Zeit unter
Sonnenbrand des waſſerloſen Felslandes
Grün.

Die Landſtraße, welche in das Inn
reiches führt, gehört keineswegs zu den bel
wegen. Bosniſche Viehhändler im rother
Waffen ſtrotzend, Morlaken im Wind
beiden Händen die Säume ihres braunen
Geſicht und Bruſt zuſammenhaltend, Baue
gend des Petrowos Polje, welche mit dürr
Heerde von Truthähnen vor ſich her nach d
während ein gleich ihnen mit Handjar,
blümtem Turban ausgerüſteter Genoſſe vor
hergeht und deren Wanderluſt durch M
erhält, die er vor ſie hin auf den Weg ſ
Schafhirten mit übelwollenden Hunden, D
ſogenannten Coloniſten, mit blinkendem
nicht ſelten auch ein Gensdarm mit einem
oder Räuber — das ſind die gewöhnlichſte
Straße. Nimmt man dazu nach die Croat
die Bergſtraße des hohen Welebit mit ihre

und Erdäpfelwagen herüberkommen und in der Nähe der Stadt die jungen Herren, welche mit der Nachteule auf Vögel jagen, so vervollständigt sich die Anzahl dieser Figuren.

Es ist eine besondere Eigenthümlichkeit Dalmatiens, daß auf kurzer Wegstrecke fruchtbare und öde Gefilde oder vielmehr bebaute und verlassene fortwährend mit einander abwechseln.

Hier sieht man die Zweige junger Weinrebe und das frische Grün jungen Getreides, den Oel- und den Feigenbaum und gleich daneben eine unabsehbare, von grauen Trümmern bedeckte Halde, von welcher kein einziger Gegenstand hervorragt, als ein hochgethürmter hölzerner Wagen, der in weiter Ferne ein schwarzes Viereck in das Blau des Gesichtskreises einschneidet. Auf diesem Wagen werden die schwarzen Dornbüsche aufgeladen, die man zwischen den Steinen aus dem mageren Erdreich reißt, um die luftige Morlakenhütte zu erwärmen oder das Mahl aus Maismehl, Reis oder Kohl zu bereiten.

Diese Abwechslung von fruchtbarem und wüstem Land ist nur ein Werk des Zufalles. Der Boden ist hier, wo die Fruchtbäume über dem frischen Gras grünen und dort, wo das schwarze Dorngestrüpp die weißen Steine versteckt, ganz und gar der nämliche. Den einen hat der Fleiß des Menschen bearbeitet, den andern wüst liegen gelassen oder nach Jahrzehenten von Wein und Oel-Ernten abermals den Dornen und den Stürmen überliefert.

Hierin liegt ein großer Unterschied zwischen dem Festlande und den Inseln. Auf letzteren wird der Grund mit viel mehr Fleiß und Gewissenhaftigkeit benützt, und so wüste Haiden, wie sie sich in der Nähe der Hauptstadt, stets wieder von Weingärten und Oelhainen unterbrochen, hin-

ziehen, werden zwischen den Wohnstätten der rührigen Inselbewohner fast nirgends gefunden.

Die erste Ansiedlung, wenn man von der Hauptstadt gegen Osten in das Land hineingeht, heißt Blosche und liegt auf einem jener steinbedeckten Hügel, die von ferne wegen der zahlreichen, hellgrünen Wachholderstauden, die vereinzelt zwischen den Felsblöcken hervorsprießen, grün erscheinen. So wenig man aber aus solchem Grün schließen darf, daß sich jenes hohe Haus aus der Mitte von Grastriften erhebt, ebenso wenig darf man auf die Meinung kommen, daß die zwei Stockwerke etwas anderes enthielten als morlakische Schmutzhöhlen: unten Wohnung und Stall, hier in vielen Fällen eine Räumlichkeit, oben dürre Zweige und Dornen unter dem nackten Dachgebälk.

Die Wachholderstaude, slawisch smrika, welche der Wüste hier manchmal den Schein des Lebens verleiht, ist die sogenannte großbeerige, weil ihre Früchte im Gegensatze zu der auch in unsern Wäldern wuchernden Pflanze, die Größe einer Kirsche erreichen. Man würde sich indessen täuschen, wenn man glauben wollte, daß nicht auch solche Oeden, auf denen nichts keimt, als der spitznadelige Strauch, Bilder von tiefer Wirksamkeit darstellten. Der vielfarbige Himmel, auf welchem vom tiefsten Schwarz der Hagelwolke bis zum Purpurrand ferner Dünste an Wintertagen alle Farben in grellem Glanze stehen, die matte Sonne, die aus dem Scirocco-Gewölke einen wehmüthigen Schimmer über Steine und Sträucher ausgießt — die Stimme ferner Raubvögel, manchmal ein dröhnender Donnerschlag aus dem grauen Vorhang, der dort zum Welebit hinüber flattert, goldige, wasserziehende Streifen, unter welchen das feuchte Gestein glänzt, das endlose Meer mit seinen Felseneilanden: das

sind die Formen, in welchen der Geist dieser Bildung übergewaltig zur Seele des Beschauers spricht.

Hat man einmal den ersten der Hügel, welche sich vom Meer, mit Thälern und Hochflächen abwechselnd, zum Welebit hinziehen, überwunden, so bemerkt man auch — zuerst bei der kleinen Ansiedelung Malpaya — einen jener festen Thürme, in türkischer Sprache Kule genannt, welche aus der Zeit herrühren, in welcher die Osmanli's bis vor die Thore der venetianischen Städte und an die Ufer des Meeres hin brandschatzten.

Die Kule stehen immer auf den höchsten Puncten der Umgegend, von welchen aus eine freie Rundschau über die weiten Gefilde geboten ist. Gewöhnlich wurden diese Thürme zur Zeit der Ernte von ihren Herren bezogen, welche von dort aus nach den Grundstücken spähten, von welchen eben die Früchte abgenommen wurden. Eine solche Wahrnehmung war für sie das Zeichen, sich dort einzustellen und den Haradsch zu fordern. Die Türken waren von jeher der Meinung, daß Land und Leute nur für diejenigen da seien, welche „regieren".

Eine solche Abwechslung von Fruchtbarkeit und Oede kennzeichnet das Land bis weit in die Gebirge hinein.

Manchmal meint man auf einer jener Hochflächen zu wandeln, welche sich vom Nordrande der Alpen die Donau hinabziehen. Das Land erscheint hier wie dort gegen das Gebirge hin als eine flache, am Rande verdunkelte Scheibe auf welcher die blaue Kette wie eine Stahlmauer aufliegt. Manchmal aber ist es von welligen Hügeln unterbrochen, deren Zwischenräume durch das Blau des dahinterstehenden Gebirges wie von einem lazurnen See ausgefüllt werden. Da erscheinen zunächst neben der Straße die viereckigen

Gruben, in welchen sich das winterliche Regenwasser ansammelt, jenseits dieser die überschwemmten Aecker mit den nackten Zweigen junger Reben, darüber hinaus weiße Schafe auf den Hängen und knapp auf dem Rande der Hänge aufliegend das noch weißere Band des verschneiten Velebit.

Im Uebrigen gibt es auf dieser Hochfläche, die sich neben Malpaya hinzieht, so fruchtreiche Aecker, wie nur irgendwo auf einer der Inseln, wo der Fleiß der Bewohner das Erdreich von wüstem Gestein säubert. Bis an die Straße her macht sich die Sorgfalt der Ansiedler bemerklich: da stehen junge Maulbeerbäume gepflanzt, jetzt noch durch eine Hülle von Dornen geschützt. Sie werden späteren Geschlechtern Schatten geben.

In solcher Umgebung steht auf einer zweiten Erhöhung in der Hochfläche Babin Dub, die „Eiche der Großmutter", ein schmutziges Gehöfte, mitten in einem Busche immergrüner Bäume. Unabsehbar liegt Ebene und Hügelland gegen das croatische Grenzgebirge hier vor den Augen des Wanderers.

Babin Dub war immer ein wenig berüchtigt als Ort, an welchem die Räuber frei aus- und eingingen, und deren Besitzer es nicht allzu genau nahm mit den Gästen und ihrem Treiben. Jetzt soll es besser geworden sein, in Kurzem aber mag sich Babin Dub zu einer völlig unbedenklichen Ansiedlung umgewandelt haben, denn in dem gegenüberliegenden Hause sind die Arbeiter beschäftigt, ein Obdach für eine Gensdarmerie-Abtheilung herzustellen.

Im Innern von Babin Dub sieht es ein wenig besser aus, als in den gewöhnlichen Morlaken-Herbergen auf dem Festlande.

Der Boden ist zwar dem der Straße gleich und fast so kothig, als diese an Regentagen, dafür aber zeigt das braune Gebälk des Dachbodens größere Stärke, als landesüblich. Um das Feuer sind Rothmützen versammelt. Sie schwatzen und rauchen, auch der Sohn des Wirthes, ein Bube von höchstens fünf Jahren, läuft herum, indem er aus einer Pfeife raucht, die viel länger ist, als er selbst. Ein Gast verzehrt ein Stück hartes Brod, das er aus seiner Torbica herausnimmt. Es ist von jenem harten, mit Stroh-Bruchstücken und Hülsen untermengten Teig gebacken, dessen Mehl von den armen Leuten selbst auf ihren Handmühlen bereitet wird. Ein anderer nimmt sein Frühstück ein, getrocknete süße Feigen und Branntwein. Alle aber tragen Waffen in ihrem dicken Gürtel und widmen dem einsamen Fremdling mehr Neugierde und Aufmerksamkeit, als dieser sich vielleicht wünschen mag. Im Allgemeinen aber ist es mit den Vorräthen nicht übel bestellt zu Babin Dub. Denn in einer finsteren Nebenkammer hängen Speckseiten und sind ansehnliche Fleischvorräthe aufgehäuft.

Hinter diesem Gehöfte gelangt man abermals in ein weites Land von wüsten Strecken und nur wenigen Pflanzungen.

Wieder tritt die Smrika-Staude, der Wachholder, in ihre Rechte. Es scheint aber, als ob die Stürme, die über diese Fläche hingehen, nicht einmal diesen hartlebigen Strauch zum rechten Gedeihen kommen ließen. Lichtgrün, aber winzig erhebt er sich zwischen den sonnenbeglänzten Flächen der Kalktrümmer. Hie und da aus der Ferne ein Schuß — er gilt einem Hasen oder einer Schnepfe, die da auf der wunderlichen Haide überwintern.

Im Sommer würde dieselbe freilich ein ganz anderes

Schauſpiel bieten. Ungeheuerliche, thurmhohe Staubwolken bezeichnen auf weite Strecken den gewundenen Straßenzug. Nirgends ein Tropfen trinkbares Waſſer. Dasjenige, was aus den letzten Reſten der Tümpel geſchöpft wird, erzeugt böſe Fieber. Das Land erſcheint unter der Gluth ausgeſtorben. Selbſt am Strande von Zara, an welchem mehrere Quellen zu Tage treten, wird ein Schöffel voll Waſſer von den Hausfrauen mit theurem Gelde bezahlt. Der arme Morlak hilft ſich mit ſeinen Wein-Vorräthen. Wir befinden uns in einem Lande, in welchem lange Zeit hindurch das Waſſer in höherem Werthe ſteht, als der Rebenſaft.

Ich habe vorhin den Anblick, welchen das Hügelland in der Richtung gegen den Welebit hin darbietet, mit den Hochebenen am Nordabhang der Alpen verglichen. Es kommen aber Strecken, auf welchen man ſich noch weit mehr in jene öden Flächen verſetzt glaubt, welche man die römiſche Campagna nennt.

Die Scoglien, deren blau-ſchwarze Zacken fern aus dem unſichtbaren Meere aufragen, die „dalmatiſchen Felſen“, wie der Morlak ſagt, ſtellen am Geſichtskreiſe das Sabiner Gebirge dar. Tauſende von weißen Schafen ziehen durch weißes Geſtrüpp. An Sciroccotagen ſtehen unabſehbare Regenbogen über der verlaſſenen Erde im vielfarbigen Gewölk. Bald glänzt der Welebit wie eine Silbermauer, bald ſteht er als ein Lava-Wall da. Hie und da glitzern in der Ferne die weißen, von ſchrägen Strahlen getroffenen Felsrippen, die ſich zu beſcheidener Höhe aus der Haide erheben. Ueber dieſe rollt manchmal leiſe einer jener hohen morlakiſchen Wagen hin, deren Räder nicht aus Speichen, nur aus einer Holzſcheibe beſtehen, und an welchen nicht ein einziger Nagel aus Eiſen iſt. Zwiſchen dem Geſtrüpp ſteht

man die Hirten ſpielen. Fernes Gebell — braune Kühe, deren Rücken aus dem Wachholder-Geſtrüpp ragen — Karren mit ſchwarzen Dornen beladen — der ſpiegelnde Tümpel des Sees von Nadin — gelbe Wege zu gelben Höhen, wie eine Natter geringelt — hier tiefe Wolken, dort helles Licht — ein gefeſſelter Räuber von Bewaffneten langſam geführt: das ſind Eindrücke, welche ſicherlich an jene gefeierte Stätte mahnen, unter deren Boden die Aſche der Weltbezwinger liegt.

In ſolcher Umgebung ſtehen die Häuſer von Zemonico. Doch grünen auf den Grundſtücken zunächſt um ſie herum der Oelbaum und die junge Saat des Getreides und erhebt der Feigenbaum ſein graues Geäſt.

Ueber den Häuſern ſteht die Ruine eines weitläufigen Gebäudes. Es war zur Franzoſenzeit ein Stall für die Pferde der Reiter, welche damals für die Sicherheit des Landes ſorgten, wie heute die Gensdarmen, bei welchen wir einen Beſuch abſtatten.

Der Reiſende im Innern des Landes thut ſtets am Beſten, wenn er ſich um Obdach ſowohl, als um Speiſe an dieſe Männer wendet. Auch iſt es möglich, ſich gegen ein geringes Entgelt von ihnen begleiten zu laſſen, welche Vorſicht namentlich in den gebirgigen Gegenden nicht zu verachten iſt. In manchem Bezirke ſind ſicherlich die Gensdarmen die einzigen zuverläſſigen Leute der Gegend, die einzigen, welche einem Fremdling mit Rath und That an die Hand gehen, die beſten Kenner ihrer Widerwärtigkeiten und Gefahren. Ihre Führer namentlich verdienen in der Regel das höchſte Lob. So bilden ſie mitten unter dem Schmutz und der Herabgekommenheit der umwohnenden Bauern eine anſtändige Familie, bei welcher man immer wieder gern

zuſpricht, wenn man einmal ſie in ihrer Häuslichkeit kennen gelernt hat.

Betrachten wir uns einmal die Scene im Gensdarmerie-Zimmer zu Zemonico.

Vor der Thüre des Hauſes waten Einzelne in hohen Kanonenſtiefeln durch den tiefen Koth, der die „Kaſerne“ von dem gegenüberliegenden „Wirthshaus“ trennt. Eben wird ein weiß gekleideter Morlak, ein Liſſaner, mit gefeſſelten Händen herausgeführt, um nach der Hauptſtadt gebracht zu werden. Es iſt ein Räuber.

In der Stube reden die Gensdarmen heute von nichts Anderem, als von Tſchawlin, dem großen Hauptmann, welcher dort in den blauen Bergen haust und auf deſſen Kopf zwölfhundert Gulden Belohnung geſetzt ſind. Sein Arm greift weit heraus gegen die Küſte her. Der Anführer der Gensdarmen weiß die eine und andere Familie, bei welcher der Geächtete zeitweilig zuſpricht, aber es iſt unmöglich, dieſelbe durch ein noch ſo glänzendes Verſprechen trotz ihrer Armuth zu Verräthern zu machen.

Vor kurzer Zeit haben die Räuber wieder einmal den Telegraphen durchgeſchnitten und wie ſich ein ſpäterhin gefangener Genoſſe ſpaßhaft genug äußerte, „allein nach Wien telegraphirt“. Es wäre zu wünſchen, daß Alles in Wien ankäme, was in dieſen Köpfen ausgeheckt und von dieſen Armen hantirt wird.

Die Räuber haben ſich nicht auf die bekannten Fortſchritte der Feuerwaffen eingelaſſen, dagegen ſchießen ſie mit Kettenkugeln aus ihren Trombongewehren. In ihrer Lebensweiſe gleichen ſie den Wölfen: ſie gehen aus ihren Einöden und Schluchten nur hervor, wenn ſie Hunger haben.

Eine wunderliche Thätigkeit obliegt von Zeit zu Zeit den Gensdarmen.

Die Bauern griechisch-rechtgläubiger Religion haben den Brauch, den Bund, welchen sie mit der Erkorenen ihres Herzens geschlossen haben nicht sofort durch den Segen der Kirche heiligen zu lassen, sondern mit der Jungfrau Monate, Vierteljahre lang auf Probe zu wirthschaften, um sich der Grundlagen des zukünftigen häuslichen Glückes zu vergewissern.

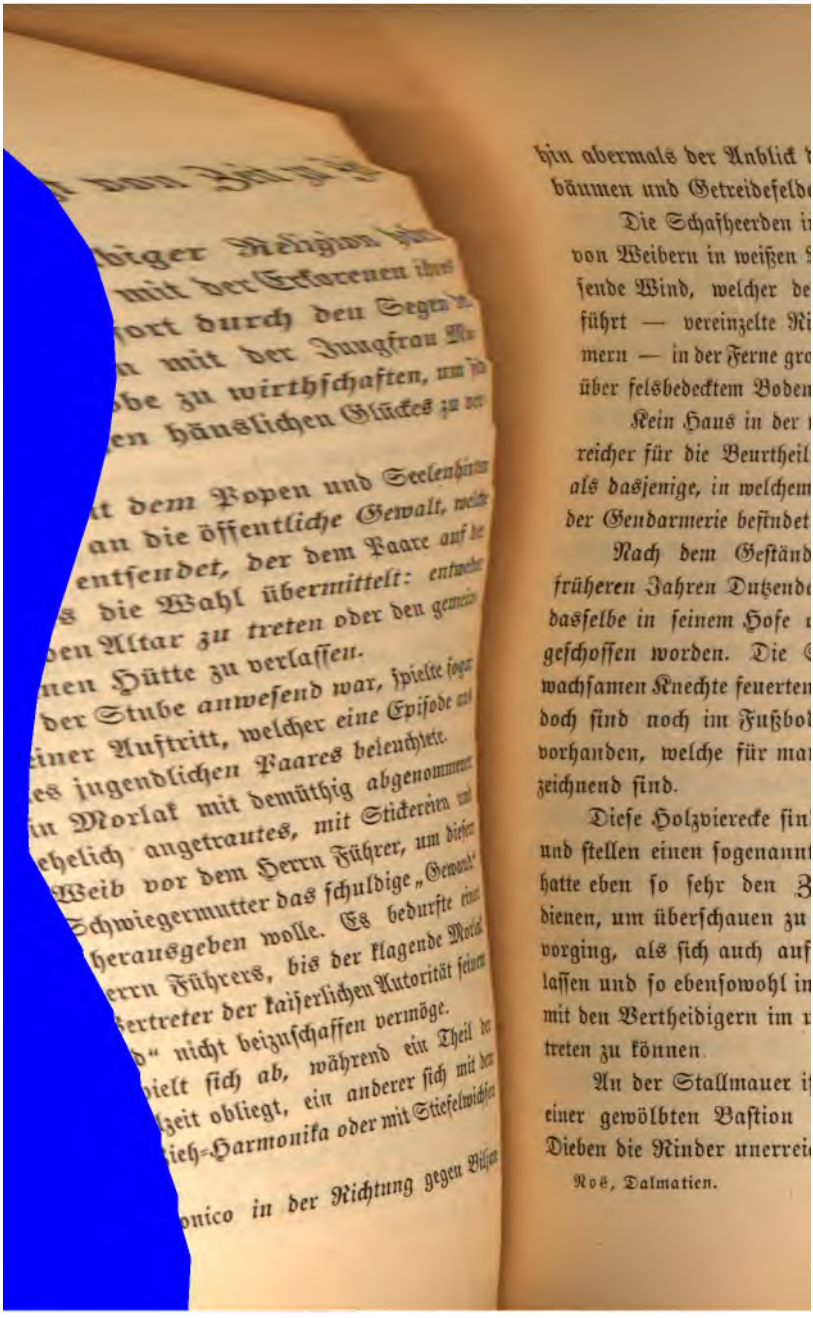
Dauert solche Probezeit dem Popen und Seelenhirten zu lange, so wendet er sich an die öffentliche Gewalt, welche einen Hüter des Gesetzes entsendet, der dem Paare auf der Spitze seines Bayonnetes die Wahl übermittelt: entweder am nächsten Tage vor den Altar zu treten oder den gemeinsamen Herd in der kleinen Hütte zu verlassen.

Während ich in der Stube anwesend war, spielte sogar vor mir selbst ein kleiner Auftritt, welcher eine Episode aus dem Liebesleben eines jugendlichen Paares beleuchtete.

Es erschien ein Morlak mit demüthig abgenommener Mütze und sein ehelich angetrautes, mit Stickereien und Münzen bedecktes Weib vor dem Herrn Führer, um diesem zu klagen, daß die Schwiegermutter das schuldige „Gewand" des Weibes nicht herausgeben wolle. Es bedurfte einer langen Rede des Herrn Führers, bis der klagende Morlak begriff, daß dieser, Vertreter der kaiserlichen Autorität seinem Weibe das „Gewand" nicht beizuschaffen vermöge.

Dieses Alles spielt sich ab, während ein Theil der Männer seiner Mahlzeit obliegt, ein anderer sich mit dem Spielen einer alten Zieh-Harmonika oder mit Stiefelwichsen die Zeit hinbringt.

Außerhalb Zemonico in der Richtung gegen Biljan



bin abermals der Anblick
bäumen und Getreidefeld
Die Schafheerden i
von Weibern in weißen
sende Wind, welcher de
führt — vereinzelte Ri
mern — in der Ferne gro
über felsbedecktem Boden
Kein Haus in der
reicher für die Beurtheil
als dasjenige, in welchem
der Gendarmerie befindet
Nach dem Geständ
früheren Jahren Dutzend
dasselbe in seinem Hofe
geschossen worden. Die
wachsamen Knechte feuerten
doch sind noch im Fußbo
vorhanden, welche für ma
zeichnend sind.
Diese Holzvierecke sin
und stellen einen sogenannt
hatte eben so sehr den
dienen, um überschauen zu
vorging, als sich auch auf
lassen und so ebensowohl in
mit den Vertheidigern im
treten zu können.
An der Stallmauer i
einer gewölbten Bastion
Dieben die Rinder unerrei

mehr als einmal vorgekommen, daß sie von außen ein großes Loch durch die Mauer brachen, und durch dieses die Insassen des Stalles herausführten. Dem ist durch erwähnte Verstärkung der Mauer nunmehr vorgebeugt.

Ehe die Gensdarmen hieher verlegt wurden, war der Besitzer des Hauses Willens, an den vier Ecken des Gehöftes runde Thürmchen anbringen zu lassen, in welchen Wächter schlafen sollten. Diese Vorsicht ist jetzt unnöthig. Wenn man aber bedenkt, welchen Fährlichkeiten sowohl die bewegliche Habe des Hauses als die Grundstücke rings umher ausgesetzt sind, so wundert man sich nicht mehr über das Project der Thürme.

Eine der gewöhnlichsten Arten der Erpressung besteht im Drohen mit Aernte anzünden oder Oelbäume abhacken. Man darf versichert sein, daß, wenn bis zu einem bestimmten Zeitpunct die geforderten Kleider, Schuhe, der Wein, das Pulver u. s. w. nicht am bezeichneten Orte hinterlegt sind, gewiß trotz aller angewandten Gegenmittel und versuchter Abwehr die Räuber ihr Wort halten.

Der Besitzer des einzelnen Hauses zu Biljan hat das erfahren. Trotz seiner Schießscharten und Fallthüren mußte er sich öfter, einmal um die Summe von fünf hundert Gulden, von den Wegelagerern brandschatzen lassen, wenn er seine Aernte retten wollte. Auch das aus den Abruzzen bekannte Mittel des Geißeln-Mitschleppens wird zur Erpressung von Geld und Werthgegenständen mit Erfolg angewendet.

Im Uebrigen wirkte oder wirkt die Unsicherheit noch in anderer Hinsicht überaus schädlich auf den Wohlstand des Landes ein.

Man stelle sich beispielsweise eine Weinlese in der

Art vor, wie sie bei den Morlaken üblich ist. Die Trauben werden in einer Hast abgerissen, als ob sie gestohlen würden — was theilweise wegen der ungemeinen Zerstückelung der Grundstücke fast auch nothwendig erscheint. Denn, beeilen sich diese auf dem und dem Weinfelde nicht, so wird mittlerweile ein anderes, in geringer oder weiter Entfernung davon gelegenes, nackt ausgeplündert. Bei solcher Hast wirft der Morlak Blätter, Stengel, Unrath jeder Art mit in den Bottich. Die schwarze Traube fliegt zur weißen, die reife zur unreifen, die faule zur gesunden.

Es wäre nun denkbar, daß es plötzlich einem Besitzer einfiele, seinen Colonen (denn auch hier herrscht, wie in Italien, durchgängig das Colonensystem vor) zu verbieten, daß er das edelste Erzeugniß des Landes in solcher Weise verderbe. Die erste Folge davon wäre, daß der morlakische Pächter über diese ihm unverständliche Zumuthung in bodenlose Verwunderung geriethe. Weitere Erklärungen blieben ihm unverständlich und die Weinlese geht fort, wie es stets gehalten worden ist — nämlich daß aus dem besten Traubensafte ein Getränk von geringem Werthe gewonnen wird.

Nunmehr möchte aber der Herr des Grundstückes ernstlich in Zorn gerathen und bei sich den Entschluß fassen, fortan sein Eigenthum selbst zu bewirthschaften. Er sagt dem Morlaken, sein Pacht sei gekündigt, und er könne seinen Wanderstab hinsetzen, wohin er nur immer wolle. Nach langem Hin- und Herreden verläßt der Morlak die Hütte — aber mit den Aernten des „Herrn“ ist es vorläufig vorüber. Die Weinstöcke werden ihm abgeschnitten, wenn ihre Beeren noch hart wie Flintenkugeln sind, seine Kirschen-

und Oelbäume liegen über kurz oder lang eines Tages gefällt auf dem Grunde.

So bleibt also dem Besitzer nichts Anderes übrig, als die Morlaken in ihrer Weise fortwirthschaften zu lassen. Von Verbesserungen im Bau des Bodens ist unter der Hand dieser Leute, von welchen Niemand jemals eine Schule gesehen hat, nichts zu erwarten. Die Unsicherheit ist also eines der mächtigsten Hemmnisse, welche der Entwicklung des Landes sich entgegen stellen. Dazu kommt noch, daß selbst der Besitzer wenig Veranlassung hat, sich absonderlich um den Boden zu bemühen. Denn nach dem herrschenden Brauche empfängt er nur den vierten Theil des Ertrages, während die übrigen drei Viertel dem Pächter verbleiben. Der Wein aber z. B. wird um so äußerst geringen Preis verkauft, daß, so lange ähnliche Verhältnisse fortdauern, die Thatkraft keineswegs angespornt wird.

Es ist sicherlich schade um das Land. Denn wenn man zu einer jener erweiterten Schießscharten im Hause zu Biljan hinausschaut, so erblickt man weite Weinfelder und eine Anzahl von Mandel- und Kirschbäumen über die Flur hin verstreut, welche, wenn man sie neben einander sehen könnte, wohl einen stattlichen Wald darstellten. Das Alles aber muß fort und fort schlecht gepflegt und noch schlechter verwerthet werden, wenn es nicht von der Bosheit der Einwohner gefährdet werden soll.

In dieser Hinsicht ist es eben doch auf den Inseln ganz anders bestellt und wären nicht dieselben Pflanzen und redeten die Menschen nicht die nämliche Sprache, so möchte man sich in einem völlig anderen Lande glauben.

Von Biljan bis Benkowac (oder Benkowaz) liegt das

Land noch weit öder und wilder da, als auf der bisher durchwanderten Strecke.

Nunmehr, in der Regenzeit, bedecken weite Tümpel und milchige Sümpfe den Boden. Von hier nach Zara Vecchia hinüberzugehen, das vermöchte nur ein Mensch, dessen Wuchs die Höhe einiger Klafter überschritte.

Von diesen Tümpeln ist im Sommer nur mehr der morastige Boden zu sehen. Das Trinkwasser verschwindet auf Monate. Aus dem Boden aber entsteigen unter der Hitze des dalmatischen Juli jene Fieber, welche der ganzen Bevölkerung Siechthum bringen. Von den Gensdarmen vermögen es höchstens zwei da auszuhalten — die anderen liegen frostgeschüttelt im Spital.

Aber auch jetzt gewährt die Sumpfsteppe einen trostlosen Anblick.

In der Ferne weiden Rosse an den matten Spiegeln der Wasser, die ein grauer, wolkiger, unsäglich trübseliger Gesichtskreis verdüstert. Heerden von Truthähnen treiben sich auf dem spärlichen Gras zwischen den Steinen umher, manchmal vor braunen, langborstigen Säuen die Flucht ergreifend, welche den Morast zwischen den Felsen aufwühlen. Auf diesen Gründen bemerkt man nicht selten auch die kleine schwarze dalmatische Natter, welche langsam und von der frischen Decemberluft durchfröstelt, sich von einem Tümpel zum andern hinringelt.

In der Ferne glitzert hie und da ein Streifen Landes auf, grün, weißlich grau oder schwarz, auf welchen das volle Licht der Sonne durch die Zwischenräume der schweren Wolkenballen fällt, die der Scirocco abermals von Süden heraufgetrieben hat.

Bald ist auch das Castell von Benkowac, von

einem solchen Streifen getroffen und leuchtet weißlich von seiner Höhe in das schweigende Sumpfland.

Bald erreicht uns eine Gesellschaft. Es ist ein Morlak, dessen Haar hinten in einen langen Zopf zusammengeflochten und mit einer silbernen Kugel geschmückt ist. Ihn begleitet ein „Colonist", das heißt eine bäuerliche Sicherheitswache, dessen rothes Gewand ganz und gar mit Thalern behängt ist. Der Begleiter dieses Wächters ist natürlich ein Dieb, welchen er nach Benkowac in den Kerker führt.

Ich frug diesen Mann, wie viel Silber er an sich hängen habe. Darauf zog er seine rothe Mütze ab und zeigte mir sechzehn Vereinsthaler, welche auf derselben festgenäht waren, zur offenbaren Augenweide des Diebes, der dieselben mit lüsternem Blicke betrachtete. Nicht minder stolz wies er auf seine mit Reihen silberner Knöpfe bedeckte Brust, indem er sagte, die Anzahl dieser Knöpfe sei sechzig. Es war aber auch ein „Anführer" der Colonisten, welchen ich da vor mir hatte.

Auch der Morlak, welchen er mit sich führte, hatte in seiner Weise einen Schmuck auf der Brust hängen. Derselbe bestand aber nicht aus Silber, sondern aus Blech und war eine Patrontasche in der Form von neben einander befindlichen Cylindern.

Sein Pulver aber mochte er wohl verschossen haben, sonst wäre er nicht auf dem Wege nach dem Gefängniß in Benkowac gewesen.

Der Anführer der Sicherheitswache erzählte mir, daß gestern zur Feier seines Namenstages die ganze Nacht hindurch vor seinem Hause geschossen und Zivio gerufen worden sei.

Im ruhigen Deutschland ist für den friedlichsten Staatsbürger ein Waffenpaß nothwendig, wenn er mit Gewehren und dergleichen herum gehen will. In diesem Lande der Gewaltthaten herrscht ein anderer Brauch. Da unsere Gesetze unzweifelhaft auch für Dalmatien gelten, so sind die Gensdarmen auch in ihrem Rechte, wenn sie hie und da einen der Lungerer von der Waffenlast befreien, die er im Gürtel mit sich schleppt. Doch diese Mühe ist eine vergebliche. Der Tagedieb geht auf das Bezirksamt und erhält kraft des Schlendrians*), der unsere ganze Regierungskunst in diesem Lande kennzeichnet, seine Gewehre, seine Messer, Handjars und Pistolen wieder zurück. So lange hier nicht Ernst gemacht wird, bleibt Alles beim Alten. —

Ueber das Aussehen von Benkowac ist nichts Anderes zu berichten, als daß es ein schmutziges, verkommenes Nest in einer baumlosen, wüsten Haide ist. Was trostloser wirkt, der Anblick mancher Häuser, die verthierten Gesichter und Blicke bewaffneter Faullenzer oder die Oede der Steinanger — das mag sich Jeder selbst beantworten.

Viertes Capitel.

Eine Episode von den Scoglien.

Zur Zeit meines ersten Aufenthaltes in Dalmatien — es sind nunmehr sieben Jahre verflossen — benützte ich

*) Bei dieser Gelegenheit will ich erwähnen, daß es in Dalmatien ein (vielleicht auch mehrere) Bezirksamt gibt, in welchem die einlaufenden Acten weder numerirt noch eingetragen werden.

an einem heiteren Wintertage den steifen Nordost, der vom Welebit herabströmte, um mit einer Barke, welche im Hafen von Zara segelbereit lag, nach einem jener Felsenriffe hinüber zu fahren, welche sich in ungemessener Zahl südwestlich der Küste entlang bis weit in das Meer hinaus erstrecken.

Der geneigte Leser wird aus dem Inhalt der nachstehend mitgetheilten Erinnerungen ersehen, daß es mir nicht möglich ist, den Scoglio und die Oertlichkeit, von welcher ich zu erzählen habe, genau mit Namen zu bezeichnen. Für diesen Mangel wird er nicht minder durch ein treues Gemälde der Landschaft als durch die Bekanntschaft mit Menschen entschädigt werden, in deren Schicksal sich ihm augenscheinlich ein Stück vom Wesen dieses Landes enthüllt. Ich kann weder dem Eiland noch den Leuten die Namen geben, welche sie in Wirklichkeit führen. Doch dem Verständigen thut das nichts zur Sache. Dagegen, hoffe ich, wird seine Theilnahme durch meine Schilderung, welche sich so wenig, als es nur immer zulässig ist, von den Thatsachen entfernt, in höherem Grade erregt werden, als wenn ich ihm eine trockene Beschreibung jener meerumbrandeten Felswälle vorgelegt hätte.

Nach dieser Bemerkung gehe ich ohne Weiteres zu meiner Fahrt über.

Dieser bot sich vorerst ein wenig erhebendes Augurium in der Fracht des Schiffes, deren Beschaffenheit ich zu spät wahrnahm oder verspürte. Sie bestand nämlich aus Dünger und anderem Unflath, Abfällen, in der Stadt zusammengelesenem, faulem Stallstroh und dergleichen, was sich die fleißigen Bewohner der Scoglien auf dem Festland holen, um ihre Krautfelder und Oelgärten zu düngen.

Aber der üble Duft, welcher von dieſer Waare aus-ging, verſchwand ſchnell im friſchen Hauch des Meeres und bald hatte ich im Anſchauen der Pracht, die nah und fern um mich ausgebreitet lag, völlig auch den Inhalt der Barke und die ſchmutzigen Schiffer, die träg auf dem Miſt herum lagen, vergeſſen.

Da glänzten die fernen Segel und die nahen Vögel wie Silberpuncte über der unſäglichen Bläue der aufge-wühlten Fläche. In zartem Roſaroth, von Abendwolken nicht zu unterſcheiden, ragten die fernſten Felseilande aus dem Waſſer. Roth glänzten die näheren, blau die nächſten Scoglien.

Unſer Schiff tanzte kreuz und quer durch die hohen Schaumkämme, daß die Fährleute die ſchweren Steine, welche als Ballaſt auf ſeinem Boden lagen, immerwährend hin- und herrücken mußten und das loſe eingemachte Steuer mehrmals aus ſeinen roſtigen Angeln gehoben wurde.

Indeſſen war die lange Fahrt doch eine glückliche.

Wir landeten zwiſchen den Mauern des winzigen und ſeichten Hafens, die zugleich den Oelgärten als Einfaſſung dienten. Die ganze Bevölkerung des elenden Dorfes war auf den Beinen, um eine der Duck-Enten (ſlaviſch toke) zu erbeuten, welche ſich aus dem Meere, auf welchem ich wäh-rend der Ueberfuhr hunderte ſich auf den Wellen ſchaukeln geſehen hatte, hieher verirrt hatte. So oft das arme Thier mit dem Kopfe aus dem Waſſer empor tauchte, krachten Flintenſchüſſe und flogen Steine nach der Stelle. So wurde es im ganzen Hafen umher gehetzt zum hohen Ergötzen von Alt und Jung. Den Eingang ins offene Meer hinaus hatte man durch eine Barke beſetzt. Dennoch aber gelang es dem Vogel, wie ich zu meinem großen Vergnügen be-

merkte, unter jener Barke hindurch in die freien Wellen zu entkommen, aus welchen er bald darauf sich mit lustigem Flügelschlag erhob.

Um mich ein wenig zu erquicken, folgte ich den Fährleuten in ihre Wohnung.

Es war kurze Zeit nach Neujahr und noch lag auf dem Tische, von den Festtagen her, der große Brodlaib, in welchem ein Lorbeerzweig befestigt ist, woran Aepfel hängen. Man setzte mir getrocknete Feigen, Brod und Wein vor.

Im Gespräche mit den Leuten des Hauses verging mehr als eine Stunde und es brach der Abend heran. Ich dachte an irgend eine Unterkunft und wollte diese nicht auf der Lagerstätte meiner Wirthe suchen — aus Gründen, die sich beim Anblick der Stube von selbst ergaben.

Am nächsten Morgen vor Tagesanbruch sollte eine größere Barke hinüber nach einem anderen Scoglio und von diesem auf das Festland segeln. Ich gedachte diese Gelegenheit zu benützen.

Vorerst aber handelte es sich um ein Nachtlager und das konnte sich nirgends finden, als bei dem Priester des Dorfes. Ich forderte den Schiffer auf, mich dahin zu begleiten.

Er willigte, nachdem er bemerkt hatte, daß ich seinen eigenen Anerbietungen kein Gehör schenkte, ein.

Wir gingen fort. Das Weib sagte zu mir beim Abschiede: „Lebe wohl, lieber Bruder! Gott gebe Dir einen guten Weg!“ und sämmtliche Hausgenossen begleiteten mich einige Häuser weit.

Der Schiffer führte mich durch Mauern zwischen Oelgärten, deren Bäume, Sträuchern gleich, von der Wurzel an in vielfache Stämme getheilt, über das junge Getreide

emporragten. Obwohl wir uns im Januar befanden, sah ich doch, im letzten Abendstrahl der Sonne, die Leute von der Arbeit des Säens der Hülsenfrüchte heimkehren. Ueberall waren sie auch unter den Oelbäumen mit dem Auflockern des rothen Bodens beschäftigt. Neben manchem Arbeiter stand ein tragbarer, viereckiger Holzkasten, ein Weinbehälter. Der Kohl wächst hoch vom Boden auf, daß er den arbeitenden, rothmützigen Weibern bis an die Hüften reicht.

Jeder Flecken Erde zwischen den grauen Felskuppen ist auf diesem Scoglio, wie auf allen seinen Nachbarn mit großem Fleiße bebaut. Aber auch auf dem nackten Boden sproßte der herannahende Frühling dieses Landes: weiße Gänsblümchen, dann jenes duftige, von den Slaven Smin genannte Kraut, erhob sich neben manchem scharfkantigen Kalkblock.

Die Kirche liegt anmuthig zwischen Oel- und Feigenbäumen so versteckt, daß sie, von ferne gesehen, nur mit ihrem kleinen weißen Glockenthurm darüber hervorragt.

Hie und da begegneten wir auch Dirnen, welche mächtige Bündel von Oel- und Myrthenzweigen auf dem Kopfe trugen, fast das einzige Brennholz, mit welchem die Leute auf der Insel ihre dürftigen Herdflammen unterhalten. Alle aber, die uns entgegen kamen, grüßten mit dem frommen Zuruf: Fala Jsuse! (Gelobt sei Jesus!)

Die Sonne ging eben unter, als ich mich von dem Schiffer vor dem Hause des Geistlichen verabschiedete. Dieser deutete nach dem Himmel, über dessen Scheitelpunct nunmehr schwarzbraune Wolken von Süden heraufgezogen waren und rief mir noch im Weggehen zu: — „Wer weiß, ob die Barke morgen ins Meer geht. Wir bekommen Scirocco und am Ende gar ein Gewitter.“

Diese Aussicht war mir nicht eben angenehm, doch störte sie meinen Gleichmuth nicht absonderlich. Es war am Ende gleichgiltig, ob ich einen Tag länger auf diesem oder auf einem anderen Scoglio verweilte. Die Natur der Scoglien ist sich so gleichartig und ihre Erscheinungen einander so ähnlich, daß Derjenige, welcher eines dieser Felseilande gesehen hat, auf diesem und jenem andern nicht mehr viel Neues findet.

Indessen beschloß ich doch, die Barke zu benützen, wenn sich das Wetter nicht gar zu stürmisch anlassen würde.

Das Haus, an dessen Thür ich nunmehr klopfte, war einstöckig und unerwartet sauber.

Im nächsten Augenblicke that sich die Thür auf und ein Mann von hageren Gesichtszügen und durchdringenden schwarzen Augen stand vor mir.

„Ich habe Sie kommen gesehen," sagte er in italienischer Sprache. „Womit kann ich Ihnen dienen in dieser Einöde?"

Ich gab mich als Fremden zu erkennen und trug ihm mein Gesuch vor

„Sie sind willkommen", antwortete er in ruhigem Tone und ohne irgend welche Ueberraschung zu verrathen.

Ich begann mich zu bedanken, aber er unterbrach mich:

„Warten Sie mit Ihrem Danke! Die Gastzimmer eines Priesters auf diesem Scoglio ertragen das Loben nicht. Ich bitte Sie, mir einstweilen auf meine Stube zu folgen, während Ihr Schlafgemach hergerichtet wird. He, Mischo!"

Auf diesen Ruf erschien ein vierschrötiger Mensch mit rother Morlaken-Mütze

Der Priester sagte ihm einige Worte und er verschwand wieder hinter einer dunklen Thür neben der Treppe.

Ich übergehe die Aufzählung der nichtssagenden Re-

densarten, welche in der nächsten halben Stunde zwischen uns in der kleinen Stube des geistlichen Herrn gewechselt wurden.

Das Gespräch nahm erst einen wärmeren und vertraulicheren Ton an, nachdem ich ihn von den Beweggründen meiner Reise unterrichtet hatte. Ein Blitz aus seinen finsteren Augen, ein freundliches Lächeln und ein Händedruck von ihm erregten in mir die Vermuthung, daß der Priester, wie viele seiner Standesgenossen, ein eifriges Mitglied der sogenannten volksthümlichen Partei im Lande sein müsse.

Wir tauschten unsere Namen aus. Ich nenne ihn hier Gawro Lazika, weil er doch schon auch in dieser Erzählung einen Namen haben muß.

Es wurden Kerzen angezündet und Wein aufgetragen. Die Unterhaltung belebte sich immer mehr und bezog sich zum größten Theil auf das arme Dalmatien, seine Zustände von ehedem und seine heutigen Geschicke.

Mittlerweile erfüllte sich die Voraussage des Schiffers. Es brach ein Gewitter los, dessen Donner die Insel zu spalten schien, der Oelgarten rauschte wie ein Wasserfall und das Meer schlug dumpf gegen die Klippe.

Bei diesem Sturme wurde es mir immer behaglicher in der sicheren Stube und Mischo trug mehr Flaschen herein als vielleicht gut war.

So vergingen in lebendigem Gespräche vier oder fünf Stunden.

Unter Anderem, was mir der Geistliche sagte, war die Entschuldigung, daß er sich schon heute Nacht von mir verabschieden müsse, wenn ich morgen durchaus mit der Barke weiter fahren wollte. Er habe in frühester Morgenstunde

in dem Kirchlein zu lesen, an welchem ich heute vorübergekommen war.

Ich theilte ihm des Scherzes halber mit, daß der Fährmann von der Heiligen, der diese Kirche geweiht ist, gesagt hatte, es sei eine „gute“ Heilige. Auf diese Bemerkung hin lächelte er ganz anders wie bisher, wie es schien mit einer gewissen Bitterkeit.

Er schob mir schweigend eine neue Weinflasche hin, ich aber dachte, es sei meine Stunde gekommen und bat um die Erlaubniß, mich zurückziehen zu dürfen.

„Ihr werdet mir diese Bitte nicht abschlagen,“ antwortete er wieder mit freundlicher Stimme. „Ich habe seit zehn Jahren keinen Fremden mehr beherbergt und wer weiß, ob ich nicht sterbe, ohne wieder einen Gast in meinem Hause gesehen zu haben.“

Ich entschuldigte mich mit der Stärke des Rebensaftes, der auf diesen Felsen wächst.

„Ihr müßt Euch daran gewöhnen, wenn Ihr unser Land durchwandert“, fuhr er mit der nämlichen sanften Stimme fort. „Es ist Wein von Veglia und dem ist die Kraft verliehen, daß er die Wirkungen anderer Weine sänftigt. Stoßt immerhin mit mir an; es ist ohnehin das letzte Glas, das wir in diesem Leben mit einander leeren!“

Er trat an den Tisch, hob die Flasche in die Höhe, zog den Kork aus und schenkte zwei Gläser voll. Der Wein perlte; er war heller als der gewöhnliche Wein Dalmatiens.

„Glückliche Reise!“ rief er lächelnd.

„Auf fröhliches Wiedersehen!“

„Ich will nicht glauben,“ fuhr ich nach einer Weile, um nur irgend etwas zu reden, fort, „was Ihr vorhin gesagt habt. Wir werden uns wohl in irgend einem Winkel

der Erde, wir werden uns vielleicht in Deutschland, das Ihr später doch besucht, wiedersehen. Ihr habt mich wie ein Freund aufgenommen; ich liebe es nicht, mich von meinen Freunden ohne den Gedanken des Wiedersehens zu trennen. Trennung und Hoffnung sind Geschwister."

„In unserem Falle," sagte Lazika, „müssen wir uns wohl bescheiden. Ich bin auf diese Insel verbannt, ja, ich möchte sagen auf ihr — gefangen. Die Nächte dieser Jahreszeit sind reich an Wolken, aber noch reicher ist mein Gemüth an traurigen Gedanken, die unablässig in ihm brüten."

„Das sind sonderbare Vorstellungen, o Herr," antwortete ich, „und es mag wohl die Einsamkeit sein, welche sie erzeugte. Kommt Ihr einmal wieder hinaus von diesem Eiland, was wohl wie ein Gefängniß aussieht — kommt Ihr wieder hinaus in das Gewühl der Städte, werdet Ihr neue Freudigkeit schöpfen."

„Zu spät," sagte Lazika, den Kopf abwärts beugend, als ob er etwas unter dem Tische suchte. Mein Blick fiel, als er der Richtung seiner Augen folgte, wieder auf die Etikette der Flasche.

Es stand darauf „Kertschke", das heißt Wein von Kerk, dem slavischen Namen für Veglia, das einige fünfzig Miglien weiter nördlich im Quarnerolo liegt. Die Schrift war zierlich und dünn. Es war eine Frauenhand.

„Ihr habt da, wie mir dünkt, einen niedlichen Schreiber", sagte ich plötzlich.

Er sah mich groß an.

„Dieses Papier ist von einer Frauenhand beschrieben", fuhr ich fort.

„Es mag so sein."

Ich konnte keine Spur von einer Verlegenheit an ihm bemerken.

An ein Fortschleppen der Unterhaltung war nicht mehr zu denken. Das und die immer weiter vorrückende Nacht bestimmten mich zur Ruhe zu gehen.

Ich stand auf, berührte ihn an der Schulter und sagte:

„Lieber Herr! Dank für die Güte, mit der Ihr mich, den Unbekannten, in Euere Gesellschaft, in Euer Haus aufgenommen habt. Wenn es denn so sein soll, nun wohlan — Lebewohl! Ich verabschiede mich jetzt. Euch ruft schon in wenig Stunden Euer Beruf, mich ruft die Nothwendigkeit. Machen wir die Trennung kurz, sie wird mir darum nicht weniger schmerzlich."

Lazika erhob sich, ohne ein Wort zu entgegnen. Er nahm das Licht, wir traten auf den Gang.

Hier heulte der Wind aus allen Fugen, von der Treppe, vom Gebälk, von den Kaminen. Im Zimmer, welches nach rückwärts ging, hatten wir bisher wenig oder nichts davon vernommen.

Lazika bedeckte das Licht mit der Hand und in einem Augenblick standen wir in meiner reinlich hergerichteten Stube

„Es ist eine Schande," sagte er, „daß ich gerade heute von bösen Geistern geplagt bin. Ihr geht morgen über die See und da hätte ich Euch beim Glase die Sorgen vertreiben helfen sollen, wie Horaz sagt, statt Euch Gesichter vorzuschneiden. Wenn ich bedenke, daß Ihr morgen schon wieder —"

„Heute!" fiel ich ihm, sein eigenes Wort wiederholend, lächelnd in die Rede. „Nochmals herzlichen Dank!" setzte ich, ihm die Hand drückend, hinzu.

„Ja, es ist besser so," sagte er, wie sich plötzlich ermannend. „Mischo wird Euch pünctlich wecken und Euch hinab zu den Booten geleiten. Weiset ihn nicht zurück, bis Ihr den Fährmann habt; es ist noch stark finster Morgens und bei den schlüpfrigen Wegen könnt Ihr ohne Laterne nicht gehen. Macht mir die Freude und laßt etwas von Euch hören, wenn Ihr wieder in der Heimat seid. Mit Gott!"

Die eichene Thüre fiel hinter ihm zu; seine Schritte verhallten auf dem Gang; ich hörte die andere Thüre gehen, ich war allein.

Ich betrachtete mit dem Leuchter in der Hand die Einzelnheiten des Gemaches.

So oft ich in eine Wohnung eintrete, in welcher ich auch nur eine kurze Zeit hausen soll, trachte ich, mir ihr Aussehen in der Erinnerung aufzubewahren.

Ist doch dem Wanderer die Stätte, an welcher er jeweilig lebt, das heißt empfindet und leidet, ein Denkstein an der Straße, auf welcher er der Ewigkeit entgegen pilgert. Beim Beziehen einer neuen Behausung senken sich fragenreiche Ahnungen in Dich nieder: Was wirst Du da schaffen? Welche Fortschritte in der Erkenntniß des Wahren wirst Du da machen? Und verläßt Du sie, so ist es ein Stück Leben, was hinter Dir liegt — unwiederbringlich wie die Zeit, bleibt ein Theil Deiner Geschichte an diesen Mauern hängen.

Denn siehst Du sie auch später vielleicht einmal wieder, so schauen Dich die Wände anders an, es sind nicht mehr die alten — Du selbst siehst sie anders an, Du selbst bist nicht mehr der Alte.

Meine Rundschau ist rasch beendet. Es war nichts da, was mich besonders interessiren konnte. Im Gegensatze zu den anderen Zimmern hatte dieses durchaus nichts

Geiſtliches oder Kirchliches an ſich. Eine ſchlanke Brescianerklinge und eine geſchmackloſe Darſtellung der Schlacht von Koſſowo, wo Zar Lazar von Serbien Leben und Reich verlor, das war Alles. Das Bett war friſch und breit, nach franzöſiſcher Art; der oben durch eine vergoldete Fauſt zuſammengehaltene Vorhang von Kattun war mit großen braunen Blumen beſäet.

Ich that einige Züge aus der großen Flaſche, die da ſtand; das Waſſer war kalt, was mir auf die Erhitzung des Abends und das gewohnte bittere Getränk am Seeufer überaus wohl that.

Es war faſt Mitternacht, gegen Tagesanbruch mußte ich mich erheben. Ich legte mich faſt ganz angekleidet auf das Bett. Ich weiß nicht, welche Beengung auf mich drückte. Es mochte der zu reichlich genoſſene Wein, es mochte die Scirocco-Schwüle, es mochte die niedrige Spannung der Luft während des Gewitters, es konnte Alles dies ſein — mir kam es aber vor, als ob noch etwas Beſonderes, Ungreifbares in dieſer bleiernen Luft läge.

Es gibt einen Zuſtand der Täuſchung, den wohl mancher meiner Leſer kennt.

Man liegt ganz ruhig in einem Gemache, in welches kein Ton, nicht das geringſte Geräuſch der Außenwelt eindringt. Es iſt ſo ſtille, daß man nichts fließen hört, als den Strom der Zeit; man hört einen namenloſen, unſäglich leiſen — Fluß, ich weiß kein anderes Wort. Es iſt das Pochen des Blutumlaufs, das ſich auf dieſe Weiſe der Ohrenhöhlung offenbart. Dieſer Fluß jagte ſeine Wellen heute beſonders gewaltig durch die Adern des Kopfes hinauf.

Ich begann zu träumen.

Träume hängen in ihrer Färbung von der gerade vorhandenen Blutmenge im Schädel ab; es wundert mich demnach heute nicht mehr, wie besonders bunt die Phantasmagorien jener Nacht waren. Wie grell beleuchtete Nebelbilder wechselten die Landschaften und Personen. Wirr und willenlos, ohne irgend welchen Zusammenhang mit meinen Zu- und Abneigungen hetzte mich das folternde Spiel der Einbildungskraft im Fluge durch das Wanderleben meiner letzten Monate. Bärtige Sereschaner in langen, dunkelrothen Mänteln, hohe Männer und Weiber mit der goldblinkenden Mütze der schwarzen Berge, braune Fischer der Adria zogen vorüber. Zuletzt wurde es einsamer; auf einmal lag ich in einem Kerker. Ich wollte mich regen, meine Fesseln zu lüften oder zu sprengen, ich konnte nicht; ich versuchte mich von meinem Lager zu erheben, ich bewegte kein Glied. Siehe, da drang Lichtschein in meine Zelle; die Thüre öffnete sich von selbst und hinein trat die Göttin des Orientes. Ihre schwarzen Haare krönte das Diadem der Königin, die Augen, tiefe Gluthseeen, waren auf mich gerichtet, ihr Mund stammelte, sie hob die Hände bittend empor. Ich zuckte nicht, ich regte mich nicht. Ich war lahm. Ein Schrei der Verzweiflung entfuhr mir — ich hatte die Ketten zerrissen, aber in demselben Augenblicke stürzte das Gewölbe zusammen und hatte mich unter seinen Trümmern begraben, wenn ich nicht — jäh erwacht wäre und das Dröhnen des Gewitters in den Grundvesten des Gebäudes verspürt hätte. —

Jetzt war ich des Träumens überdrüssig.

Die letzte Gaukelei mit der hilfesuchenden Schönheit und meinen Aerger, ihr nicht zu Hilfe kommen zu können, hatte mich vollends abgespannt.

Ich sah nach meiner Uhr, es war drei Uhr.

Wenn ich jetzt aufstand, mir Licht machte und noch eine Stunde im Zimmer auf- und abmarschirte, war es Zeit zum Aufbruch. Im Nothfalle hätte mir immer noch das Betrachten des Gewitters, das mit ungebrochener Gewalt seine Feuergeißeln über die Küsten schwang, die Zeit verkürzt.

Ich maß also das Zimmer nach allen Dimensionen; ich las die Notizen unter der Schlacht von Kossowo, ich zählte die Secunden zwischen Blitz und Donner. Endlich ermannte ich mich zu dem Entschluß, mein Tagebuch durch die Erzählung der heutigen Erlebnisse zu bereichern; aber es blieb beim Versuch, der Bleistift lief keine Zeile weit. Es war langweilig.

Ich setzte mich wieder auf mein Bett nieder, denn die Stühle waren mir zu niedrig. Ich sann nach.

War es nicht auffallend, daß ich seit unserem Eintritt ins Haus außer Gawro kein lebendiges Wesen bemerkt hatte?

Der Knecht Mischo, welcher uns die Laterne trug, war wohl nicht der einzige Hausgenosse der Haushaltung. Es mußte andere Hände, auch weibliche, geben, welche zum Beispiel das Zimmer, in welchem ich mich jetzt in so böser Laune herumtrieb, in Stand setzen, in Stand halten mußten. Warum sah ich davon nichts? Warum war selbst Mischo unmittelbar nach dem Eintreten gänzlich verschwunden?

So sann ich fort.

Bunte Bilder überkamen mich. Die Kreise meiner Gedanken schwammen in einander — ich schlief ein.

Als ich die Augen wieder aufschlug, war es heller Tag.

Meine Uhr zeigte neun, das Schiff mußte längst auf dem Meere sein.

Warum war ich nicht geweckt worden? Welche Nachlässigkeit zwang mich, statt auf einer bequemen Barke, vielleicht auf einem kleinen offenen Fischerboot, von den Wellen der aufgeregten See durchnäßt auf das Festland zurückzukehren?

Ich wollte hinausgehen und rufen.

Die Klinke der Thür wich nicht.

Ich beschaute den Riegel: er rührte und bewegte sich nicht, weder nach vorn noch nach hinten, er war einfach, Gott weiß seit wann, eingerostet. Ich riß, was meine Kräfte vermochten. Die Thür blieb wie sie war.

Endlich gerieth ich auf den Einfall, einen letzten Blick auf das Schloß selbst zu werfen. Und da sah ich, was ich mit dem ersten gerade so gut hätte sehen können, daß die Zunge innerhalb der Klammer steckte, mit einem Worte, daß das Schloß umgedreht worden war. Jetzt war die Reihe des Umdrehens an mir; ich drehte mir den ganzen Kopf um, mit der Frage, was ich in der Nacht mit dem Schloß angefangen haben könne. Zugesperrt? Wo ist der Schlüssel?

Draußen hallten Schritte.

„Endlich!" hörte ich durch die dicke Thüre Lazika's Stimme, „endlich sind Sie erwacht. Gott! was habe ich für Sorge ausgestanden. Oeffnen Sie schnell, ich bitte schnell! Es ist Ihnen doch nichts zugestoßen lieber Herr?"

„Herr Lazika", antwortete ich, um mich vernehmlich zu machen, schreiend, „ich weiß nicht was geschehen ist, aber ich kann die Thüre nicht öffnen. Sie ist geschlossen, sie muß von außen geschlossen worden sein."

„Ach Gott!" hörte ich noch Lazika seufzen, dann eine

geraume Weile nichts mehr. Schritte gingen hin und her. Es wurde geflüstert. Endlich wurde ein Schlüssel angesetzt, das Schloß klirrte, die Thüre ging auf.

Herein traten Lazika und Mischo.

„Gnädiger Herr," sagte Mischo, „verzeihen Sie, gnädiger Herr, bei meiner Seele Seligkeit ich habe geklopft, wie man nur bei einem Herrn, wie Sie sind, klopfen darf. Es war vier Uhr, die Thüre war zu, Sie haben nicht geantwortet. Ach, lieber Herr, wie habe ich mich gefürchtet! Ich bin gleich zu meinem Herrn hinauf gegangen, der war aber schon lange aufgestanden und nach der Kirche gegangen, heute viel früher als gewöhnlich. Darauf bin ich ihm in die Kirche nachgelaufen und habe es ihm erzählt. Er konnte nicht mehr fort, denn er ging eben zum Altar. Ach, lieber Gott, was haben wir Beide für eine Angst ausgestanden. Jetzt ist Gottlob Alles vorbei."

„Sie hören, was er sagt," unterbrach ihn Lazika, von dem es mir schien, als ob er einige Verwirrung verbergen wollte. „Ich schickte ihn gleich zu unserem Arzte. Wie's nun der böse Zufall will, war der schon vor Tag mit der Barke nach dem anderen Scoglio hinüber gegangen."

„Dann eilte ich, so wie ich in der Kirche nichts mehr zu thun hatte, zum Schlosser, der auf der oberen Insel wohnt. Ich wollte Ihre Thüre mit Gewalt aufbrechen lassen, wenn Sie bis dahin kein Lebenszeichen von sich gegeben hätten. Er steht noch im Gange unten. Mischo schicke ihn fort. —" Mischo, der die ganze Zeit über mit offenen Augen und Mund drein gegafft hatte, ließ uns allein.

Ich muß gestehen, daß mich Lazika's Benehmen überraschte.

Warum war er heute früher aufgestanden? Warum

lief er nach der Kirche, den weiten Weg zum Schlosser hinauf, ohne vorher zu Hause noch einmal nachgesehen zu haben, ob ich mittlerweile nicht wach geworden sei? Woher kam der Schlüssel, mit dem er mir aufsperrte, während, wie er sagte, der Schlosser im Gange drunten stehen geblieben war? Auch war mir die Befangenheit nicht entgangen, mit welcher er in seiner Erzählung der Hauptsache, dem Zusperren des Zimmers durch eine unbekannte Hand, ausgewichen war, um eine Menge Nebeneinzelnheiten vorzubringen.

Ich sah ihn groß an.

„Herr Lazika," sagte ich, „das Vorgefallene ist nun einmal nicht mehr rückgängig zu machen, es handelt sich für mich jetzt nur mehr darum, wo und wie ich mich während meiner unfreiwilligen Anwesenheit auf Ihrer gastlichen Insel einrichten soll."

Lazika sichtlich erleichtert, daß ich die Zusperr-Angelegenheit nicht weiter betrieb, faßte mich rasch am Arm und sagte mit herzlichem Tone:

„Es versteht sich von selbst, daß Sie bei uns — daß Sie bei mir bleiben. Beleidigen Sie mich nicht und nehmen Sie mit dem Wenigen vorlieb, was ich Ihnen bieten kann, und von Herzen gern biete. Sie sind ja durch mein — Verschulden in die Lage gekommen."

Dagegen konnte ich nun freilich nichts einwenden. Ich sagte zu. Lazika zog sich einstweilen, um mir ein Frühstück zu besorgen, zurück. Ich trat zum Fenster, schlug die Jalousien vor und schaute nach dem Himmel.

Die dichte Wolkendecke war zerrissen. Das Gewölk hatte sich in kleine, lichte Häufchen zusammengeballt, die in ungeheurer Höhe rasch dahintrieben: ein sicheres Anzeichen

kommender ſchöner Witterung. Die Spitzen eines alten ruinöſen Mauerwerkes, das in einiger Entfernung von meinem Fenſter lag, leuchteten im gelbrothen Sonnenſchein. Ich freute mich des wiedergekehrten Lichtes.

Als ich mich wieder gegen mein Zimmer umwandte, überlegte ich, was wohl Lazika, denn ich zweifelte nicht mehr, daß er ſelbſt es geweſen, bewogen haben könne, mich einzuſperren.

Nach allerlei Gedanken, deren Lächerlichkeit ich jetzt einſehe, deren Entſtehen für damals ich mir aber verzeihe, blieb ich zuletzt bei der Muthmaßung ſtehen, er könne es aus dem Grunde gethan haben, um einmal einen oder zwei Tage lang einen Geſellſchafter zu haben. —

Sein geſtriges Weſen, die Niedergeſchlagenheit während des Abends auf ſeinem Zimmer — alles das ſchien mir auf eine Verſauerung zu deuten, die ich mir aus dem Leben an dieſem abgelegenen Ort der Erde leicht erklären konnte. Ich überlegte und zweifelte wieder.

Es klopfte. Lazika kam herein.

„Das Frühſtück wird Ihnen gebracht werden, lieber Herr. Was gäbe ich, ſo lieb mir Ihre Geſellſchaft iſt, nicht Alles darum, wenn dieſer Streich in meinem Hauſe nicht geſchehen wäre. Gerade Ihnen mußte das begegnen! Rechnen Sie darauf, daß ich Alles, was in meinen Kräften ſteht, aufbieten werde, um Sie die Geſchichte vergeſſen zu machen. Es thut mir nur leid, daß ich Sie jetzt abermals auf eine Stunde verlaſſen muß. Wenn ich zurückkomme, werde ich Ihnen ein wenig unſeren Felſen zeigen. Mit Gott!“

Eine bleiche Weibsperſon hatte mir auf rothlackirtem Blech Chokolade gebracht.

Ich trank friſches Waſſer dazu, tauchte altbackenes

Brod hinein und hatte, von den fröhlichen Sonnenstrahlen draußen aufgemuntert, bald die unheimliche Nacht und meine räthselhafte Gefangenschaft vergessen.

Ich hatte in der That nicht länger, als eine Stunde zu warten, bis der Geistliche zurückkam.

Er führte mich auf den steinigen Weg, der sich zwischen den niedrigen Mauern der Oelgärten und Felder gegen einen Hügel hinzieht, die höchste Erhebung der Insel, von welcher man, wie ich voraussah, wohl das ganze Eiland und die anderen Felsen im fernen Meere überblicken mußte. Der feuchte, warme Morgenwind war uns ein erquicklicher Begleiter.

Nachdem wir eine halbe Stunde fast schweigend neben einander hergegangen waren, hörten die Oelbäume und das bebaute Land auf. —

Wir geriethen in verwitterte Steinterrassen, das Felsengerippe der Insel. Sie sahen aus wie die langgedehnten Sitzreihen einer zerstörten Arena oder wie die ungeheuerlichen Treppen zu einem verschwundenen Heiligthume.

Nur hie und da grünte, von einem Felsblock, gegen die Stürme des Meeres geschützt, ein duftiges Unkraut aus einer der scharfkantigen Klüfte.

Da begegnete uns ein Bauer, welcher einen Bündel Dornen auf seinem Kopfe trug. Der Mann blieb stehen, grüßte den Priester und sagte zu mir gewendet:

„Nicht wahr, o Herr, das ist ein wüstes Land? Hier gedeihen nicht einmal die heiligen Brode für die Kirche.“

Mein Begleiter lächelte und ging schweigend mit mir weiter dem Hügel zu.

Noch einige hundert Schritte und wir standen auf der Höhe.

Dort erwartete uns ein unbeschreiblicher Anblick.

Die bewegte See glich von dort oben herab betrachtet einem matten, blendenden Spiegel von Metall. Hie und da nur, wo Scoglien den Wellenschlag abwehrten, lag es in seiner blauen Pracht da. Zahllose Felsgipfel ragten dunkel aus dem Meere und aus der Ferne des Festlandes leuchtete der breite Schneestreifen der höheren Gebirge herüber.

Um uns herum lagen graue Felsen, in der Luft schwärmten Insecten, die sich des warmen Mittags freuten, die ferne Welt aber bildete eine helle, durchschimmernde Kugel.

Aus der Tiefe der Insel drangen die Stimmen der Hirten zu uns herauf, welche einander auf die zwei Männer aufmerksam machten, die den absonderlichen Weg nach den Hügeln eingeschlagen hatten.

„Was ist weiter als das Meer?" sagte Lazika nach langem Schweigen. —

Ich schaute ihn verwundert an, er aber fuhr fort:

„Ich will es ihnen mit dem Volksliede unserer Schiffer sagen: der Himmel!"

Ich nickte ihm Beifall und schaute entzückt hinaus an den Gesichtskreis, an welchem sich die beiden hohen Mächte zu vereinigen scheinen.

Wir sprachen kein Wort.

Bald führte mich der Priester auf der anderen Seite des Abhangs hinab. Es ging steil hinunter, und nach wenigen hundert Schritten standen wir am Saume des Meeres.

Hier zog sich ein breiter Streifen von Kieselsteinen hin, welche der ewige Wellenschlag zu winzigen Körnchen zerrieben

hatte. Es war das, was die dalmatinischen Lieder einen „glatten Weg auf dem Sande“ nennen. — Der Sturm, welcher die Nacht über bis zum Morgen gewährt hatte, zeigt seine Wirkung noch in der Wallung der See.

Obwohl er sich schon seit mehreren Stunden gelegt, obschon sich jetzt nur die gewöhnliche Brise des Morgens rührte, schlugen die Wellen den felsigen Grund herauf, als ob sie von allen Winden herangepeitscht würden. Es war schön anzuschauen, wie jetzt die weiße Schaumlinie die Spitzen unserer Füße berührte, sich klagend zurückzog und in einem Augenblicke sich den vorigen Grund wieder nahm, daß der Gischt unsere Beine hinanflog.

Weit lag der Strand besäet mit Tangen, Algen, Muscheln und Schalthieren. Kleines gallertartiges, zappelndes Gewürm steckte in den Zwischenräumen der nassen Steine. Millionen solcher Wesen rollte die Fluth heran, Millionen zog sie wieder mit sich hinaus in ihren Schooß, Millionen starben jetzt, Millionen gebar der Augenblick in den Wasserreichen.

So wie jetzt schlug sie vor Jahrtausenden, so wie jetzt wird sie wallen, wenn Niemand mehr auf der Erde lebt; so wie hier schlägt und brandet sie um die unzähligen Küsten aller Erdtheile. Es gibt doch kein treueres Bild der Unendlichkeit, als das Meer; keine Lehre überzeugt Dich zugleich so von Deiner Nichtigkeit und Bedeutungslosigkeit. Was bist Du?

In diesen Gedanken vertieft hatte ich es fast übersehen, daß wir mitten unter Kornblumen auf einem Felsblock, der Aehnlichkeit mit einer kunstgerecht hergestellten Bank in einer Anlage besaß, Platz genommen hatten. Ich war mit dem Meer und mir beschäftigt. Es hatte daher in dem ersten

Augenblicke für mich faſt kein Intereſſe, als Lazika unerwartet mit der Frage herausrückte:

„Haben Sie darüber nachgedacht, wie das zugegangen ſein mag, daß Sie heute Morgen eingeſperrt waren?“

„Allerdings habe ich darüber nachgeſonnen. Für mich ſteht nur feſt, daß es nicht durch ein Verſehen meiner ſelbſt geſchah. Und um auf Andere rathen zu können, dazu müßte ich vorerſt größere Kenntniß der Einwohner Ihres Hauſes beſitzen.“

„Ich will es Ihnen nicht mehr verbergen, ich bin Ihnen die Wahrheit ſchuldig: meine Schweſter Darinka hat Sie eingeſperrt.

„Ihre — Schweſter,“ wiederholte ich mechaniſch.

„Ja meine unglückliche Darinka. Sie ſtaunen? Ich werde Ihnen die Geſchichte des armen Mädchens, die durch einen Zufall in meine eigene verflochten iſt, erzählen. Ich habe es mir heute, als ich zu Ihnen zurückkam, vorgenommen, Sie damit bekannt zu machen. Es iſt zwar eine nicht ſehr außergewöhnliche Geſchichte, aber, wenn Sie das Mädchen verſtehen wollen, müſſen Sie wiſſen, was mit ihr geſchehen iſt. Sie werden ihr zu Hauſe begegnen — ich wünſche nicht, daß Sie mißdeuten, was Sie alsdann ſehen werden. Wir haben noch lange Zeit bis Mittag vor uns. Alſo hören Sie:

„Mein Heimatsort iſt ein armes Dorf auf den Küſtengebirgen Raguſa's. Meine Familie ſtammt eigentlich aus dieſer alten Republik. Einer meiner Ahnen, welcher ſchwer in die Streitigkeiten verflochten war, die ſo oft die Ruhe des Freiſtaates ſtörten, zog es, obgleich er Kaufmann war, vor, ſich irgendwo in der Nähe auf dem Lande anzuſiedeln. So wurde unſere Heimat in jenem Gebirge gegründet.

Mein Vater war Landmann, sein Großvater und Urgroßvater waren es auch schon gewesen. Wir waren nicht arm, wir waren nicht reich. So viel besaß mein Vater, daß er mich, als ich ein erwachsener Knabe geworden war, in die Schule nach Ragusa schickte. Meine Eltern waren griechisch-katholisch, wie sich das dort von selbst versteht, und ich war es auch. Jetzt sehen Sie mich als römisch-katholischen Priester. Die Wege des Schicksals sind wunderbar."

Lazika unterbrach sich, ehe er seine Erzählung kaum begonnen. Sein ausdrucksvolles Gesicht war bewegt, seine Augen irrten auf dem weiten Meere herum.

Nach einer Weile fuhr er fort:

„Ich war sechzehn Jahre alt, da starb mein Vater. Ich war schon im Collegium und nicht mehr zum Bauer zu brauchen. Das hatte auch mein Vater gewünscht, der trotz seines Standes immer noch städtische Neigungen hatte und wollte, es solle aus einem seiner Kinder ein Kaufmann oder gar ein gelehrter Herr werden.

„Meine Lehrer riethen mir die Rechte zu studiren. Ich hatte nicht viele Neigung dazu, aber noch weniger zu einem anderen Brodstudium. Schon in der Schule hatte es mich erbittert, daß die Lehrer mich nicht in meiner Muttersprache unterrichteten und nunmehr sollte ich draußen im fremden Lande vollends zu einem Italiener, zu einem Wälschen, gemacht werden. Denn Ihr wißt wohl, o Herr, daß es bis auf den heutigen Tag noch keine Gerechtigkeit gibt für unser Volk, und daß die fremden Krämer und Eindringlinge uns auch das Letzte verkümmern, was wir noch haben — die Sprache unserer Väter, welche einst ein Reich besaßen, das von diesen Klippen bis zu den fernen Ebenen des schwarzen Meeres reichte."

Lazika ſchwieg eine Weile vor Erregung und nur ſeine Lippen bebten. Dann fuhr er fort:

„Das Geld, was zu meiner Ausbildung vonnöthen war, hatte mein Vater gerade ein Jahr vor ſeinem Tode in Raguſa ſelbſt angelegt gehabt. Meine Mutter, eine gute Frau, war damals gegen dieſe Geldanlage, ſo wie gegen das Project, mich ſtudiren zu laſſen, geweſen. Als ſie ſah, daß alle ihre Einwendungen vergeblich waren, wurde ſie mit mir, mit ſich und dem ganzen Hausweſen, das durch den Tod des Vaters in Unordnung kam, unzufrieden.

„Da erhielt ſie von ihrem Bruder, der ſeit Jahren in Belgrad verheiratet war, und der ein ziemliches Vermögen beſaß, die Einladung, mit ihren zwei noch übrigen Kindern, meinen Schweſtern Darinka und Smilja, zu ihm, der kinderlos war, hinüber zu ziehen. Von dieſen war die eine damals ſechs, die andere drei Jahre alt. Meine Mutter nahm das Anerbieten freudig auf. Sie verkaufte ihr ganzes Beſitzthum und zog, ohne ſich um den herannahenden Winter zu kümmern, mit ihren Kindern fort, nach dem weiten Serbien.

„Damals gab es keine Dampfſchiffe, keine Eiſenbahn. Meine Schweſter Smilja, das Kind, deſſen ich mich nur dunkel erinnern kann, wurde, als ſie von Fiume aus bei kalten Regenſchauern auf ſchlechten Wegen durch Slavonien hinabfuhren, ſchwer krank. Bekümmert kam meine Mutter in Semlin an. Dort wurde ein Arzt herbei geholt, aber ſchon ſein zweiter Beſuch fand eine Leiche. Meine Mutter hatte Niemanden mehr als mich und mein Schweſterchen Darinka.“

Hier ſchwieg der Prieſter einige Augenblicke. Mit einem Seufzer ſagte er dann zu mir, indem er ſich mit der rechten Hand über die feuchten Augen fuhr:

„Ich habe noch eine Figur aus Seide zu Hause, welche die Schwesterchen machten, als ich auf der Schule war. Sie nannten dieselbe ihren Bruder und steckten ihr Honig in den Mund.“

Ich verbarg meine Bewegung nicht. Der Priester aber fuhr fort:

„Ich war unterdessen daran, auf die Universität Padua abzugehen. — Eines Tages bestieg ich eine armselige Trabacche, die mit Thunfisch beladen, nach Venedig ging.

„Neun Tage war ich auf dem Meer. Es war das erste Mal, daß ich so weit von meinem Vaterlande fort war. Ich weinte manchmal, ich schäme mich dessen nicht, ich dachte an meinen guten Vater, der jetzt unter dem steinigen Grunde meines Dorfes lag. Ich folgte im Geiste meiner Mutter, deren letzter Brief mir den Tod meines Schwesterleins gemeldet hatte. Das heißt, nicht sie hatte es gemeldet, die Frau konnte ja nicht schreiben, aber mein Oheim hatte mir Nachricht von ihrer Ankunft und dem betrübenden Falle gegeben und mir zugleich als ersten Beweis seiner Zärtlichkeit ein Sümmchen als Naschgeld mit Ermahnungen begleitet, beigelegt. Ich war allein und verlassen auf der Welt.

„Dazu der Sturm und die Seekrankheit — ich kam herabgestimmt nach Venedig. Diese weltberühmte Stadt, welche so viel des Staunenswerthen in sich faßt, war der Ort, welcher geeignet war, mich zu zerstreuen und mich die Schicksale meiner Familie vergessen zu machen. Voller Verwunderung ging ich über die Brücken und Bogen, fuhr in den Gondeln umher und schlenderte die lange Riva entlang. Staunend schritt ich die Gänge des Marcusplatzes, wo es so viel zu schauen gibt, auf und ab. Mit Entzücken hörte ich jeden Tag die schönste Musik.

„Wie war das Alles so ganz anders und viel größer, als in dem kleinen Ragusa! Und erst die Kirche von St. Marcus, wie konnte sich mit der irgend eine Kirche vergleichen, die ich bis jetzt gesehen hatte? Daß ein anderer Gottesdienst darin war, störte mich nicht, ich sah mehr auf die vielen Bilder und da waren Heilige gerade wie in unserer Kirche, ganz auf Gold gemalt und neben denen sieht man Fruchtbäume und allerlei Palmen.

„Das weiß ich noch Alles wie heute. Es war das erste Mal, daß ich in die Welt kam, es war eine traurige, aber auch eine schöne Zeit voll allerlei Hoffnungen, Wünschen für mich.

„Mein Wirth gewann mich lieb. Er ging oft mit mir und zeigte mir die berühmtesten Paläste und erklärte mir manches, was er von der Geschichte ihrer Bewohner wußte, deren Geschlechter seit Jahrhunderten ausgestorben sind oder das Brod der Verbannung essen.

„Als ich abreiste, fuhr der Mann mit mir hinaus in die Lagunen und sagte mir erst am Strande von Mestre Lebewohl. Gott segne ihn!

„Dort blieb ich über Nacht. Am nächsten Tage brachte mich eine Postkutsche nach Padua, wo wir in stockfinsterem Dunkel ankamen, so daß ich gar nichts von den vielen Straßen sehen konnte, durch die wir hineinfuhren.

„Ich übernachtete in einem Schenkhause, an das mich mein gutmüthiger Wirth in Venedig gewiesen hatte.

„Meine Neugierde, die alte und große Stadt, meinen Wohnort auf mehrere Jahre, zu sehen, ließ mich wenig schlafen.

„Am nächsten Morgen war ich in aller Frühe auf den Beinen. Ich durchwanderte, so viel ich konnte. Ich weiß

mich noch zu erinnern, daß mir das, was ich sah, nicht so gefiel wie Venedig. Die Häuser waren so finster, die Gassen so eng, die Bewohner so stumm. Es kam mir vor, wie wenn alle Leute dort mit etwas unzufrieden wären. Am besten gefiel mir wieder der uralte Dom.

„Das war eine Pracht von Säulen und ein Glanz von wunderschönen Bildern. Und diese Bilder waren ganz andere, als die, welche mir bis jetzt immer in den Kirchen vorgekommen waren. Die Figuren waren nicht so ruhig und steif, der ganze Hintergrund nicht so einförmig mit Gold bemalt, die Köpfe nicht so schiefhängend und die Hände nicht so braun und mager. Die Meister der Schule, welche diese Bilder schufen, hatten Farbe und Bewegung hineinzulegen verstanden.

„Die Vorlesungen begannen einige Tage später.

„Um in den Stunden, welche mir ihr Besuch, den ich fleißig betrieb und die Vorbereitung dazu übrig ließen, Kurzweil zu finden, befreundete ich mich mit mehreren Studenten und Altersgenossen. Anfangs fand ich es ergötzlich, mich Stunden lang mit ihnen ins Café zu setzen und Tabak zu rauchen. Auch schlenderten wir in der Dämmerung oft auf den Straßen umher und bewunderten die schönen Mädchen, deren Padua eine Menge besitzt.

„Ich besaß eine hübsche Stimme und verstand die Mandoline zu spielen.

„Darum nahmen mich meine Freunde oft mit, wenn es galt, Nachts eine Schöne auf den Balkon zu locken und ihr ein Lied zu singen. Doch sang und spielte ich da immer für Andere: ich selbst hatte noch keinen Gegenstand zur Serenade gefunden.

„Am liebsten ging ich in den alten Dom, um die Orgel

zu hören und die Bilder zu betrachten. Zuletzt wurde das meine einzige Erholung. Denn ich fand bald keinen Geschmack mehr an dem Treiben meiner Freunde, von denen viele gar nichtsnutzig waren und die nichts zu thun wußten, als ihre Tage mit Tand hinzubringen. Da gerieth ich wieder in eine sonderbare Gemüthsverfassung: ich wollte von meinen Freunden nichts wissen und sehnte mich doch wieder nach Umgang. Hatte ich diesen gefunden, so erschien er mir leer, und die Leute, mit denen ich sprach, kalt. Ich stieß die Menschen zurück und trachtete sie zu gewinnen — mit einem Worte, ich wußte nicht, was ich wollte.

„Bald sollte ich über meinen Zustand aufgeklärt werden.

„Es war mein siebenzehnter Geburtstag, ein üppiger Sommertag. Ich fühlte mich an diesem Tag gerade besonders verlassen.

„Schon sei drei Vierteljahren hatte ich nichts mehr von meiner Mutter gehört. — Meinen Freunden war ich durch mein sonderbares Wesen entfremdet und selbst meine Arbeiten waren über mein Brüten und Sinnen seit geraumer Zeit ins Stocken gerathen.

„Ich kam aus dem kühlen Dom und ging meiner Gewohnheit nach vor die Stadt hinaus, um dort in den Anlagen, welche mit Akazien und Weiden besetzt sind, auf irgend einer Bank die Frische des Abends zu genießen. Ich fand sie alle besetzt, nur auf einer war noch neben einer älteren und einer jungen Dame Platz. Ich war Anfangs zu schüchtern, mich da hinzusetzen, ich ging mehrmals an der Bank vorüber, in der Erwartung sie einmal leer zu finden.

„Umsonst, die beiden Damen blieben plaudernd sitzen. Endlich hatte mich die Nachwirkung von der Hitze des Tages und die lange Bewegung so müde gemacht, daß ich mich er-

mannte und auf die Bank zuging. — Erröthend lüftete ich vor den Damen den Hut und sah, nachdem ich mich gesetzt, eine Weile auf die andere Seite. Die Damen setzten ihr Gespräch in flüsterndem Tone fort.

„Allmälig gewann ich mehr Muth; ich schaute erst vor mich hin auf den Sand, dann rechts nach meiner Nachbarin. O Himmel, was sah ich! da saß ein Engel in Gestalt einer Jungfrau! Ein wunderliebliches rosiges Gesicht, zwei Hände von der Farbe des Schnees, goldlockiges, langes, seidenes Haar und diese Augen — Edelsteine in die Farbe des Himmels getaucht. Ihr Mund mit brennenden Lippen zuckte, wie wenn er lächeln wollte, als eben ihre Begleiterin ihr etwas ins Ohr flüsterte. Ach Gott, wie war mir ums Herz.

„Wenn ich für diese schöne junge Dame mein Leben opfern müßte, wenn ich ihren Dank verdienen könnte, wenn ich ihr gefiele — o welche Seligkeit wäre das. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen, was das sei: Liebe. Wie oft hatte ich dieses Wort gelesen, wenn ich zu meiner Unterhaltung die großen Dichter zur Hand nahm, Petrarca, Arioſto. Wie oft hatte ich von meinen Freunden sagen gehört: ich habe ein Liebchen, ich bin verliebt. Ich hatte es nicht begriffen. Die Bedeutung des Wortes hatte mich nicht berührt. Ich hatte nicht recht verstanden, warum man bei Serenaden singen sollte, warum man Blumen nach dem Balkone warf.

„O, hätte ich jetzt tausend Stimmen gehabt, ich hätte ein Jubellied angestimmt, hätte ich tausend Gärten besessen, ich hätte sie verwüstet, um ihr den Raub zu Füßen zu legen. Es war das Gefühl der Liebe, das sich in einem Augenblick in mir entfaltet hatte.

„Ich war verliebt. Vor einer Viertelstunde wußte ich

noch nicht, was das war. Jetzt fand ich meine Seligkeit, mein Leben, meine Gegenwart und Zukunft, mein Alles darin. Welche Gewalt hat die Liebe! Sie ist urplötzlich da, wie die Welt, als sie Gott erschuf, in aller ihrer Pracht. Es war eine selige Stunde, vielleicht die einzig glückliche meines Lebens. Der Himmel selbst hatte mir ein Geburtstagsgeschenk gemacht. Ich sah das Mädchen fort und fort an, ich achtete nicht darauf, daß sie erröthete, daß sie sich zu ihrer Begleiterin wandte. Wenn ich eines Wollens fähig gewesen wäre — ich wäre ihr zu Füßen gefallen. Ich schaute sie fort und fort an.

„Endlich erhoben sich beide. Meine blonde Geliebte trug, wie alle jüngeren Frauen Venetiens, eine schwarzseidene Mantille über den Kopf geschlagen. Als sie aufgestanden war und etwas an der Mantille eben zurecht machte, warf sie mir zwischen dem durch den Arm emporgehobenen Stück Seide und ihrem Fächer einen Blick zu, der mich um meine Besinnung brachte. Ich blieb noch eine Weile wie vom Donner gerührt sitzen. Dann erhob ich mich rasch und folgte den Beiden, welche der Stadt zuschritten. Kein Fuhrwerk, welches sich zwischen uns drängte, keine Anstauung der Menge, welche die beginnende Sommernacht auf die Straßen getrieben hatte, war im Stande, mir ihre Fährte zu verlegen. Zum Glück gingen sie langsam. Mehrmals sah ich Herren, auch einen Reiteroffizier hoch zu Roß, sie grüßen.

„Endlich blieben sie vor einem großen und alten, reich aussehenden Hause einer Gasse in der Nähe des Platzes, auf welchem die Märkte abgehalten werden, stehen.

„Die Thür öffnete sich und Beide traten ein, ohne noch einmal umgesehen zu haben. Ich war sicher, daß sie mich nicht bemerkt hatten. Ich sah mich nach einer in der Nähe

befindlichen Trattoria um. Etwa fünf Häuser davon, auf der andern Seite der Straße, war eine solche.

„Ich aß einen Kuchen, legte einen Zwanziger, den dreifachen Betrag meiner Rechnung, in die Hand des Kellners, führte ihn in die Nische und sagte: „Wem gehört das dunkelgrüne Haus mit den vier Balkonen dort?“ Der Gefragte lächelte und sagte: „O, das sind schlimme Leute, Austriacandi! Sie sind mit den Oesterreichern ins Land gekommen und der Alte soll ein Spion sein, der viele Leute ins Unglück gebracht hat. Eine schöne Tochter hat er, das ist wahr, aber man muß nichts mit ihnen zu thun haben. Sie heißen —“

„Nein,“ unterbrach sich Lazika, „ich kann den Namen nicht mehr über meine Lippen bringen. Ich will, ich kann nicht! Nennen wir sie die Teufel!“

Mit Ueberraschung sah ich seine Züge für einen Augenblick wieder einen entsetzlichen Ausdruck annehmen.

„O, mein Gott, verzeihe mir!“ fuhr er leise fort.

„Ich verließ die Trattoria und irrte eine Zeit lang auf den Straßen umher.

„Vor dem Fenster meiner Geliebten auf- und abzugehen, dazu hatte ich den Muth nicht. Nach und nach kam ich zum Bewußtsein aller Schwierigkeiten, die sich zwischen mich, einen unbekannten Menschen und die Annäherung an ein so schönes und wahrscheinlich reiches Mädchen stellen würden. Wäre ich an jenem Abend jenen Betrachtungen weiter gefolgt, ich würde vielleicht rasend geworden sein. Der Leichtsinn meiner siebzehn Jahre half mir weiter: von der Niedergeschlagenheit ging ich zu den kühnsten Plänen über. Briefe schreiben, Ständchen bringen und noch mehr war schon beschlossene Sache.

„Die alte finstere Stadt mit ihren winkligen Gassen, war mir heute zum herrlichsten Garten geworden, in dem ich im Frühlichte eines Morgens rosige Blumen pflückte und den Gesang unsichtbarer Vögel vom Paradiese vernahm.

„Es war ein großer, ein feierlicher Abend.

„Als endlich die Lichter der Verkäuferinnen, die Laternen der Guckkastenmänner und Marktschreier auf den Straßen flackerten, eilte ich nach dem großen Café Pedrocchi, um mein volles Herz Freunden auszuschütten, an die ich seit Monaten nicht gedacht hatte.

„Die herrliche Colonnade des Hauses glänzte im Lichterschein, fröhliche Rufe und Geplauder hallten aus den taghell beleuchteten Räumen. Ich ging fast jeden Abend an der schimmernden Lichtfronte vorüber und ihr Anblick hatte nichts Neues mehr für mich, heute aber erschien mir der Bau wie ein festlich beleuchteter Tempel, worin ich den guten Göttern Dankopfer für unermessenes Glück bringen sollte.

„Bald hatte ich meine Freunde, von denen fast jeder älter war als ich, gefunden. Sie hatten eben zu spielen aufgehört und langweilten sich.

„Sie nahmen mich nicht ohne einige Spöttereien über die Ursachen meines Fernbleibens auf. Das schreckte mich nicht ab. Ich konnte es kaum erwarten, bis ich Gelegenheit fand, ihnen mitzutheilen, was mir begegnet war. Ich schilderte die Schönheit des Mädchens in den begeisterndsten Ausdrücken, ich pries ihren Geist, ihre Tugend, ohne davon etwas gesehen oder gehört zu haben — weiß Gott, was ich sprach und wovon ich noch gesprochen hätte, wenn nicht der meiner Freunde, dem ich am meisten zugethan war, Carlotto, mir den Arm herüber gestreckt und mit abwehrender

Bewegung der Hand ganz kalt gesagt hätte: „Das ist eine Sbirrensippschaft!“

„Ich fuhr zusammen. Mein erstes Gefühl war das der empörten Eigenliebe.

„O ich kenne sie, erst neulich hat uns Mario etwas davon erzählt; der Vater war bei der Untersuchungs-Commission in Venedig, welche die Mailänder zum Tod verurtheilte. Da wäre mir die Tochter schon wegen des Vaters so zuwider, daß sie schöner sein dürfte, als Alles was man je gesehen oder gehört, sie wäre mir nur um so unheimlicher.

„Dabei machte Carlotto eine Geberde des Abscheues.

„Worte wie die, welche ich soeben vernommen, hätten zu jeder anderen Zeit ganz die beabsichtigte Wirkung gehabt.

„Ich liebte mein eigenes, theures Vaterland, das mich geboren. Wenn ich auch den Bestrebungen nicht zugethan war, welche meine italienischen Genossen beseelten, so haßte ich doch Oesterreich nicht minder glühend als sie. Uns Allen erschien das Kaiserreich ein ungeheueres Zucht- und Prügelhaus, jeder Beamte oder Offizier machte uns den Eindruck eines Büttels, eines Fanghundes, der mithelfen mußte, die Länderbeute für die Dynastie festzuhalten.

„Solchen Ideen zu entkommen, war bei der damaligen Richtung aller Köpfe unmöglich. Sie kennen den Theil Italiens, von dem ich spreche, ich habe Ihnen genug gesagt.

„Nun, das war aber der Zauber und der Bann des Gefühls, das mich so unerwartet umstrickt hatte, daß ich kein Wort von alledem glaubte, was mir Carlotto sagte und wozu noch der eine oder der andere beifällig nickte. Der Vater meiner Angebeteten war kein Spion, kein Helfershelfer der Unterdrücker, er konnte es nicht sein.

„Im Gegentheile, insgeheim regte sich Mißstimmung,

ja Aerger gegen die Freunde. Sie wollen dich abschrecken, sie sind eifersüchtig — so unverständig und lächerlich raisonnirte ich. Man schüttet in eine große und mächtige Flamme ein Glas Wasser, sie zuckt einen Augenblick zusammen, dunkelt für einen Augenblick, bald aber ist das Wasser von der Glut zersetzt und seine Elemente nähren das Feuer, statt es niederzuschlagen.

„Verstimmt trennte ich mich von meinen Freunden, die ich jetzt für Selbstsüchtlinge hielt.

„Noch lange irrte ich an jenem Abend durch die belebten Straßen. Viele, viele Mal ging ich an dem stolzen Hause vorüber und schaute durch die Vorhänge hinter den Balkonthüren.

„Erst als Alles dunkel geworden war, als in dem ganzen Gebäude kein Licht mehr brannte, schritt ich meiner Wohnung zu. Müde und toll legte ich mich nieder.

„Es gibt Zufälle, die wenn man sie liebt, einem an den Haaren herbeigezogen erscheinen, im wirklichen Leben nimmt man diese und noch andere, viel seltsamere ruhig hin.

„Ich lebte, wie ich Ihnen schon erzählt, von dem Geld, welches mein Vater in Ragusa hinterlegt hatte. Die Summe, welche davon auf jedes einzelne Jahr meiner Studienzeit entfiel, war hinreichend, meinen Lebensunterhalt zu sichern. Dagegen genügte sie den Anforderungen nicht, welche die Wünsche eines Jünglings, meist zu eigenem Schaden, an die Quelle seines Einkommens stellen. Ich war deßhalb schon wenige Tage, nachdem ich in die Liste der Studirenden aufgenommen, auf den Gedanken verfallen, es zu machen, wie viele andere, eben so wenig und weniger mit Glücksgütern Beschenkte, und einen Professor zu bitten, seinen Einfluß für mich geltend zu machen. Es gibt näm-

lich unter den adeligen Familien viele, welche ihre jungen Knaben nicht aus dem Hause lassen, sondern trachten, ihnen für die Anfangsgründe des Latein einen Lehrer zu gewinnen, wie sie auch einen Maestro für Musik und Zeichnen haben.

„Einen dazu geeigneten finden sie leicht unter den Studenten der Universität. Eine berechtigte Scheu hielt mich in den ersten Monaten ab, einen meiner Professoren dabei um seine Vermittlung anzugehen. Ich wollte erst durch fleißigen Besuch der Vorlesungen und durch Eifer beweisen, daß ich einer Empfehlung nicht unwürdig wäre. So kam es, daß ich erst ungefähr vierzehn Tage vor dem Ereignisse, welches wie ein Blitz in mein bis jetzt ruhiges und einförmiges Dasein zündete, den peinlichen Gang gemacht hatte. Mein Professor hatte mich gütig aufgenommen und mir seine Mitwirkung zugesagt.

„Als ich an dem Tage, welcher auf meinen stürmischen siebenzehnjährigen Geburtstag folgte, in die dunkle Vorhalle des Universitätsgebäudes trat, kam derselbe Professor, bei welchem ich in der genannten Angelegenheit gewesen war, eben die große steinerne Treppe herab. Er winkte mir.

„Lieber Lazika," sagte er, „gehen Sie in die Contrada di Fiori, Nummer 317; klopfen Sie und fragen Sie nach dem Herrn L. (Ich nenne ihn fortan so, Lazika gebrauchte immer das Wort: Teufel.) Sie finden ihn Nachmittags. Theilen Sie ihm mit, Sie seien der junge Mann, über den ich an ihn geschrieben." Ich dankte und ging weg.

„Wie seltsam sieht es um den Verstand aus, wenn er der Tyrannei eines Gefühles, einer Leidenschaft unterworfen ist. L. war der Vater meiner Angebeteten. Mußte nicht die Ueberlegung von einem solchen wunderbaren Spiel des Zufalles angegriffen, aufgerüttelt werden? Hatte ein solches

Zusammentreffen etwas einfaches, alltägliches? Gewiß nicht!

„Mir aber schien das selbstverständlich. Ich hatte seit vierundzwanzig Stunden von nichts Anderem, als diesem Hause geträumt, ich saß neben meiner Geliebten, ich hörte ihre Stimme, ich sah ihr ins Auge, — ich war ja schon lang bei ihr, mir begegnete nichts Unerwartetes.

„Es war noch früh. Die Stunden, welche noch zu verfließen hatten, bis ich L. antreffen konnte, verbrachte ich sinnend auf meinem Zimmer. Ich hatte keine rechte Ruhe. Bald las ich, bald ging ich die kleine Stube auf und ab, dann schaute ich über die gegenüberliegenden Dächer hin, auf denen Aloes und Cacteen in Scherben standen.

„Mir war so bang, mir war so selig zu Muth. Jetzt fühlte ich mich als Mann, dann wieder als scheues Kind.

„Ich legte mir hundertmal Alles zurecht, was ich ihr sagen wollte — nie schien es mir zärtlich und beredt genug. Endlich gerieth ich auf den Einfall, ein Gedicht zu verfertigen, das meine Liebe ihr zu Füßen legte und es ihr zu überreichen, so wie sich ihre Hand der meinigen näherte — meine Furchtsamkeit war zu groß, ich ließ wieder davon ab.

„Bald kam ich mir wie von hoher Begeisterung getragen, dann wieder ganz blöd und gedankenlos vor. So wurde es Nachmittag.

„L. war ein häßlicher Mann. Eine niedrige Stirn, große graue Augen unter borstigen Brauen, ein ungeheurer Mund und die größten Ohren, die ich je gesehen, so steht er noch heute vor mir.

„Ein siebenzehnjähriger Jüngling ist kein Menschenkenner. Damals urtheilte ich nie nach etwas Aeußerlichem und hätte ich es gethan, in diesem Falle wäre mein Urtheil

zurückgetreten oder verstummt, denn es war der Vater meiner Geliebten, welcher vor mir stand.

„Ich sollte seinen achtjährigen Sohn, Luigi, im Latein unterrichten. Dieser Luigi war, wie ich nachher sah, das Ebenbild seines Vaters.

„Wir waren bald über die Bedingungen, die für mich weit über meine bescheidenen Erwartungen hinaus günstig ausfielen, einig. Der Unterricht sollte, um keine Zeit mehr zu verlieren, noch an demselben Tage beginnen und täglich fortgesetzt werden, damit der Knabe bis zum Herbste, der herannahte, hinlänglich vorbereitet sei, in eine Erziehungs-Anstalt in Mailand einzutreten, was bereits eine abgemachte Sache war.

„Wir gingen durch den Garten nach einem Hintergebäude.

„Mitten darin plätscherte ein Springbrunnen, sein Bassin umfaßte ein goldenes Geländer. Daran stand meine Geliebte, zerpflückte eine Oleanderblüte und warf die einzelnen Blätter ins Wasser, wo sie, vom herabfallenden Strahl getroffen, bald untergingen, bald heraufschwammen.

„Ah, Nina, sieh' das ist unser neuer Lehrer, Herr Lazika.

„Meine Tochter, sagte er zu mir, mit einer Schwenkung der Hand.

„Mir schwindelte es vor den Augen, als ich wieder klar sehen konnte, gingen wir die Treppe in den ersten Stock des Hintergebäudes hinauf.

„Ich weiß nicht mehr, was ich Luigi an diesem Tage lehrte, nicht mehr, wie lange ich bei ihm blieb. Als ich zurückkam, saß Nina auf einer Bank hart am weißbekiesten

Wege und las in einem rotheingebundenen Buche, mit Goldschnitt. Es mochte wohl eine Gedichtsammlung sein.

„Das führte mir meine eigenen projectirten Verse ins Gedächtniß zurück. Sie sah auf und grüßte mich freundlich. Ich blieb einen Augenblick stehen, schaute scheu auf sie hin und stürzte, linkisch mich verbeugend, davon.

„So ging das mehrere Tage.

„Nina ging im Garten umher, saß auf der Bank oder stand am Brunnen, schöpfte Wasser, um ihre Blumen zu begießen — eine stumme Verbeugung meiner=, ein freund=liches Lächeln ihrerseits.

„Ein Sonntag brachte Abwechslung in die Sache.

„Luigi war mit seiner Erzieherin auf einem der Spa=ziergänge längs der Ufer des Bacchiglione. Sie waren, ob=wohl die Stunde des Unterrichtes geschlagen hatte, noch nicht zurückgekehrt.

„Nina sagte es mir im Garten. Luigi, meinte sie, habe sich mit der langsamen Dame verspätet. „Sie wissen, sie geht so langsam.“

„Ich erinnere mich in der That nicht, sie je gesehen zu haben,“ antwortete ich etwas verlegen.

„O, als Sie draußen vor der Stadt sich zu uns auf die Bank setzten und uns fortgehen — sahen,“ sagte sie mit dem Ausdruck einer gewissen Neckerei.

„Das Eis war gebrochen. In fünf Minuten hatte ich etwas geradebrecht, was einer Liebeserklärung so ähnlich als möglich sah.

„Sie schlug ein wenig die Augen nieder, erröthete leicht und zuckte die Achseln. Mit der Spitze ihres Füßchens wühlte sie eben eine Blume in den Sand.

„Sie fuhr fort, von der langsamen Dame zu sprechen.

„Die Ankunft der Erwarteten erlöste uns beide.

„Ich verließ das Haus heute fieberhaft. Liebte sie mich? Liebte sie mich nicht? Diese Frage sollte sich morgen entscheiden.

„Ich brachte die ganze Nacht mit der Abfassung eines Briefes zu, zehnmal zerriß ich ihn, zehnmal begann ich ihn von Neuem. Am Nachmittage des nächsten Tages war er fertig. Die Nachtwache und die Ueberhitzung meiner Phantasie hatten mich so erregt, daß ich vor dem Gedanken, ihn selbst zu überreichen, nicht im Geringsten, selbst dann noch, zurückschreckte, als ich sie schon vor mir, am Geländer des staubenden Springquells, nachlässig gelehnt stehen sah.

„Nina, sagte ich, lesen Sie, es wird mein Leben oder mein Tod sein.

„Sie sah sich nach allen Seiten um, nahm mir das Billet aus der Hand, drohte mir mit demselben abwinkend und ging in einen Seitenweg, den Feigenbäume beschatteten.

„Mir war eine schwere Last vom Herzen gefallen, eine andere lagerte sich wieder sofort darüber. Als ich durch den Garten zurückging, saß sie auf der Bank.

„Herr Lazika, sagte sie, auf ein rosafarbenes Billet deutend, das neben ihr lag, ich habe gethan, was ich nicht hätte thun sollen, ich habe Ihnen geantwortet. Glauben Sie mir Alles, was ich Ihnen geschrieben habe. Beherzigen Sie es und dann — geben auch Sie eine Erwiederung.

Bis zu diesem Punct seiner Erzählung war der Priester, der neben mir saß, gekommen, als ich bemerkte, wie Jemand, es schien noch ein Knabe zu sein, aus der Ferne her uns zuwinkte.

Ich unterbrach Lazika, indem ich ihn darauf aufmerksam machte. Er fuhr ein wenig zusammen und sagte:

geht. Sie ſchien in der Umgebung ihres Bruders, der als unterrichteter Mann auftrat, wenig gewonnen zu haben.

Vielleicht lag das auch in der Verfinſterung ihres Gemüthes, die ſich am deutlichſten durch Seitenblicke und Zuſammenziehen der Augenbrauen offenbarte.

Etwas lachender und heiterer wurde ſie, als ich ihr die freie Lebensweiſe ihres Geſchlechtes in unſerem Süddeutſchland ſchilderte, als ich von allerlei Vergnügungen erzählte.

Dabei nahm ihr Geſicht die Miene einer Gefangenen an, der ein beredter Freund entweder von ihrer Erlöſung oder vom Leben ihrer beglückteren Schweſtern draußen in der Freiheit ſpricht.

Von Zeit zu Zeit ſchaute ſie mich verwundert, dann wieder dankbar an — ich bereitete ihr ein Vergnügen, ſo viel war augenſcheinlich.

Bald kamen wir auf Serbien zu ſprechen. Sie wußte wenig von den Wirren und dem Streben des Landes. Wie es ſchien, war der Aufenthalt, den ſie dort nach Erzählung des Bruders mit ihrer Mutter genommen hatte, für die Kenntniß ihrer Umgebung ein unfruchtbarer geweſen. Sie mußte dort ſo zurückgezogen und von der Geſellſchaft gebildeter Männer ausgeſchloſſen leben, wie es jene Sitten bedingen.

Ueber ſolchem Hin- und Herreden war allmählig Eſſenszeit herangerückt.

Ich hatte mancherlei vernommen, doch nicht das Geringſte, was mir zur Erklärung der ſonderbaren Frage hätte dienen können: „Nun denn, in acht Tagen?“

Nach der Mittheilung Gawros hatte ſie die Idee gefaßt, daß ich ſie in dieſer Friſt mit mir nehmen, ſie ihrem Bräutigam zuführen würde.

Wo war dieser, wer war er? Lebte er überhaupt?

Während ich mich und meine Erinnerungen so befragte, konnte ich nicht umhin, mitunter einen Blick auf das schöne Räthsel zu werfen. Lieber Leser, wärest Du mit mir und dem Priester, von dessen Geschichte ich eine Ahnung zu fassen begann, an dem kleinen Tische gesessen, Du hättest es so wenig unterlassen, als ich. Das große Oval ihres Gesichtes, die Augen, die feingeschnittene Nase, deren Flügel sich, wie in Leidenschaft, hoben und senkten, die blühweißen Hände und der rührende Ton ihrer Stimme — das Geheimniß, das um dieses Weib sich wob, die malerische Tracht des Orientes, deren Glanz die jugendliche Gestalt in einen weihevollen Rahmen faßte, o ich war nahe daran, an Lazika zu denken, wie er in der luftigen Allee vor Padua im Abendstrahl zum ersten Mal die goldgelockte Nina erblickte. Wenn nur dieser scheue Blick, das seltsame Zucken über den Augen nicht gewesen wäre!

Lazika sprach wenig. Mir war's, als ob ihn die Erzählung von heute Morgen trauriger gestimmt hätte.

Daß ihr Ende ein für ihn verhängnißvolles sein mußte, davon gab der schwarze priesterliche Rock hinlänglich Kunde.

Was mußte dazwischen liegen, zwischen dem Jüngling, der in dem Garten Nina's Briefe mit zitternder Hand entgegen nahm und dem blassen Manne, der hier das einsamste Leben führte, auf einem Eilande, welches nur wenige Leute in Europa mit Namen kennen? Doch stille — was liegt zwischen mir selbst, als ich in meines Vaters Garten Rosensträuße sammelte, um sie bald darauf an einer geliebten Brust wieder zu sehen und jetzt, wo ich neben diesen zweien saß, vielleicht nicht glücklicher, als Beide!

Der Reiz, welchen Darinka, schön wie eine Gestalt

Byrons, auf den Beschauer hervorbringen mußte, wurde durch die Wirkung des Malvasiers, den Gawra spendete, nicht beeinträchtigt.

Sie hob sich für mich immer mehr und mehr aus der Umrahmung der uns Alle umringenden Gegenstände. Sie schwebte mir vor, wie die Heldinnen jenes Dichters, als ich seine bald gluthvollen, bald schmerzensdunklen Verse vor meinen Augen in Wesenheiten übertreten ließ. Es war in den Julitagen unter einem stahlblauen Himmel. Tief unter mir, am Grunde eines Felsabhanges, floß Deutschlands schönster Strom dahin. Ich lag im sinnenden Mittag auf einer beschatteten Rasenbank. Unbeweglich standen Pappeln und Thuja neben mir; starr und von keinem Lufthauche bewegt, ragten ihre Wipfel in das Blau. Da sah ich sie, die Frauen des Korsaren, des Don Juan, des Manfred, des verlangenden Child Harold, ich sah die Parisina. Die heißen Pulse der Jugend wallten ihnen entgegen.

Was damals das flammende innere Auge des Jünglings sah, das stand jetzt vor dem Aeußeren des Mannes. Die Größe, das Sinnliche, das Dunkle des Ostens — hier hatte es sich in einem Brennpuncte der Schönheit vereinigt. Und wie? War es eine Schöpfung des Malvasia, war es das böse Auge, das meine Vernunft verirrte? Sah ich sie nicht in der Nacht vor mir stehen, die Königin des Orientes? Ja, sie ist es — sie war es.

Wie mit einem Zauberschlag wurde es mir klar: bei mir hatte sie Hilfe gesucht vor ihrem Kerkermeister, vor Lazika — er mußte es sein — vor mir hatte sie die Hände erhoben und ich hatte in ohnmächtiger Ermüdung Alles nur im Halbtraume gesehen.

O dieser Gedanke! — Nein doch, es ist eitel Phan-

tasterei. Heute hatte ich Lazika gehört, wie einfach, wie ruhig er sprach. Mit welcher Innigkeit des Mitgefühls er von seiner Schwester redete, welch' trübes Geschick auf ihm selbst lastete — nein, alles ist Blendwerk und Trug.

Beim Caffee sagte Lazika nach langer Pause zu seiner Schwester:

„Darinka, frage doch unseren Gast, ob er eins Deiner Lieder lieber zur Gusla oder zur Mandoline hört. Er sitzt so trübsinnig da, du mußt ihn zerstreuen."

Darinka legte ihre Cigarrette weg und schaute mich an.

„Was mich betrifft," antwortete ich, „ich halte die Gusla wohl für eigenthümlicher, aber auch für viel weniger schön, zur Begleitung eines Liedes besonders, als die Mandoline. Im Uebrigen wird mir Ihr Gesang ein hoher Genuß sein und vereinige ich meine Bitte mit Dank gegen Sie und Ihren Bruder."

Darinka lächelte. Leicht erhob sie sich, nahm eine an einer rothseidenen Schleife hängende Mandoline herab und begann nach dem melancholisch-tönenden Vorspiel, welches die melodischen Gesänge Serbiens einleitet, folgendes Lied, während welchem ich an die Wilas dachte, die „aus weißem" Halse singen:

„Trübe fließt der Dunaj hin an Buda, *)
Drin in Buda, in dem finstern Kerker
Lieget Grujo; unerfahrener Jüngling,
D'rinnen liegt er schon im neunten Jahre,
Auf der Schulter sitzet ihm ein Falke,
Zwitschert, daß er reiche im zu essen,
Dreht die Augen, ihn verlangt zu trinken.

*) Ofen.

„Wachſe, Falke, bis du ganz erwachſen,
Daß ich einſt dich ſchicken kann zur Heimat,
Daß doch du ſie ſiehſt und kennen lerneſt.“
Ihm entgegnet d'rauf der junge Falke:
„Ach, Du Grujo, unerfahrener Jüngling:
Schickſt Du mich, ich kann ſie nicht erkennen“.
Sprach zum jungen Falken d'rauf der Jüngling:
„Ach, mein lieber, theurer, junger Falke,
Dieſe ſei'n die Zeichen dir von meiner Heimat:
In der Mitt' des Hofs ein weißer Brunnen,
An dem Brunnen ſteht ein weißer Weinſtock,
An dem Stocke auch ein Baum, ein krummer.“
Flattert auf der Falk und fliegt zum Hofe;
War der Hof ſchon ganz mit Gras bewachſen,
War der weiße Weinſtock ſchon vertrocknet,
War verſiegt ſchon längſt der weiße Brunnen;
Traf drei Kukukvögel an im Hofe:
Jeden Abend ruft der erſte Kukuk,
Jeden Morgen ruft der zweite Kukuk,
Doch der dritte ruft den ganzen Tag fort.
Flattert auf der Falk und ſchwingt ſich weiter,
Und fliegt fort bis in den dunklen Kerker,
Bis hinein zum unerfahrenen Grujo.
Und er ſetzt ſich auf des Helden Schulter,
Und erzählte von den Kukukvögeln:
„Jeden Abend ruft der erſte Kukuk,
Jeden Morgen ruft der zweite Kukuk,
Doch der dritte ruft den ganzen Tag fort“.
Sprach darauf der unerfahrne Grujo:
„Der da rufet jede Nacht der Kukuk,
Iſt das Weib, das ich zuerſt einſt liebte;

Der da jeden Morgen ruft, der Kukuk,
Das ist, Falke, meine liebe Schwester;
Doch der ruft den ganzen langen Tag fort:
Das ist, Falke, meine liebe Mutter".

Gawro schaute weg.

Ich glaube, er war sehr bewegt.

Auch mich hatte das Lied von dem unerfahrenen Grujo gerührt. Waren doch hier zwei menschliche Wesen, zwei Gefangene, wie sie sich nannten, über deren Mutter Hof Gras gewachsen, vor deren Thüre die Quelle, welche einst der Vater, der im hohen Riedgras des Ufers schlief, gegraben, versiegt war.

Das Alles hatte mich aber in den ersten Augenblicken bei weitem nicht so eingenommen, als die Stimme Darinka's, deren Zittern bei diesem Gesang mit den einfachen Worten Gefühl und zwar schmerzlich bewegtes Gefühl verrieth.

Der Wohllaut des südlichen Idioms, der leicht über die Saiten hintönende Rhythmus des Liedes machten es mir schwer, Dir, lieber Leser, durch obige nach dem Gedächtniß hingeworfene Uebertragung in unsere Sprache einen Begriff von den Empfindungen zu geben, welche mich überkamen, während ich an der Gestalt hing und ihren Tönen lauschte. Es war der schönste Augenblick meines Zusammenseins mit Darinka.

Lazika ließ uns selten oder nie allein.

Wahrscheinlich besorgte er, die Gemüthserschütterung seiner Schwester wahrnehmend, sie möchte seine Abwesenheit benützen, um mich mit dem von ihr entworfenen Plane, den ihr der Irrsinn eingab, bekannt zu machen.

Ich weiß nicht, wie ich in einer solchen Probe bestanden

wäre. Ich danke ihm insgeheim, daß er sie mich nicht bestehen ließ.

Er brachte das Gespräch gar oft auf die volksthümliche Dichtung seines Landes, auf die wilde Ader und die Farbenpracht, welche darin glühen. Er sprach selbst mitunter völlig im wunderlichen Style jener Lieder. Die steinerne Mutter Moskwa, die Falken des Kraljewitsch Marko, die Wolkenschlösser der Wilen, das waren ihm Gegenstände, wie anderen Landgeistlichen der Viehstall oder die Hantirung der Knechte.

Ueberall zeigte sich bei Gawro der Slave: mit begeisterten Worten sprach er von der Geschichte des mächtigen Serbenreiches und von den langen Kämpfen, in denen sein Volk die Welt der Christenheit gewesen war. Er haßte das Primat der italienischen Advocaten und Kaufleute über das slavische Volk des Inselandes. Dagegen hoffte er zuversichtlich auf eine Erhebung aller Serben vom Balkan bis zur Donau und zu den Klippen des Meeres gegen die feindseligen Unterdrücker.

Seine Augen funkelten, während er sprach, und wenn seine Rede die Feinde des Landes berührte, so zog es über sein Gesicht wie eine unheimliche Verzerrung, wie unauslöschlicher Haß.

Es war nach und nach Abend geworden.

Von der gestrigen Nacht ermüdet, bat ich meine Wirthe, mich zurückziehen zu dürfen. Sie willfahrten mir gerne. Ich nahm Abschied. Sie drückten mir die Hände und begleiteten mich mit Segenswünschen.

Die wenigen Augenblicke, welche mir die Dämmerung noch gönnte, brachte ich damit zu, die Dinge, die ich heute

gesehen und gehört, meinem Tagebuch anzuvertrauen. Es wurden mehr Blätter, als ich dachte.

Bald funkelte der Abendstern, der nach dem Ausdruck des dalmatischen Liedes, vor den anderen Sternen wandelt wie der Schäfer vor den Schafen.

Endlich kam auch der Mond, aber er wurde bald wieder von einer Wolke versteckt. Ich dachte an einen Gesang, mit welchem mich im Laufe des Abends Lazika bekannt gemacht hatte. An seinem Schlusse hatte es geheißen: „Der Mond fiel herab und ein Kukuk klagte".

Von diesem Wintermonat bis zu der Zeit, in welcher zwischen den stets grünen Steineichen des Eilandes der Kukuk klagt, mußten freilich noch viele Wochen vergehen. Ich aber war lange in den Traum vom klagenden Kukuk versunken — dem einsamen Vogel der einsamen Insel.

Als nach einiger Zeit der Mond wieder hinter der Wolke hervortrat — ich hatte vorher zerstreut die Kerze ausgelöscht — bemerkte ich ein Buch, welches auf dem Tische lag. Die Strahlen fielen matt auf die weißen Blätter, als ich sie aufschlug. Ich konnte bei diesem fahlen Scheine erkennen, daß sie nicht bedruckt, sondern beschrieben waren. Das reizte meine Neugierde. Ich zündete die Kerze an und entdeckte eine Anzahl von Liedern, kleinen Begebenheiten und Märchen, die ohne Zweifel mein Wirth selbst sich entweder aus dem Munde des Volkes angelegt, oder nach manch anderer handschriftlichen Sammlung — die wegen des Druckes der Verhältnisse niemals in die Oeffentlichkeit kommt — zusammengestellt hatte.

Nach einigem Herumblättern fiel mir eine Seite auf, deren Rand von einem langen rothen Striche eingefaßt war, als ob dadurch besonders auf den Inhalt dieses Blattes

aufmerksam gemacht werden sollte. Ich las es und beschloß, die Worte deutsch in mein noch aufgeschlagenes Tagebuch zu übertragen. Sie lauten:

Ein Märchen vom Helden, der uns retten wird.

In der Herzegowina war ein Mann, der feierte den Jurjew-dan*) und ging weit fort, um Wein zu kaufen, damit er den Namenstag festlich begehen könne. Hierauf kaufte er hundert Oka Wein lud sie auf und kehrte zurück. Als er durch ein hohes Gebirge (planina) zog, stieß er auf eine Höhle und da die Nacht einbrach, beschloß er in dieser Höhle zu übernachten. Aber welch' ein Wunder. Er findet in der Höhle eine Wila. Er war ein wenig erschrocken und frug sie, ob er da übernachten dürfte. Die Wila antwortete ihm: Ja. So lud er den Wein ab, setzte sich zum Feuer und frug die Wila, was sie da mache. Sie antwortete ihm, daß sie hier den Kraljewitsch Marko bediene. Als der Herzegowiner von Marko hörte, freute er sich und bat die Wila, sie möge ihm die Thüre des Gemaches öffnen, in welchem Marko sei. Die Wila öffnete ihm und da gewahrte er zuerst Scharaz**) und dann den Marko selbst, aber er hatte nicht

*) Den Tag des heil. Georg.

**) Das vielbesungene Schlachtroß des Königssohnes. Der Jurjew-dan wird auch noch durch andere Gebräuche ausgezeichnet. Morgens vor Sonnenaufgang pflegen sich die Morlaken an diesem Tage zum ersten Mal zu baden. Die Männer baden sich vorzugsweise im Bache, die Mädchen und Weiber aber tragen am Abend vorher omaja nach Hause (d. h. Wasser, welches über ein Mühlrad hingegangen ist), damit alles Böse und alle Krankheit so von ihnen weggehe und abtriefe, wie das Wasser vom Rad. In dieses Wasser legen sie allerlei Pflanzen und lassen es übernacht stehen. Am Morgen waschen sie sich damit im Garten in Mitten des Grünen. Vor dem Jurjew-

mehr den langen Bart und war blind geworden. Marko fragte die Wila, was für ein Menſch da wäre. Die Wila antwortete ihm, das ſei ein Herzegowiner, der ausgegangen ſei, um ſich zum Jurjew-dan Wein zu kaufen. Darauf ſagte Marko zum Herzegowiner: „Komm zu mir, Bruder, und gib mir die Hand, damit ich fühle, wie jetzt die Leute beſchaffen ſind.“ Der Herzegowiner wollte hingehen, aber die Wila flüſterte ihm zu, er ſolle das ja nicht thun, denn Marko würde ihm ſofort die Hand zerquetſchen.

Da reichte ihm der Herzegowiner ſtatt der Hand den Kolben ſeiner Flinte.

Marko erfaßte ihn und zerbrach ihn augenblicklich in zwei Stücke. Darauf ſagte er: „Oh, oh, ſo elende Leute ſind jetzt auf der Welt!“ Ihm antwortete der Herzegowiner: „Um Gott, o Marko, wir haben geglaubt, Du ſeieſt längſt geſtorben!“ Der Held antwortete ihm: „Das bin ich nicht, mein Sohn! Aber als die Flinte in die Welt kam, habe ich mich in dieſe Höhle zurückgezogen. Denn ich habe geſehen, daß die Flinte auch den größten Helden bezwingen kann und ſo lange die Flinte da iſt, wird es kein Heldenthum geben in der Jugend. Jetzt aber werde ich bald aus dieſer Höhle heraus gehen, um die verfluchten Türken zu vernichten!“

Der Herzegowiner frug: „Wann wird das ſein?“ Marko antwortete: „Siehſt Du dieſes Schwert, welches ober

---

dan darf man auch kein Lammfleiſch eſſen, an dieſem Tage aber ſoll ein Jeder ein Lamm in ſein Haus führen. Auch ſoll man nicht in den Jurjew-dan hinein ſchlafen, ſonſt bekommt man Kopfweh.

Siehe Ljubić, Obićaji kod morlakah u damalcii. U Zadru 1846.

mir an der Wand hängt? Es fehlt nicht mehr zwei Finger breit, bis es von selbst völlig sich aus der Scheide gezogen hat. Ist es aber einmal ganz herauß'n, dann werde ich den Scharaz besteigen und Gott wird mir Augen geben, daß ich die Türken besiege und unser Reich wieder herstelle." Darauf verlangte er von ihm, er solle ihm auch einen Becher von seinem Wein bringen, damit er den heiligen Jurj feiern könne, auch habe er vierhundert Jahre lang keinen Wein mehr getrunken.

Der Herzegowiner brachte ihm eine Strana (fünfzig Oka) Wein.

Marko ergriff sie und trank sie auf einen Zug aus. Darauf frug er ihn, „ob er noch Wein habe."

Der Herzegowiner bejahte es und brachte ihm auch die zweite Strana. Der Held trank nicht minder diese auf einen Zug aus. Darauf frug er: „Wie viel Wein hast du gehabt?" Der Herzegowiner antwortete: „Hundert Oka". Marko aber rief: O, elende Welt! Was ist aus dir geworden! Dein Maß ist Betrug. Das war nicht eine Oka, geschweige hundert!"

Danach sagte er der Wila, sie solle dem Herzegowiner einige Ducaten geben, damit er sich noch einmal Wein auf den Namenstag kaufen möge und verbot ihm bei seinem Leben, er solle Niemandem etwas davon erzählen.

Der Herzegowiner aber kaufte sich abermals hundert Oka Wein, brachte ihn nach Hause und feierte sein Namensfest.

Und wisset, daß dies die Wahrheit ist, daß Marko noch jetzt in jener Höhle lebt, daß er aber bald herauskommen und die Türken schlagen, sie alle verjagen und unser serbisches Reich wieder aufrichten wird."

Ich muß gestehen, daß, bevor diese wunderliche Erzählung in meine Hände fiel, ich an andere Dinge gedacht hatte, als an unterdrückte Völker und den südslavischen Kyffhäuser. Die arme Darinka hatte meine Einbildungskraft weit mehr beschäftigt, als der Serbenkönig Lazar und Marko Kraljewitsch mit dem treuen Rosse Scharaz. Nunmehr aber flogen meine Gedanken hinüber, über das Meer und ich erinnerte mich an ein anderes Volk und seinen, in der großen Höhle verborgenen Retter, an den wir in jungen Jahren geglaubt haben. Bald aber lösten sich alle Gestalten in den nebelhaften Schein des Gewesenen auf und ich entschlief.

Der nächste Morgen war, wie die mondhelle Nacht vermuthen ließ, sonnig.

Ich dachte gar nicht mehr daran, den Scoglio zu verlassen. Es war mir, als müsse ich noch eine unbeschränkte Zeit in des seltsamen Priesters Gesellschaft verbleiben.

Schon lange vor Mittag holte er mich ab, und wir gingen zu unserem gestrigen Sitze auf dem weißen Felshügel.

Die Steineichen an seinem Fuße rauschten im lauen Morgenwind. Oben aber auf dem Felsen, der die Sonne zurückwarf, war es fast heiß. Alle Blätter und Steinflächen nah und fern glänzten. Der Boden war feucht überzogen vom Dunste des Scirocco.

„Ich will Ihnen ein Lied sagen, Herr," begann Lazika, „welches Darinka oft auf dieser nämlichen Stelle gesungen hat."

Ich nickte dankbar und der Priester declamirte mit düsterer Stimme, während seine Augen nach dem Meere und den Felseneilanden blitzten:

„Müde bin ich schon zu sitzen
An den Fenstern dieser Hütte

Und zu blicken nach dem Meere,
Wüstem Meere, weitem Felde:
Ob schon naht des Theuren Segel,
Ob schon naht des Theuren Fahne,
Ob schon schallt der Tamburinklang,
Und dazu des Theuren Lied."

In der goldenen Ruhe, die weit um uns über das todte Gestein sich ausbreitete, fand ich kein Wort der Erwiederung auf diesen rührenden Ausdruck tiefen Gefühles. Solches ist nur dem Volkslied möglich.

Wenn es aber noch eine Hinweisung auf das Schicksal des Mädchens bedurft hätte, so wäre es mir aus dieser, so seltsam rasch gebotenen Erinnerung seines Bruders erkennbar geworden. Gawro bemerkte, daß ich ihn verstand. Er fuhr fort:

„Wehe dem Wald ohne Vogel und der Freundin ohne den Freund! So singt unser Volk. Ich aber setze mit den Worten der Schrift hinzu: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei."

Mich wunderte von diesem Manne nichts mehr und so nahm ich auch diesen Ausspruch, der mit seinem eigenen Gewand in solchem Gegensatze stand, ohne Befremden hin. Er aber sagte:

„Ich habe Euch hieher geführt, um Euch mit dem Reste meiner Geschichte bekannt zu machen.

„Sie bewegt mich wie noch kein anderes Erlebniß in diesem Lande, „antwortete ich und der Ton meiner Stimme konnte ihm wohl Bürgschaft für die Wahrheit sein.

Er warf mir einen seiner unbeschreiblichen Blicke zu und fuhr fort:

„Was ist die Liebe? Ein Nichts! Durch einen

Blick war sie erzeugt, durch jenen Brief zur That geworden.

„Ich hatte kaum die Schwelle überschritten, als ich den mir überreichten Brief auseinander riß, daß die eine Hälfte an der losgetrennten Oblate hängen blieb.

„Nina schrieb, wie eine Gouvernante schreiben würde: unsere Begegnung sei zu flüchtig, ich gehöre einem anderen Glaubensbekenntnisse an, sie meine, ich sei ein überspannter junger Mann und bat mich schließlich, sie in keine Verlegenheit zu setzen.

„Wenn ich mich jetzt an dieses Schreiben erinnere," fuhr Lazika fort, „welches der Klugheit eines Rechtsanwaltes keine Schande gemacht haben würde, so denke ich fast neidisch an das Glück meiner eigenen jugendlichen Unbefangenheit, welche mich damals in diesen kalten und widerwärtigen Zeilen nichts Anderes sehen ließ, als die Aeußerung holder Scheu. Mich aber reizte der Brief zu erhöhter Leidenschaftlichkeit. Ihr könnt Euch denken, was ich antwortete.

„Alle Liebe, sagte ich, vielleicht in unbewußter Erinnerung der italienischen Dichter, die ich gelesen hatte, würde im Himmel vorhergesehen. Sie entsteht beim Anblick des von Gott bestimmten Wesens. Gott, der alle Menschen liebt, würde es mir verzeihen, wenn ich zu einer Genossenschaft, zu einer Religion überginge, die ihn auf andere Weise verehre. Wegen ihres Reichthums und Ranges äußerte ich mich, daß selbst Königstöchter ihre Liebe einem Hirten oder sonst einem armen Menschen geschenkt hätten. Und zuletzt sagte ich, daß ich sie lieben würde bis an das Ende meiner Tage.

„Ich übergab ihr den Brief abermals selbst, als ich durch den Garten zum Hintergebäude ging.

„Sie ſah mich neckiſch, wie gewöhnlich, an und verſchwand.

„Als ich wieder herabkam, war ſie nicht mehr im Garten. Das erfüllte mich halb mit Furcht, es möge ſie mein Brief erzürnt haben, halb mit Hoffnung, weil ich dachte, ſie möchte wohl noch mit Abfaſſung der Antwort beſchäftigt ſein.

„In dieſem Falle konnte ich mich der Freude hingeben, denn ich dachte wohl, daß eine Antwort, die ſo langer Zeit bedurfte, keine abſchlägige ſein konnte.

„Aber daſſelbe wiederholte ſich durch mehrere Tage. Ich ſah ſie nicht mehr im Garten. Endlich wurde ich unruhig.

„Am fünften oder ſechsten Tage ſtand ſie am Geländer des Springbrunnens. Sie war nicht verlegen oder überraſcht, als ſie mich ſah. Ich raffte mich zu der Tollkühnheit auf, zu fragen, ob ſie keine Antwort für mich habe.

„Darauf antwortete ſie, indem ſie mir ſtarr und gläſern in die Augen ſchaute:

„Ich dachte, Sie hätten ſich überlegt, was ich — geſchrieben habe?

„Ich ſchwieg, roth wie eine der Oleanderblüten neben dem Waſſerbecken.

„Haben Sie ſich beſonders überlegt, was ich von der — Verſchiedenheit ſchrieb, die Sie von uns trennt, Herr Lehrer? fuhr ſie fort, indem ſie einigen Goldfiſchen, die im Waſſerbecken ſchnappten, Brod zuwarf.

„Die Unterſchiede — antwortete ich ſtammelnd — ich habe keine Furcht, ich werde Sie ewig lieben, Nina!

„Sie bückte ſich, um einen größeren Brodbiſſen, der ihr beim zerbröckeln entfallen war, aufzuheben.

„Ich nahm deutlich wahr, daß ſie lachte.

„Ich konnte kein Wort mehr vorbringen.

„Beschämt ging ich durch das Vorderhaus auf die Straße. Wie ich nach Hause kam, konnte ich mich nicht entsinnen. Sie hatte mich ausgelacht. Ich war arm, ein hoffnungsloser Student und — nicht römisch-katholisch.

„Bei diesem Gedanken stieg mir plötzlich das Blut zu Kopf.

„Wie! dachte ich, reich kannst du nicht plötzlich werden, auch nicht mit einem Mal ein Mächtiger, aber — römisch, das hast du in Deiner Gewalt!

„Im nächsten Augenblicke zitterte ich. Ich dachte an den Gram, den ich meiner Mutter bereiten würde, wenn sie erführe, daß ich unter die Heiden gegangen war. Ich preßte die Hand auf meine Brust: sie fühlte das hölzerne schwarze Bild der Gottesgebärerin, das mir einst mein Vater um den Hals gehängt. Er hatte es um viel Geld von einem Mann gekauft, der es nebst gelbem Wachs und weißem Weihrauch von einer Wallfahrt zum heiligen Berge Athos mitgebracht hatte.

„Mein Vater sagte mir damals, ich solle bei allem Unglück, das mich treffen möge, meine Andacht an das Bild richten und die wunderthätige Mutter würde mich nicht verlassen. Welchen Zustand aber gab es, der schmerzlicher für mich war, als der, worin ich mich eben befand? Ich sollte den Glauben meines Vaters aufgeben, der mich überaus geliebt, meiner Mutter, die ich so lange nicht mehr gesehen hatte! Es entspann sich in meiner Brust ein böser Kampf, aus welchem mich erst nach vielen Stunden der Schlaf erlöste. Ich träumte von der Kreuzfahne des König Lazar und sah den Popen, der mich in meiner Jugend unterrichtete, goldstrahlend am Altare stehen, als hätte er die Meßgewänder des heiligen Jowan an.

„Als ich wieder erwachte, ſchien die Sonne in mein Zimmer. Ich fühlte mich etwas geſtärkt, ich hatte mehr Lebensmuth als geſtern, wo ich verlaſſen in dem Schatten der Dämmerung allein dageſeſſen war. Der Glanz des Tages fachte ein neues Leben an.

„Die Größe des Opfers, welches ich ihr zu bringen genöthigt ſchien, däuchte mir im Lichte des neuen Tages geringer als geſtern im Dunkel, in welchem ſich gern der Sinn zum Innigen wendet.

„Plötzlich trieb es mich an, augenblicklich etwas zu unternehmen, was mir das Zurückweichen nicht mehr möglich machte.

„An dieſem Tage erfüllte ſich an mir, wenn auch in anderem Sinne, das Wort der heiligen Bücher: „Vater und Mutter wirſt Du verlaſſen und dem Weibe folgen.“

„Mit Selbſtüberwindung kämpfte ich jeden Gedanken nieder, der ſich noch gegen mein Unternehmen erhob. Ich wollte von nichts mehr hören. Nur ein Ziel hatte ich. Noch heute ſollte ſie aus meinem eigenen Munde vernehmen, daß ich die erſten Schritte gethan hatte, um ihr das größte Opfer zu bringen, das möglich war. Ich ſchwelgte im Voraus in dem Genuſſe dieſes Gedankens.

„Um jeden inneren Widerſpruch niederzuſchlagen, begab ich mich ins Jeſuiten-Collegium.

„Dort ließ ich mich bei Pater Euphemius, einem zu jener Zeit bekannten Kanzelredner, anmelden. Der würdige Mann fragte mich um mein Begehr. O Liebe, Du erhebſt nicht nur zu hohen Thaten, wie die Dichter ſagen, Du biſt eine Leidenſchaft, darum erniedrigſt Du deine Sclaven. So beantwortete ich die freundliche Frage, was mich bewogen habe, meiner Mutterkirche den Rücken zu drehen, mit der

Lüge: Es ist meine Ueberzeugung, daß ich mich der wahren Kirche hingebe. Damals sage ich, war es für mich eine Lüge; ich hatte diese Ueberzeugung nicht. Jetzt, nach vielen Jahren, nachdem ich im Gebet und in der Sühne gerungen, hat Gott in seiner Barmherzigkeit sie mir geschenkt. Der fromme Herr ließ sich täuschen. Er ahnte nicht, welche Wallung von Unruhe und Leidenschaft hinter meinem glatten Gesicht auf- und abtrieb.

„Er sagte mir, ich solle noch einige Tage überlegen und dann wieder zu ihm kommen. Er that es ohne Zweifel, um über meine Person die Erkundigungen einzuziehen, die ihm nothwendig dünkten, ehe er mich in seinen Umgang zog.

„Jetzt hatte ich die Brücke hinter mir zerstört. Wenn es auch nicht der Drang meiner Leidenschaft gethan hätte, schon mein Ehrgefühl wäre zu stark gewesen, jetzt noch zurückzubleiben.

„Ich war im Taumel, ich wollte im Taumel sein. Zum ersten Mal seit ich in Padua studirte, besuchte ich Morgens ein Weinhaus. Ich verließ es erst, als ich die Stunde wahrnahm, die mich in Ninas Haus rief. Ich fand Gelegenheit, ihr zuzuflüstern, was ich gethan hatte.

„Sie schien es nicht zu beachten.

„Wahrscheinlich glaubte sie, es sei nur ein im Wirbel der Einbildungskraft aufgegriffener Vorsatz, mit dem ich mich selbst belöge. Ich will die Thatsache abwarten — so meinte ich, dachte sie.

„Dieß Zurückstoßen, weit entfernt, mir die Augen zu öffnen und mich über die Natur meines Engels aufzuklären, gab meinem Muthe, das Begonnene weiter zu führen, neue Schwingen. Mit einer Inbrunst, die nicht den Geheimnissen unserer Religion, sondern dem Zwecke galt, der mich und

Alles antrieb, was ich dachte und that, folgte ich den Unterweisungen des Pater Euphemius, der selbst mein Lehrer geworden war.

„Mit Hingebung besuchte ich alle Kirchen. Stundenlang betrachtete ich im Chore von Madonna dell' Arena das wunderbare Leben der heiligen Jungfrau, von Giotto's Meisterhand den Mauern anvertraut. Wollüstig durchschauert saß ich in ihrem farbigen Dämmerschein, sah die leuchtenden Engelsgestalten auf den Bildern, schwamm im Meere der Stimmen und Töne, die herabflossen. Und doch flossen sie nicht herab, um meine Leidenschaft zu beleben, sondern zum Lobe Gottes, der die Reinheit und das Licht ist.

„So wurde mir selbst der Glaube zum Sinnengenuß, der Sinnengenuß zum Glauben. Ich athmete eine verderbliche Luft. Sie konnte Leib und Seele tödten.

„Eines Tages, an dem ich weniger aufgeregt als gewöhnlich, sprach Pater Euphemius zu mir über die christliche Tugend der Wahrheit. Ich weiß nicht, hatte seine Miene an jenem Tage etwas besonders Feierliches, oder war es der Ernst des Gegenstandes, der aus ihm sprach. Ich fühlte zum ersten Male, seit ich diesen Unterricht genoß, eine Erregung, die einem wahrhaft sittlichen Gefühle gleich kam. Die Täuschung, in der ich mich selbst befand und die ich auf Andere übertragen hatte, fiel mir auf die Seele. Ich gelobte mir, innerlich anders zu werden und nach außen die Wahrheit zu sagen.

„Mein Entschluß hielt nach.

„Als am nächsten Tage Pater Euphemius seine Lehrstunde beendigt hatte, fragte ich ihn, ob er mir erlaube, ihm etwas anzuvertrauen, das mir auf das Gewissen drückte. Er forderte mich dazu auf. Ich erzählte ihm nun mein gan-

zes Verhältniß zu dem Hause L.'s Ich schilderte ihm, so weit es mir einem so würdigen Manne gegenüber gelingen konnte, meine Liebe zu Nina.

„Ich verschwieg ihm nicht, daß ihre Forderungen es waren, welche mir zuerst den Gedanken eingegeben hatten, zu seiner Kirche überzutreten. Pater Euphemius sann eine Weile nach. Dann schaute er mich scharf an und sagte: „Mein Sohn, Du hast gesündigt, aber es liegt in der Hand Gottes, sich aus dem sündigen Samen Lebendiges für sein Reich zu erziehen. Das Vörderste, was Du thun mußt, ist, Dich dem Vater des Mädchens zu entdecken, zu dem Du in weltlicher Liebe entbrannt bist, das bist Du der Wahrheit schuldig. Sage ihm, daß Du seine Tochter liebst. Er mag Dir antworten, was er will, so wird etwas daraus entstehen: die Wahrheit. Diese besitzest Du nicht, denn Du hast Dich, Du hast Andere getäuscht. Wenn Du gehört hast, was der von Gott berufene Anwalt seines Kindes von Dir und Deiner Zukunft hält, so wirst Du besser wissen, worauf Du stehst. Vielleicht öffnen sich Deine Augen. Geh mit Gott!"

„Es bedurfte mehrerer Tage, bis ich den Muth fand, der Weisung meines Seelsorgers nachzukommen.

„Mittlerweile war sich das Benehmen Ninas immer gleich geblieben. Manchmal hatte sie einen freundlichen Blick für mich, so legte ich mir ihn wenigstens aus; meist aber floh sie meine Gegenwart.

„Ich besann mich lange, ob ich Nina vorher etwas von meinem Vorsatze mittheilen sollte oder nicht. Ich konnte darüber nicht mit mir einig werden. Ich fragte den Vater Euphemius.

„Er befahl mir, es nicht zu thun.

„So kam denn der Tag heran, an dem ich selbst die

Loose meiner Zukunft ziehen sollte. Zitternd legte ich die Hand auf das Schloß der Thüre, die ins Zimmer L.'s führte. Das gebieterische „Herein!" mußte mehrmals wiederholt werden.

„Sie kommen doch nicht, über Luigi zu klagen?" herrschte er mich an.

„Ich fand keine Worte, eine unendliche Verlegenheit mußte auf meinen Zügen zu lesen sein.

„Ah, Sie sind vielleicht in Verlegenheit und brauchen Vorschuß? Nur nicht so zaghaft. Wieviel wünschen Sie. Wollen Sie den ganzen Monat voraus? Bedenken Sie, etwas abzuverdienen, wofür man das Geld schon hat, ist sauer.

„Ich war wie versteinert.

„Lange Zeit konnte ich keine Sylbe hervorbringen. Unterdessen schaute mich L. mit höhnischen Blicken an. Er weidete sich an meiner Befangenheit.

„Ich weiß nicht, welcher Geist mir endlich die unselige Kraft eingab, das Unmögliche zu vollbringen. Der Schweiß quoll auf meiner Stirn. Ich zerknitterte meinen Hut und sagte mit vernehmbarer Stimme:

„Cavaliere, ich liebe Ihre Tochter."

„Eine dunkle Röthe flog über sein fettes Gesicht hinan. Eine breite Ader schwoll auf seiner Stirne. Er stemmte die rechte Hand in die Seite, stützte die Linke rückwärts auf den Tisch und erhob sich.

„Ein abgebrochenes Gelächter, das wie das Wuthkeuchen eines Hundes klang, entrang sich seinem dicken Hals.

„Daß doch der Teufel in das Bettelgesindel —! Rühren Sie sich nicht, bleiben Sie da — nicht von der

Stelle! Haben Sie Angſt, daß ich Sie auspeitſche, was ſie verdient haben, Facchino!“

„Er klingelte.

„Ein Bedienter bekam den Auftrag, Nina zu holen. Es verſtrichen mehrere Minuten, bis ſie kam. Es waren Augenblicke, wie ſie die Verfluchten der Verdammniß durchleben müſſen.

„Als ſie eintrat, machte ſie große Augen, zu ihrem Vater und — mir gerufen worden zu ſein.

„Wiederholen Sie vor meiner Tochter, was Sie ſich vorhin erfrecht haben, mir zu ſagen.“

„Ich blieb ſtumm. Auf mehrfache: Nun? von Seite L.'s wurde ich nicht kühner. Endlich trat er hart an mich heran, zog mich an dem Bruſtſaum meines Rockes und ſagte: „Ich habe Sie aufgefordert, das zu wiederholen, was Sie vorhin mir geſagt haben, und zwar laut.“ Dabei war er vom Zorn faſt übergoſſen.

„Nina, ich ſagte Ihrem Vater, daß ich Sie liebe.“ Ein erneuertes Wuthgelächter des Vaters, ein munteres Kichern der Tochter war die Antwort.

„Nina,“ ſagte der Alte, als er wieder zu ſich gekommen war, „wie kommt's, daß dieſer Bube dazu —“

„Nina ließ ihn nicht ausreden.

„Lieber Vater,“ ſagte ſie, „er dauert mich eigentlich. Ich glaube, die vielen Bücher haben ihn närriſch gemacht. Er ſchrieb mir einen Brief. Ich zeigte ihn der alten Gouvernante, die ein verſtändiges Frauenzimmer iſt. Ich bat ſie, ihn in meinem Namen zu beantworten. Ich kümmerte mich nicht, was darin ſtand, ich weiß es heute noch nicht. Ich merkte mir nur etwas, was ſie gleich anfangs ſagte, als ich ihr ſeinen Brief zeigte: von Ungleichheit des Ranges

glaube ich. Ich fragte die Gouvernante noch, ob ich ihm beim Ueberreichen etwas sagen sollte, es hätte mir Spaß gemacht. Sie meinte, ich sollte ihn zu einer Antwort auffordern. Das that ich ihr zu lieb, weil ich glaubte, sie würde sich gern mit dem Schreiben ein wenig ihre Langeweile vertreiben. Du weißt ja, seit Luigi alle Tage größer wird, hat sie wenig mehr zu thun. Ich glaube, sie ist selbst eine alte Romannärrin. Die Beiden hätten gut zu einander gepaßt. Denke Dir, vor einigen Tagen erzählte mir Herr Lazika da gar von Jesuiten und katholisch werden — Gott weiß, was noch! Ich hätte nicht gedacht, daß es so ernstlich bei ihm rappelt."

„Mir rannen große Thränen herab.

„Ich will Vitorelli hinter ihn schicken, der thut den Buben unter die Fuchtel, da lernt der Kerl Gedanken sammeln," sagte der Alte zu seiner Tochter gewandt.

„Thue das nicht, Vater. Er hat vielleicht ohnehin schon, ohne daß wir es wissen, zuviel Aufsehen mit seiner Narrheit gemacht."

„Dabei hüpfte sie fort.

„Mein Schmerz verkehrte sich allmählig in Wuth, in Raserei.

„L. wollte mir eben den Lohn für den letzten Monat hinhalten. Er bemerkte mir dabei, daß ich selbstverständlich heute den letzten Schritt in sein Haus gethan hätte. Morgen, sagte er, würde er meinem Professor schreiben und sich für seine Empfehlung bedanken.

„Ich schlug ihm zuerst auf die Hand, daß die Silberstücke auf den Steinen des Zimmers umherrollten, dann in das fette Gesicht. Darauf stürzte ich zur Thüre hinaus, die Treppe hinab in den Garten.

„Nina ſtand lächelnd da und nahm von einem großen Geranienſtock, der auf der Brüſtung des Geländers ſtand, welke Blätter ab. Ich glaube, der Blick, mit dem ich ſie anſtierte, war entſetzlich.

„Wer wird denn die Albernheit ſo weit treiben, ſie dummer, garſtiger Menſch. Seien Sie froh, wenn Papa meinem Bräutigam nichts ſagt. Der könnte Ihnen ein Andenken ſchicken."

„Es war das letzte Mal, daß ich meine erſte Liebe ſah.

„Zu Hauſe angekommen, brütete ich. Allmählich machte meine Wuth einem Rachegefühl Platz. Ich mußte wiſſen, wer dieſer Bräutigam war.

„Ich werde ihn vernichten, das war von nun an mein einziger Gedanke."

„In den Städten Italiens ſind die Verhältniſſe großer Familien ebenſo allgemein bekannt, beſonders in der Nachbarſchaft ihrer Wohnhäuſer, wie in deutſchen Kleinſtädten die Gattin eines Bürgers die Kleider der Gattin des andern kennt.

„Es wunderte mich deshalb nicht, daß mir Lazika erzählte, er habe in derſelben Trattoria, in welche er am erſten Abend ſeines Zuſammentreffens mit Nina gegangen war, um den Namen des Hausbeſitzers zu erfragen, im Weiteren Folgendes vernommen: „Nina hatte ſeit einem halben Jahre einen Bräutigam. Er hieß Vitorelli, war ein Mann von ſechzig Jahren und ungeheurem Vermögen. Dieſes ſollte er ſich als Lieferant während der Expedition in Neapel Anfangs der zwanziger Jahre gemacht haben.

„Er war in der Stadt ſchon deßwegen allgemein verhaßt, weil er als eifriger Anhänger der Regierung galt.

Man schrieb ihm großen Einfluß bei Civil- und Militärbehörden zu.

„Ich hatte Alles vergessen, den Pater Euphemius, Nina, meine Zukunft — ich sah nur Eines, wollte nur Eines — Rache. Noch in der Trattoria schrieb ich an diesen Vitorelli einen Brief, in welchem ich ihn zu einem Zweikampfe auf Pistolen unter der Bedingung herausforderte, daß der Eine von uns auf dem Platze bleiben sollte.

„Ich trug ihn selbst auf die Post und ließ mir einen Empfangschein darüber geben. Dann ging ich zu einem Waffenschmiede und kaufte mir um das wenige Geld, das ich noch in Händen hatte, ein paar mächtige Pistolen. Es war zu jener Zeit in Italien streng verboten, Waffen zu kaufen oder zu besitzen, ohne sich durch einen von der Behörde erhaltenen „Waffenpaß" legitimiren zu können. Der Waffenschmied widerstand daher meinen Bitten lange Zeit. Erst als ich ihm durch meine Papiere bewies, daß meine Mutter und Schwester in Serbien wohnten und die Lüge hinzusetzte, ich würde morgen eine Reise antreten, sie zu besuchen und mein Leben lang nicht mehr nach Italien, sondern von dort durch die türkischen Provinzen in meine Heimat Dalmatien gehen, erst da entschloß er sich, wenn auch mit großem Widerwillen und unter fortwährendem Einschärfen des Stillschweigens, mir die Waffe als Vertheidigungs-Werkzeuge zur Reise durch jene unsicheren Länder anzuvertrauen. Pulver und Kugeln dagegen konnte ich nirgends bekommen; zuletzt tröstete ich mich damit, daß das Vitorelli besorgen könne, der mit den Gewalthabern auf gutem Fuße stand.

„Der Abend, die Nacht, der nächste Tag verflossen mir in Erwartung des Augenblickes, in welchem ich meinem in

den Tod verhaßten Gegner gegenüber ſtehen, wo ich ihn zur Zielſcheibe meines Gewehres würde machen können. Den ganzen Tag übte ich mich, eine Piſtole in der Hand, in der Poſitur, wie ich ſie mir bei einem Duell vorſtellte; ich ſtreckte die Hand, mit der Piſtole beſchwert, Viertelſtunden lang aus, um ſie daran zu gewöhnen, nicht zu erzittern.

„Sollte er, der alte, reiche Mann, vielleicht es verſchmähen, mir Genugthuung zu geben? Für dieſen Fall war ich entſchloſſen ihm auf der Straße eine ſolche Beleidigung zuzufügen, daß er gezwungen war, ſich mir gegenüber zu ſtellen.

„Am dritten Tage früh, klopfte es gewaltſam an meine Thüre. Ich öffnete noch ſchlaftrunken.

„Zwei Gensdarmen und ein Polizeiagent traten in mein Zimmer. Ich mußte Alles, was ich beſaß, zuſammenpacken, es wurde von dem Büttel verſiegelt. Meine Papiere, Briefe und die zwei Piſtolen nahmen die Gensdarmen beſonders mit. Auf alle meine Fragen, zuletzt auf mein Wüthen und Toben — Achſelzucken. Endlich ſagte mir der Mann, ich ſei politiſch verdächtig, es liege eine Denunciation gegen mich vor und er habe Befehl, mich nach Mantua zu bringen. Bei dem Worte Mantua lief es mir kalt den Rücken hinauf. Vergeſſen war für den Augenblick die Rache — ich dachte: Gott erhalte Dich Deiner Mutter und Schweſter.

„Vor der Hausthüre ſtand ein Wagen. Meine drei Begleiter ſetzten ſich mit mir hinein. Während wir durch die Straßen der Stadt Padua hinausfuhren, hörte ich manches Mädchen, manche Frau, wie ſie mir und den Gensdarmen nachſchauten, rufen: „Ach, der arme junge

Menſch!“ Sie aber, für die ich mein Leben, ja die Selig=keit meiner Seele gegeben hätte, ſie lachte unterdeß viel=leicht mit ihrem Vater, mit ihrem Bräutigam über den ver=rückten Jungen, der Alles ſo „ernſt“ genommen hatte. Und dieſer Bräutigam! War er nicht am Ende der Veranlaſſer meiner Gefangenſchaft? War er nicht der Anſtifter des Elendes, das über mich hereinbrechen ſollte? Ich glaube es jetzt weniger als damals, wo ich eine ſchmerzliche Woll=luſt darin empfand, ſolchen Gedanken nachzuhängen. Ich glaube es war der gegen L. geführte Schlag, der dieſen ſo entflammt hatte, daß er ſelbſtſtändig, wenn auch vielleicht unter Mitwirkung Vitorelli's, den meine Herausforderung geärgert haben mußte, die für ihn nicht ſchwierigen Schritte that, mich in's Verderben zu ſtürzen.

„Bei der Allmacht einer unſichtbaren Polizeigewalt, welche die damalige Zeit bezeichnet, war ihm, dem einfluß=reichen Manne, es raſch gelungen, den Jüngling ohne Freunde und Hilfsmittel zu vernichten.

„Nach drei Tagen langten wir vor Mantua an.

„Nachdem wir die Mauern dieſer ungeheueren Feſtung, welche einem Menſchen in meiner Lage wie eben ſo viele Grabgewölbe vorkommen müſſen, paſſirt hatten, hielt der Wagen. Man brachte mich in ein Bureau. Dort notirte man meinen Namen, Alter, Stand und alle übrigen Per=ſönlichkeiten.

„Dann hieß es: In die Kaſematte. Meine bisherigen Begleiter nahmen von mir Abſchied. Es waren freundliche Leute geweſen, ich dankte ihnen dafür. Zwei Feldjäger nahmen mich in die Mitte. Nach einem halbſtündigen Marſch über Baſteien und Brücken, durch Thore und Einläſſe kamen wir an ein großes Thor, das in einen in den Wall hinein=

gebauten dunklen Gang führte. Links und rechts waren Thüren mit Nummern. Ganz am Ende des finsteren Ganges, der durch einige Laternen beleuchtet war, stand auf einem Blechtäfelchen über einer Thür eine Nummer.

„Lieber Gott, es war ein dunkler feuchter Kerker. An den steinernen Mauern trof Wasser herab, oben hatte sich grauer Salpeter angesetzt.

„Erspart mir, Euch hier, im Anblick des Meeres, das Gemälde menschlicher Erbärmlichkeit auszuführen.

„Für mich gab es keinen Tag, keine Nacht. Das Wasser trof immer fort, die modrigen Krystalle des Salzes oben schimmerten gleich röthlich von der Ampel, ob Sonne oder Mond in der Welt droben am Himmel stand. Als man mich zum ersten Mal herausführte, sagte man mir, ich sei drei Wochen da. Ich war krank und lebenssatt. Denken hatte ich in der Luft meines Kerkerloches fast verlernt; es fehlte wenig, ich war blödsinnig. Ich wurde vor drei Männer in Uniform geführt. Einer las mir vor. Ich kann mich erinnern, daß es sich um Hochverrath handelte. Auch von verheimlichtem Waffenbesitz und Mißhandlung und Verfolgung kaiserlicher Diener wurde geredet. Doch ließ in Anbetracht meiner Jugend die oberste Behörde Gnade für Recht ergehen. Anstatt mich in einer Zelle der Sumpfveste vermodern zu lassen, wurde ich auf zwölf Jahre einem Regimente als Gemeiner zugetheilt, das damals in der Bukowina stand.

„Trotz ihrer Mahnungen wußte ich nichts über Mitschuldige auszusagen.

„Vorläufig wanderte ich in die Zelle zurück. Nach sechs Tagen wurde ich endlich dem Tageslicht wiedergegeben.

„In dem Hof einer Kaserne standen achtzehn Schicksals-

und Altersgenoſſen, die vielleicht wegen ähnlicher Verbrechen die Strafe der Eintheilung in kaiſerliche Regimenter, oder vielmehr die Gnade, zu erdulden hatten. So wurden wir zuſammen zu Fuß weiter eskortirt. Jede Mittheilung zwiſchen uns war ſtreng verboten.

„Wir waren ſechsundfünfzig Tage auf dem Marſche. Faſt an jedem der letzteren Tage blieben in den Garniſonsörtern, die wir paſſirten, einige zurück. Denn es war nicht der Wille der oberſten Gewalt, daß die Verſchwörer beiſammen bleiben ſollten. Endlich langten ich und ein Jüngling, den ich ſpäter überaus lieb gewann, in unſerem Beſtimmungsorte an.

„Ich war ſo heruntergekommen, daß Anfangs die Ruhe, die ich in der Kaſerne genoß, die Ordnung und Regelmäßigkeit, in welcher alle Thätigkeit abgemacht, nach welcher die wenigen Bedürfniſſe eines gemeinen Soldaten befriedigt wurden, mir und meinem Genoſſen wie eine Erholung vorkam.

„Bald ſollte uns das anders werden: ich wurde wegen eines leichten Fehlers, der meiner noch großen Unkenntniß des Dienſtes entſprang, zu einem Detachement verſetzt, welches in einem elenden Dorfe lag. Dadurch wurde ich von meinem unglücklichen Freunde getrennt. Während der drei Jahre, in denen ich in jenem traurigen Orte alle Oede des Kaſernenlebens durchmachen mußte, kam ich geiſtig immer weiter herab. Mein Zuſtand grenzte an Stumpfſinn und ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn nicht ein mitleidiger Hauptmann nach Verlauf dieſer Zeit meine Rückverſetzung durchgeſetzt hätte. Dort hatte ich, wenn ich auch mit den Gemeinen des Regimentes mich gar nicht verſtändigen konnte, und Offiziere wie Unteroffiziere meine An-

näherung mieden, wenigstens den Troſt, meinen Landsmann — als ſolchen betrachtete ich ihn — an meiner Seite zu haben.

„So vergingen noch fünf Jahre des Elends und der Knechtſchaft. Da war eine Kataſtrophe, die meinem Geiſte, wie meinem Körper eingegraben bleiben wird, die Veranlaſſung zur Befreiung.

„Man hatte mir etwas als groben Fehler angerechnet; eine Bagatelle, ich will Sie damit nicht langweilen. Der erſt vor Kurzem angekommene neue Oberſt erkannte auf Gaſſen — das heißt Spießruthenlaufen. Mehrere Offiziere hatten den Muth, ſich für mich zu verwenden, es half nichts. Es wurde geſtattet, daß man mir Handſchuhe über die Schultern legte, damit ſie weniger zerfleiſcht wurden. Noch höre ich das eintönige Geheul der Trommeln, welche unabläſſig gerührt wurden, bis ich niederſank. Nach einigen Gängen brach ich zuſammen. Von den mir zugedachten Hieben, wurde mir jedoch keiner geſchenkt. Ohnmächtig wie ich war, wurde ich auf eine Bank gebunden. Die Soldaten mußten ſo oft an mir vorübergehen, als ich es noch an ihnen hätte thun ſollen, und mußten mich mit Gerten ſchlagen. Hier“ — ſagte Lazika mit unheimlicher Geberde ſeinen ſchwarzen Rock am Aermel zurückſtreifend — „ſehen Sie!“

Ich erblickte Narben, die wie bläuliche Nattern über den Vorderarm ſich dahinſchlängelten.

„So iſt mein Leib“, ſagte Lazika. „Welche Eindrücke die Geißelung meiner Erinnerung — doch nein,“ ſagte er hinzu, „Gott iſt die Liebe!

„Ich lag mehrere Wochen fiebernd im Lazareth.

„Kaum war ich hergeſtellt und konnte ohne zu große Schmerzen wieder Gewehr und Torniſter tragen, ließ mich

der Oberſt zu ſich kommen und eröffnete mir, ich ſei durch die Gnade Seiner Majeſtät trotz meiner Unwürdigkeit, von der ich erſt neulich ein Exempel gegeben, des Militärdienſtes entlaſſen und könne mich nach Hauſe begeben.

„Ihr habt wohl ſchon ſagen gehört", fuhr Lazika fort, „daß auf Gefangene, die über eine beſtimmte Zeit hinaus im Kerker feſtgehalten werden, die Ankündigung der Freiheit oft nur wenig Eindruck hervorbringt. Iſt eine Reihe von jammervollen Jahren vorüber, ſo befindet ſich der Elende in einem ſolchen Zuſtande, daß er nicht plötzlich — ſei es auch durch Verkündung — hohen Glückes — ſondern nach und nach zur Theilnahme angeregt werden muß.

„Die Springfeder iſt gebrochen. Auch bei mir war ſie vernichtet.

„Mein erſtes Gefühl war ein ſchmerzliches über die Trennung von meinem Freunde, dem die Thränen in den Augen ſtanden, als ich ihm mein „Glück" ankündigte. Unſer Abſchied war herzzerreißend — ich habe ihn nicht mehr geſehen. Jetzt ruht ſein gequälter Leib wahrſcheinlich längſt in der ſcythiſchen Erde. Gott, deſſen alle Erde iſt, wird auch ihn in ſeinen Händen tragen."

Ueber die Wange des armen Prieſters rann eine Thräne. Das alte Meer rauſchte ſein Amen dazu herauf.

Er ſchwieg eine Weile und ich ſchaute tief bewegt hinaus in den endloſen Himmel, in die Sonnenſtrahlen, die durch das dunkle Oellaub zu Füßen des Hügels auf die braune Erde fielen und auf die fernen blauen Felsrücken des ſelig glänzenden Meeres. Dann fuhr er fort:

„Das Werk, welches Pater Euphemius zu Padua begonnen, das meine Leidenſchaft und die folgenden Schickſale unterbrochen hatten, war in der Vereinſamung des

fremden Landes herangereift. Müde richtete ich meine Blicke nach oben — hier hatte ich nichts mehr zu finden. Ich selbst ein Mühseliger, wollte mich dem Berufe widmen, die Mühseligen zu trösten. Ich beschloß, Priester zu werden.

„Vorerst wollte ich noch meine Mutter und Schwester sehen, von denen ich als Soldat manchmal Briefe erhalten hatte. Sie waren noch in Belgrad. Arm wie ich war, machte ich mich durch Siebenbürgen und das Banat zu Fuß auf den Weg.

„Ich kam bis Orawizza. Dort bemächtigte sich ein Fieber meines Körpers, der durch die Anstrengungen entkräftet war.

„Ich lag lange in einem Spital.

„Meiner Mutter wollte ich, um ihr nicht das ganze Elend aufzudecken, nicht schreiben.

„Wohl aber hatte ich mich in Ragusa erkundigen lassen, wie es mit dem Reste meines Vermögens stehe. Es war noch da. Der Kaufmann, der es verwaltete, theilte mir mit, es freue ihn, wieder etwas von mir zu hören. Er hatte mich seit acht Jahren für verschollen gehalten. Es mußten also die Briefe, die ich während meiner Dienstzeit in dieser Angelegenheit geschrieben hatte, unterschlagen worden sein.

„Endlich kam ich in Belgrad an. Unser Wiedersehen wurde getrübt durch das Erstaunen meiner Mutter, mich so abgehärmt wiederzusehen.

„Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte reiste ich, von Segenswünschen begleitet ab. Zuerst besuchte ich meine Heimat — dann ging es dem nur von Gott angewiesenen neuen Berufe zu. Ich meldete mich zur Aufnahme in das Priesterseminar zu U. Sie wurde mir gewährt.

„Als ich bei einbrechender Dämmerung die lange Allee

von Trauerweiden, die zu jener maleriſch am Fuße der Alpen gelagerten Stadt führt, mit den ermüdeten Pferden langſam hinfuhr, traten mir die Schatten, die ſich auf die Erde zu legen begannen, wie entſchwundene Geſtalten meines Lebens vor die Seele. Mein Vater, meine Freunde, meine — nein, ſie war es nicht! ſie winkten mir entgegen. Mich aber ſchleppte der Wagen immer näher und näher dahin, wo das Nothwendigſte, das Vergeſſen des Vergangenen und das Hoffen auf das Zukünftige war.

„Was ſoll ich Euch von den vier Jahren, die ich in jenen Mauern zubrachte, erzählen? Ich war in der That allem Irdiſchen entfremdet.

„Als ich zum Prieſter geweiht war, hatte ich an meinen Oberhirten nur eine Bitte: die, mir ein Seelenſorgeramt in der allergrößten Abgeſchiedenheit zu gewähren. Er ſchickte mich auf dieſen Felſen. Die Ueberlieferung erzählt, daß die Kreuzfahrer, aus dem heiligen Lande zurückkehrend, hier ihre Ausſätzigen ans Land brachten. Hier bin ich, hier bleibe ich, hier halte ich mich ſelbſt gefangen. Das Meer, das dieſe Inſel umrauſcht, führt zwar hinaus in die Welt — aber es führt zu Menſchen, das heißt zu Elend. Hier lebe ich in meiner Beſchränktheit ruhig meine Tage fort. Ich arbeite für den Herrn, was ich kann, ich unterſtütze und tröſte die Armen, welche unſer Eiland bewohnen, wie es mir mein Amt auferlegt. Dein Reich komme! Das iſt mein tägliches Gebet. — —“

Lazika verſtummte. Wir ſtanden auf und ſchritten langſam über den Hügel unſerem Hauſe zu. Oft blieben wir ſtehen und ſchauten über die Rosmarinbüſche des Geklippes ſtillſchweigend hinaus auf die weite See. Dann lenkten wir wieder, jeder in ſeinen Gedanken verſenkt, unſere

Schritte weiter. Wir hatten nicht ein Wort gesprochen. Oft lag mir die Frage nach Darinka auf der Zunge, doch war mir das Schweigen dieses Mannes ehrwürdig.

Als wir zu Hause bei Tische saßen, sagte das schöne Mädchen:

„Ich freue mich, was Luigi sagen wird, wenn er mich wieder sieht. Wenn sie ihm nur nicht gesagt haben, daß ich irrsinnig bin, die bösen Menschen. O, wenn ich ihn sähe, ich wäre wieder klug. Wie werde ich ihn zanken, daß er mich nie besucht hat! Er wird glauben, ich sei böse! O und wenn er es dann so recht meint, so werde ich ihm um den Hals fallen".

Ein durchdringender, starrer Blick Lazika's hemmte sie inmitten ihrer Rede. Sie schlug die Augen nieder, klopfte mit der Gabel auf den Teller, wie ein Kind, und fragte mich, wie ich heute geschlafen hätte.

Ich antwortete Anfangs, durch ihr Benehmen verwirrt, etwas linkisch. Bald aber knüpfte sich das Gespräch lebendig, wie gestern, an. Sie sang wieder Lieder, erzählte mir Geschichten und Abenteuer von den Ufern der Nessawa. Auch ich wurde mittheilsam, ich sprach ihr von meinen Freunden und von meiner Heimat. Sie faßte Alles leicht und belustigte sich. Von Zeit zu Zeit nur wurde ihre Miene etwas düsterer. Dann schielte sie nach Gawro und schaute auch mich wie fragend an.

Wir trennten uns spät. — —

Am nächsten Morgen, der wieder in wunderbarer Klarheit über dem südlichen Lande leuchtete, führte mich Lazika, ernst gestimmt, nach einer anderen Richtung. Wir gingen lang ohne zu steigen am Ufer des Meeres fort. Endlich bogen wir ein. Wir standen vor einer kleinen

Schlucht. Ich sah über einem weißen Stein eine Rebe, die sich um eine Föhre schlang, wie auf dem Grabe des leider berühmten Galio Tomitsch.

Auf dem Steine aber stand geschrieben: mojoj majci (meiner Mutter.).

Ich begann den Zusammenhang zu fassen.

„Hier habe ich", sagte Lazika, „meiner Mutter ein Kenotaph errichtet. Sie schläft freilich weit fort an der Donau, aber mir ist es, als ob sie hier läge. Es ist mein liebster Spaziergang, meine schönste Erholung. Ich glaube, fuhr er weicher fort, so sollte es jeder Mensch halten. Die Stätte, wo der schläft, der ihn am meisten geliebt hat, und sei es nur eine angenommene, nur ein Ort der Erinnerung, wie diese, sollte eines seiner größten Heiligthümer sein. Die Rebe, die sich um den Baum schlingt, ist ein Sinnbild der Liebe. Weht mich ja doch hier ein Hauch des einzig wahren und ewigen Geistes an — der Odem der Liebe."

„Ich wußte nicht, daß Ihre Mutter todt sei", warf ich nach einigen Augenblicken dazwischen.

„Sie starb im zweiten Jahre, das ich im Priesterseminar zubrachte. Sie hat die Leidensgeschichte ihres Sohnes nie erfahren.

„Ich war schon drei Jahre auf dieser Insel, da schrieb ich meiner Schwester, die noch immer beim Onkel in Belgrad wohnte, was mit mir geschehen war.

„Ich theilte ihr mit, daß ich katholischer Priester auf dieser Insel sei, und bat sie, die weite Reise nicht zu scheuen und mich einmal zu besuchen, denn ich sei zu vereinsamt und sehne mich, wieder eines der Meinigen, deren letztes sie war, zu sehen.

„Nach vier Wochen kam das Kind hier an. Sie er-

wähnte kein Wort von meinem neuen Glauben, meinem neuen Stande.

„Sie freute sich über mein Haus, meine Einrichtung und versprach mir, während ihres Hierseins eine gute Hausfrau spielen zu wollen.

„Das dauerte so mehrere Tage, während welcher Zeit ich oft über das Unrecht nachdachte, das ich beabsichtigte, indem ich wünschte, sie längere Zeit um mich zu behalten. Ein junges Mädchen dieses Alters darf nicht in einem Kerker wohnen, wie ich, der ich mit dem Leben abgerechnet habe, so dachte ich mir. Ihre Bestimmung ist Gattin und Mutter zu werden — und sie dieser entgegen zu führen, dazu war hier keine Möglichkeit.

„Ich begann, an Trennung und Geschiedensein gewöhnt, bereits wieder an Mittel zu denken, wie sich diese meine Absichten verwirklichen ließen, als sie mir eines Tages erröthend anvertraute, sie habe einen Bräutigam. Sie habe mit den Verwandten des Onkels öfter Bälle besucht, welche die Offiziere zu Semlin veranstalteten. Dort habe sie ihren Geliebten kennen gelernt, der noch sehr jung, aber reich und so liebenswürdig sei, daß keine Gewalt der Erde mehr sie werde von ihm abspenstig machen. Auch er liebe sie innig. Er habe eben jetzt nach Italien, seiner Heimat, geschrieben, um die Zustimmung seiner Eltern zu erlangen. Er habe durchaus nicht haben wollen, daß sie ihren Bruder besuche, und habe sich erst bei ihrem festen Versprechen, bald wieder zurückzukehren, beruhigt.

„Darauf ging sie fort. Sie zeigte mir einen Brief, er war voll der glühendsten Liebesversicherungen.

„Ich las die Unterschrift: Luigi L.

„Der Brief entfiel meinen Händen. Ich war starr vor

Entſetzen. Herr, Dein Gericht iſt unbegreiflich! Mein ehemaliger Zögling — der Sproſſe eines verfluchten Geſchlechtes, der Bruder — ich konnte nicht mehr, ich war ohnmächtig.

„Die Thränen Darinka's, welche auf meine Stirne fielen, erweckten mich. Sie ſchluchzte.

„Was habe ich dir gethan, mein Bruder? O, ich Unglückliche!

„Ich tröſtete ſie mit einer Lüge. Ich ſagte, es überkämen mich öfter Anwandlungen ſolcher Schwäche. Darauf verſprach ich ihr, Ferneres über die Sache mit ihr zu verhandeln, und ging auf meine Kammer.

„Der Bruder einer Nina ſollte des reinen Herzens Darinka's würdig ſein? Nimmermehr! Dieſe Brut kann nur Unheil bringen.

„Ich rang die ganze Nacht mit mir ſelbſt. Der Abſcheu vor den Verräthern kämpfte in mir mit dem Streben nach dem Glück des einzigen Weſens, welches mir auf der Welt noch am Herzen lag. Der Streit war ſchrecklich — endlich ſiegte die Selbſtverläugnung.

„Gott hat vielleicht gewollt, daß der Bruder durch Liebe ſühnt, was Vater und Schweſter durch Bosheit geſündigt haben, ſagte ich zu mir ſelbſt.

„Jetzt ſprach ich mit Darinka.

„Ich ſagte ihr etwa Folgendes: Das unſtäte Leben eines Soldaten ſei weniger geeignet, häusliches Glück zu gründen, als eine andere Lebensſtellung. Ich würde aber Alles aufbieten, um ſie zu unterſtützen. Darauf ſtellte ich ihr die eigene Unerfahrenheit vor und ſchloß damit, daß ich die Hilfe, die ich ihr bieten werde, vor meinem Gewiſſen erſt

verantworten könne, wenn ich Weiteres über ihren Bräutigam würde erfahren haben.

„Sie lächelte und gab sich zufrieden. —

„Drei Monate später hatte ich die Gewißheit in den Händen, daß Luigi ein würdiger Sprosse seines Hauses war.

„Eines Abends that ich den verhängnißvollen Schritt und legte Darinka die drei Briefe vor, die ich von verschiedenen Leuten zu Semlin über ihn erhalten hatte.

„Der Inhalt dieser Briefe brachte keine Wirkung auf Darinka hervor. Sie erklärte Alles für Verleumdung und Neid. Sie sagte, jener Mann, welcher den peinlichsten der drei Briefe geschrieben, gönne ihr das Glück, Luigi zu besitzen, nicht, weil er selbst eine Tochter habe. Vergebens stellte ich ihr vor, daß ich von einem Verlöbniß, von ihr und allen diesen Dingen nicht eine Zeile erwähnt hätte. Sie wendete dagegen ein, diese Leute wüßten Alles und ich sei der Betrogene. Dabei wurde sie leidenschaftlich und endlich gelobte sie, niemals von dem Verleumdeten lassen zu wollen.

„In dieser Noth glaubte ich, ihre Rettung darin zu finden, daß ich sie in die Familiengeschichte dieses Menschen in so fern einweihte, als sie mit meinen eigenen traurigen Schicksalen verflochten war.

„Ich hoffte, damit zuerst einen gewaltigen Sturm, sodann Gleichgiltigkeit hervorzubringen. Es war ein gewagtes Mittel, aber das letzte.

„Eines Abends nun erzählte ich ihr mein eigenes Leben von dem Tage an, an welchem ich im Baumgange zu Padua die Schwester zum ersten Mal gesehen, bis zu dem, an welchem ich im Kasernenhofe mit Ruthen gepeitscht wurde.

„Ich konnte Darinka nur am Anfang dieser Erzählung ansehen.

„Von dem Augenblicke an, in welchem ich meine Verjagung aus L.'s Haus berichtete, ahnte sie die schreckliche Entwickelung. Mit aufgerissenen Augen, mit athemlosen Lippen saß sie da — eine Bildsäule des Entsetzens.

„Ich hatte ausgesprochen und sie starrte mich noch immer an.

„Plötzlich legte sie ihren Kopf auf das Kissen des Divans. Ein langes Schluchzen — dann rannen die Thränen unaufhörlich. Ich war in Verzweiflung — es reute mich Alles, was ich gethan hatte.

„Die Krankheit ihrer Liebe war geheilt, aber das brennende Eisen war zu tief gedrungen.

„Als sie von den Mägden in ihr Bett getragen wurde, hörten diese sie murmeln: „Du hast nicht gewollt, o Gott!"

„Als ich am nächsten Morgen aus der Kirche zurück kam, stieg sie eben die Treppe herab. Sie umarmte mich und dankte mir, daß ich sie so glücklich gemacht habe. Sie lachte wie ein Kind.

„Mir wurde es unheimlich zu Muth. Ich sah sie genauer an und gewahrte jenen scheuen, seitwärts gewandten Blick, den Sie bemerkt haben werden. Sie war wahnsinnig.

„Nur dreimal sah ich ein Bewußtsein, eine Erinnerung an den Unglücklichen in ihr aufleuchten, der den Grund ihres Verhängnisses gelegt hat. Es war jedes Mal, so oft mich Fremde besuchten. Sie sind der Dritte. Von diesen glaubt sie, sie führten sie ihrem Bräutigam zu. Von einem meinte sie sogar, er sei von ihm nach ihr geschickt.

„Sie sperrte Sie ein, damit sie während Ihrer Anwesenheit Zeit gewönne, ihre Hochzeitsausstattung, wie sie es nennt, einzupacken.

„Sie will mit Ihnen zu Luigi, der in der Blüthe der

Jugend gestorben ist. Hätte ich manchen Regungen meiner Schwäche nachgegeben, so wäre sie jetzt mit ihm verloren, an Leib und Seele verloren. Ein einziger Blick von mir bändigt sie. Ich weiß nicht, wie das ist, aber dann scheint sie irgend ein unbestimmtes Gefühl ihres Irrsinns und der Nothwendigkeit des Gehorsams zu überkommen. — — —"

Ehe ich am nächsten Abend das Felseiland verließ, waren Gawro, Darinka und ich zu einem Abschiedsmahle versammelt. Hell funkelten die Kerzen in den Wein, den bei dieser feierlichen Gelegenheit Silberbecher faßten.

Darinka war heiter und schien nicht an ihren Luigi zu denken.

Wir beide schwiegen. Ich glaube, jeder von uns sann darüber nach, wie alles Leben ewiges Kommen, ewiges Verabschieden ist. Die Fluth der menschlichen Bestrebungen hatte uns an einander geführt. Ihn ließ sie hier zurück, mich trug sie weiter.

Als ich sieben Jahre später wieder an einem Januartage nach Lazika und seiner Schwester fragte, wies man mich nach der niedrigen Mauer des Kirchhofes. Hart an dieser befindet sich ihr Grab. Es ist ein Rosenstrauch darauf gepflanzt, der zugleich Knospen, Blüthen und rothe Früchte trägt, als sollte dadurch das wandellose Leben inmitten der Vergänglichkeit angedeutet werden.

Zwei Kreuze ohne Inschrift bezeichnen die Stätte. Rings herum auf der rothen Erde wuchert der blaublüthige Menthastrauch.

So viel hat sich dort in sieben Jahren geändert.

Gerade so aber wie damals schlug die tiefgrüne Welle an den gelben Kalk der jäh abfallenden Küste. Gerade so veilchenroth glänzten die Gebirge des Festlandes im Abend-

ſtrahl und, nachdem ſie ſchneebleich geworden waren, ſchien die ewige Meerfluth den vielfarbigen Schimmer in ſich aufgenommen zu haben, welcher jene nach kurzem Verweilen verlaſſen hatte.

Fünftes Capitel.

Dalmatiſche Landſchaften.

Wenn man längs des „Canales von Zara“ zur alten, halb in Trümmer verwandelten Biſchofsſtadt Nona nordwärts wandert, geht man nahe der Stadt durch Olivengärten und Getreidefelder, in weiterer Entfernung aber durch Haiden, auf welchen Büſche ſtehen, die den Hirtenknaben nicht bis zur Hüfte reichen und über welche die wolligen Rücken der Schafe überall hinwegſchauen.

Manchmal lodert eine hohe Flamme, bei welcher die Schäfer, unbekümmert um die Gefahr eines Brandes, ihr Mahl kochen, über das vergilbte Laub oder über die grünen Nadeln der Wachholderſtauden empor. An noch mehreren Stellen aber zeigen die verkohlten Ueberreſte von Büſchen und zuſammengetragenen Zweigen die Zahl der geſelligen Feuer an, welche vor kürzerer oder längerer Zeit an der Zerſtörung des ſpärlichen Wuchſes arbeiteten.

Wohl ſteht, der eine vom anderen durch weite Entfernung getrennt, noch hie und da ein höherer Buchenſtamm über dem niedrigen Nachwuchs. Doch iſt ſelbſt dieſes Ueberbleibſel aus einer Zeit, in welcher der Steinboden noch reichlicher beſchattet wurde, nur ein trauriges Denkzeichen.

Nicht nur die gelbe Straße durchzieht das weite Ge-

filde, ſondern auch zahlloſe Wege zwiſchen den Gärten und Weideplätzen, zwiſchen dem Geſtrüpp und den offenen Trümmerhalden.

Die meiſten dieſer Wege ſchlängeln ſich zwiſchen Mauern von loſe aufeinander gelegten Steinen hin, welche aus den Pflanzungen hinter ihnen zuſammengetragen worden ſind. Auf dieſe Wege werden alle Steine hinausgeworfen, welche der Landbebauer von ſeinem Grunde entfernt. Es iſt deßhalb nirgends ein mühſeligeres Gehen, als innerhalb ſolchen Gemäuers, an welchem ſich, um den engen Pfad noch ſchwieriger zu machen, in üppiger Fülle Dornhecken angeſiedelt haben.

Es iſt in dieſen Hohlwegen zwiſchen den Mauern überall der nämliche Anblick. Vor uns die grauen Steinhaufen, hinter ihnen der Oelhain und über ihm das Weiß der Gebirge.

Wir kommen an einem Dorfe vorüber. Es iſt ein Feiertag. Auf einem großen Steinhaufen neben der Kirche ſitzen die weiß und roth gekleideten Weiber und auf dem ſchmutzigen Boden nebenan tanzen Dirnen in bunterem Gewande den einförmigen Kolo. Dabei ſtoßen ſie ein wüſtes Geheul aus, welches einer ununterbrochenen Wehklage gleicht, die aus nächtlicher Ferne in unſere Ohren dringt.

Wieder einige Schritte weiter iſt weißes Stroh über den Boden hingeſtreut, welches den armen Thieren des dürren Landes vielfach das Heu erſetzen muß, wovon ſie in waſſer- und triftreichen Gegenden genährt werden. In dieſem Stroh wühlen Rinder, Schweine und Hühner eintrüchtig umher.

In ziemlicher Entfernung, von der Straße oſtwärts, liegt ein Süßwaſſerſee, deſſen Ufer zwiſchen gelbem Röhricht

verſumpft ſind. Rings um ihn her dehnt ſich ſchon endlos die Steinhaide aus, nur von Schafen belebt, welche in dem ungeheuren Revier hin- und herwandernd die kurzen Halme zwiſchen den Felſen aufſuchen.

Beſonders wird dieſe Oede noch durch das hohe Grenzgebirge verdüſtert, welches mit ſeinen grauen und des Pflanzenwuchſes entblößten Abhängen wie eine unbewegliche Gewitterwolke den Geſichtskreis verhüllt.

Vor uns ſteigt der Boden ſanft zu weißen Steinkuppen an, über deren Rundung der ſchwarzblaue Scirocco-himmel aufliegt. Keine Bewegung weit und breit — nur ein Schifflein auf dem dunklen Meere, die Rufe der Hirten in der Ferne.

Das einzige Leben auf dem weißen Grunde, ſo weit das Auge reicht, iſt das Gras, welches auf der Straße wächst. Sonſt regungsloſe Wüſte. Ein Gegenſtand ſchimmert noch weißer, als das Steinfeld: es ſind die Trümmer eines fernen Hauſes, die in der Sonne glänzen, und die einzige Unterbrechung der blendenden Wüſtenfarbe iſt der ungeheuerliche Schatten des Wanderers, welchen die niedrige Winterſonne über die Steine hinwirft.

Wenn man eine ſolche Wüſte durchwandert hat, dann erfreuen ſelbſt die dürren, raſchelnden Büſche wieder das Auge. Welche Schrecken mag eine Sommerreiſe durch dieſe waſſerloſe, flammende Oede bieten!

Ich erinnere mich eines Tages, an welchem die Haide vor Nona ein Bild darbot, welches in ſolcher Erhabenheit nur entſtehen kann, wenn das Auge mit einem Blick drei erhabene Dinge, das Meer, das wüſte Land und das hohe Gebirge zu umfaſſen vermag.

Es war Abend und über den ſchwarzen Scoglien von

Sestrugu, Melada und Isto hatte sich ein unabsehbares Gebirge von goldigen Wolkengipfeln angehäuft. Sonst war der weite Himmel überall von Gewitterwolken überlagert und der hohe Zug der dinarischen Alpen konnte nur an manchem rosarothen Fleck erkannt werden, welcher durch eine Lücke der Wetterwand hindurchleuchtete.

Weit draußen am Meere glänzten braun und golden niedrige Landzungen in der Fluth und jenseits grauer Buchten.

Neben mir aber that sich plötzlich eine Pforte auf, deren Wölbung weit über das höchste Gebirge emporragte: es loderte aus der gelben Haide, auf welcher alle die feuchten Steine im Abendlichte glänzten, mit einem Mal ein Doppel-Regenbogen auf, so nahe, daß seine vielfarbige Flamme durch einen Wurf erreicht zu werden schien und der Kopf meiner Schattengestalt sich innerhalb seiner Wölbung auf dem goldgelben Boden bewegte.

Sturmvögel, deren Fittige mitunter, wie Schaumkämme, im grellen Lichte weißlich blitzten, flogen unter ihm hindurch in den Himmel hinein, welchen der wandelnde Vorhang des fernen Wetters abschloß.

Da, wo der Bogen auf der Erde in den Wachholderbüschen aufzustehen schien, gingen die äußersten Aeste des Strauches, vielfarbig brennend und züngelnd, wie ein Flammenstrom in das Wesen des himmlischen Gebildes über.

Je mehr sich die Sonne dem Rande der Scoglien näherte, desto höher hob sich der Bogen von der Erde und desto undeutlicher wurde manche Farbe in seiner Wölbung. Bald brannte nur mehr hoch in den grauen Dünsten eine veilchenrothe Flamme und nach kurzer Zeit erlosch auch diese. Nunmehr aber begannen die dichten Wolkenballen

ſich in Gluthröthe anzufachen und bald brannte es über den ſchwarzen Mauern, als ob der Feuerkern der Erde aus ihren Graten hervortreten wolle.

Im Scheitelpunkte aber, am klaren Himmel, ſchimmerte die Mondſichel. Bei der Reinheit der Luft in dieſem ſüdlichen Lande iſt auch ſchwachen Augen der dunkle Theil der Kugel, vom Erdſchein matt erhellt, vollkommen wahrnehmbar.

So ſah es am Abend in dieſer Wüſte aus. — —

Hie und da findet man auf der Straße nach Nona Wachholder- und andere Buſch-Anpflanzungen in Vierecken, durch Mauern gegen die Unthaten der Hirten und den Hunger ihrer Pflegebefohlenen geſchützt. Es ſind die kleinen Anfänge einer Wiederbewaldung, die nebeu Menſchen und Thieren noch den Sonnenbrand, den Waſſermangel und die ungebändigten Stürme zu gefährlichen Feinden hat.

Jetzt, in der winterlichen Regenzeit, erhält ſich freilich manche Lache in den Mulden des Karſtbodens und die Sümpfe vor Nona, in welchen zur Sommerszeit aus dickem Koth gefährliche Fieberdünſte ſteigen, ſind überall von trübem Waſſer überfluthet.

Es gibt wenig Städte, welche von außen betrachtet, einen ſo trübſeligen Anblick gewähren, als dieſes Nona.

Ueber das Sumpfwaſſer, welches die grauen Mauern umgibt, führt eine ſteinerne Brücke. Rings den Mauern entlang ſteht braunes Riedgras. Links dringt der Blick in die ſeichte Meerbucht, jenſeits welcher ſich die Berge von Pago erheben, und rechts über die troſtloſe Oede, die ſich bis zum Welebit hin fortſetzt. Vor der Stadt erhebt ſich auf einem Hügel ein zertrümmerter Thurm, der mit allerlei düſteren Türkenlegenden in Zuſammenhang gebracht wird.

Wenn man das niedrige Thor mit dem Venetianer

Löwen — dessen Wasserumgebung, dessen Verwitterung und Aehnliches stark an den Eingang in die Stadt Trau erinnern — durchschritten hat, so steht man in einer schmutzigen Gasse, in welcher besonders der Gegensatz zwischen den weißen neuen Häusern und zahlreichen Ruinen und altem Mauerwerk auffällt. Dieses Mauerwerk — der Ueberlieferung nach soll es von nicht weniger als vierzehn zerstörten Kirchen herrühren — nimmt fast so viel Raum ein, als die bewohnten Gebäude, und gibt der Stadt ein Gepräge, welches sicherlich einzig in seiner Art ist. Hier ein Wohnhaus mit grünen Fensterläden und rothem Ziegeldach, nebenan ein mächtiges Mauerwerk ohne Dach, ohne Fenster, ohne Gebälk — dieses Schaustück wiederholt sich fort und fort in der alten Ansiedelung.

Welcher Aufeinanderfolge von Mord und Brand, von Blutvergießen und Verheerungen das arme Nona solche Eigenthümlichkeit verdankt, das lese man in den Geschichtsbüchern nach. Das Land Dalmatien ist nicht minder arm an Erinnerungen solcher Gräuel, als die Ueberlieferungen sämmtlicher Südslaven. Dieses Volk war von jeher das unglückliche Bollwerk des Abendlandes gegen das blutgierigste Volk der Erde, und wer über manche Erscheinungen seiner heutigen Verwahrlosung und seines Elendes verdammend den Kopf schüttelt, der erinnere sich daran, daß der Türke seine Ansiedelungen Jahrhunderte lang mit der Brandfackel bedroht und der Venetianer Kaufherr dem Ackerbauer ein Herr war, der zu Zeiten nicht weniger Fluch auf sich lud, als die Mordbrenner vom Altai. — —

Ich nahm in Nona, wie überall, meine Zuflucht zu den Gensdarmen, die ein reinliches Obdach gewähren. Ihr Befehlshaber, ein alter graubärtiger, mit einem Verdienst-

kreuz geschmückter Lombarde aus Pavia, geleitete mich hinaus auf die Landzunge von Brevilaqua, wo er in einer jämmerlichen Hütte Nachforschungen nach einem Todtschlag vorzunehmen hatte, der hier vor wenigen Tagen verübt worden war.

Nicht weit davon entfernt bemerkte ich ein Haus, in welchem zu meinem Erstaunen die Menschen das Erdgeschoß, die Rinder aber das erste Stockwerk bewohnten. Es war lustig anzuschauen, wie drei oder vier von diesen, hinter ihnen im Gefolge Schweine, die Treppe hinaufstiegen. Es geschieht das, wie mir ein Bauer sagte, aus Furcht vor Diebstählen. Wir haben in Biljan gesehen, in welcher Weise die Mauern des Erdgeschosses verstärkt werden mußten, um die Diebe abzuhalten, eine Bresche zu brechen. Sinnreicher ist ohne Zweifel und sicherer die andere Einrichtung.

Der nämliche Bauer gab mir auch über das Zopftragen eine Aufklärung, die den absonderlichen Brauch wohl in manchem Falle zutreffend erläutert. Er meinte, viele Männer flöchten sich die Haare nur deßhalb in jener Weise zusammen, damit man deutlich erkenne, daß die Träger noch niemals wegen eines Verbrechens im Gefängnisse waren. Denn in den Strafanstalten schneidet den Zopf das Messer unerbittlich ab. Unter einer Bevölkerung, in welcher es so viele Unheilstifter gibt, mag deßhalb der Zopf wohl wie ein gutes Leumundszeugniß oder ein öffentliches Ehrenzeichen betrachtet werden.

Bei Gelegenheit der Begleitung durch den wackern Lombarden machte ich auch die Bemerkung, daß mehrere Personen, insbesondere Weiber, welche uns entgegen kamen, sich bei unserem Anblick bekreuzten. Späterhin erfuhr ich,

daß ich da nur etwas Alltägliches beobachtet hatte und daß es in vielen Dörfern Sitte ist, beim Anblick eines Städters, namentlich aber einer Uniform — kurz eines „Herren“ — zum Schutz gegen den bösen Feind, gegen das Wunderliche, Fremde und Seltsame, das der Fremde für den armen Morlaken an sich hat, das Zeichen des Kreuzes zu machen. Ich halte diesen Brauch, so sehr er anfänglich vielleicht lächerlich scheint, für ein Zeichen, welches Mitleid und noch Anderes erregen muß. Was hat in Wirklichkeit der kümmerlich lebende Mensch dieser Felsküsten von den Kaufleuten, den Soldaten, den Regierenden Anderes gesehen, als die Nothwendigkeit, ihnen Steuern an Blut und Besitz zu bringen, ihnen, die anderer Sprache und anderen Glaubens sind? Wären die Gensdarmen nicht, ich wäre sicherlich in Verlegenheit, wenn ich die Vortheile aufzählen sollte, die diesem Volk aus dem Umstande erwachsen sind, daß sein Fürst unter anderen Königskronen auch die des Inselreiches trägt. — —

Wenden wir uns ab von dem wenig erquicklichen Bilde und versetzen wir uns auf ein Schiff, welches mit vollen Segeln, die der Maestral bläht, den Kanal von Zara hinab gegen die Scoglien von Sebenico hinrauscht. Es hat Wein von der Insel Curzola nach Triest gebracht und fährt nunmehr mit Getreide, welches die Schiffer an den Mühlen, die von den Wasserstürzen der Kerka getrieben werden, mahlen lassen wollen.

Es ist Morgen — das heißt, die Sterne beginnen urplötzlich vor dem Schimmer zu verschwinden, welcher über die bosnischen Gebirge heraufdringt. Nur mehr in weiter Ferne des Westens jenseits der Scoglien, auf dem offenen Meere, wallt das Meer noch in der eigenthümlichen finsteren Bläue, die ihm die Dämmerung verleiht. Noch brennt auch

die Laterne auf dem Deck und der Patron der Barke ſchläft im Strohlager, das er ſich zwiſchen ſeinen Säcken zurecht gemacht hat.

Wenige Fahrten bringen eine ſolche Menge von Scoglien in unſern Geſichtskreis, als dieſe.

Da iſt zuerſt, wenn Uglian mit ſeiner höchſten, burggekrönten Kuppe auf der „Sciroccoſeite“ hinter uns liegt, das langgeſtreckte Pasman, deſſen höchſte Spitze den Berg der Nachbarinſel ſicherlich noch um ein Bedeutendes überragt. Bald aber, ſo wie wir die Höhe der winzigen Anſiedelung „Torre“ am Feſtlande erreicht haben, tauchen auch jene eigenthümlichen winzigen Eilande auf, von welchen manches nicht größer iſt, als eine der zahlreichen Fiſcherbarken, die zwiſchen ihnen hin und her ſegeln. Andere aber durchziehen den Meerkanal wohl auf die Strecke einiger hundert Klafter und über ihre ſanften Hügel ſcheinen die hohen Kuppen von Pasman, welches abermals durch einen Kanal von ihnen getrennt iſt, ſo knapp aufzuliegen, daß die Täuſchung entſteht, als ob zwiſchen ihnen und der langen Inſel kaum eine Schafheerde, geſchweige denn ein Arm des Meeres Raum hätte.

Da entwickelt ſich ein echt dalmatiſches Panorama: Der Scoglio mit zertrümmertem Hauſe gerade vor Torre und gegenüber von Merljan, dem Dorfe auf Pasman — fernab im Süden nichts als unendliche Kuppen und ſpitzige Gipfel, die aller Orten aus dem Meere empor ragen — dann Biograd, die „weiße Stadt“ (Zara Vecchia) mit Häuſern und Mauerwerk, die ein Hohn auf ſeinen Namen ſind — hinter der „weißen Stadt“ anſteigend ödes Land und an ſeinem Rande, ſcheinbar in wenigen Stunden zu erreichen, der ſilberfarbige Welebit in vollem Schneeglanz.

Falten in bläulichem Silberschein unterbrechen seinen geradlinigen Wall wie grüne Falten hier die Oelhänge von Pasman.

Auf Pasman bemerken wir eine Bildung, die uns im dalmatischen Inselreiche selten aus den Augen kommt, jene wellenförmigen Berge, die neben einander dastehen, wie ein zu Erde gewordenes Meer, ein Abbild oder Nachbild der erregten Fluth, die ihre weißen Ränder umdrängt. Die nächsten dieser „Wellenberge" erscheinen in grüner Farbe, die fernen aber, die vom Gesichtsrande im Meere herschauen, sind alle in die Farbe des Himmels und des Wassers getaucht. Es kann in der That kaum ein mehr großartiger Anblick gedacht werden, als die Unzahl von blauen Pyramiden im endlosen Meer, die dunkeln Scoglien vor den lichtblauen, die weißen Segel dazwischen, auf dem Festlande der Welebit mit seiner blendenden Winterdecke und der Zwischenraum, die Tiefen zwischen all diesen Höhen, mit der wallenden Fluth ausgefüllt.

Der Raum, welchen die See in der Gegend des Canals „di Mezzo", um die Insel L'Incoronata herum, überwogt, zeigt alle die verschiedenen Arten von Scoglien, welche der Wanderer auf der ganzen Küste von Dalmatien hin verstreut findet — die schwarzen und die weißen ausgenagten Riffe, die nackten Steinhaufen, die flachen, spärlich mit Oel bedeckten Rücken, die dunkeln Kämme, einem langen Boote ähnlich — die winzigen Kalkterrassen, die Eilande, welche eine Treppe darstellen, die Blöcke, die nur in der Größe eines Hauses aus dem Wasser hervorragen, die Eilande, die aus vier oder fünf sanft gewölbten Kuppen bestehen, auf denen die Rebe gedeiht — die Klumpen, die wie der Rücken eines Nilpferdes aus der Fluth schauen,

ferne graublaue Hänge mit ſcharfen Graten, flache Bänke, kaum eine Klafter ſich über das Meer erhebend mit Hirtenhütten, aus Steinen zuſammengetragen — nah und fern ein Gewimmel von Zacken in allen Farben, über welches die glänzenden Meervögel dahin ſchweben mit Flügeln, weiß wie der Schnee des Welebit: das iſt die Landſchaft der Küſte.

Vergada, neben deſſen Felsrand unſer Schiff dahin treibt, iſt ein Muſterſcoglio nach Art derjenigen, welche Kuppen tragen. Hie und da ſchaut ein weißes Haus von ſeinen Höhen herab, vom gegenüber liegenden Feſtland aber nur weißes Gebirg über weiße Kalkwüſten.

Auch Morter, das langgeſtreckte, iſt ein Scoglio, wie hundert andere. Von vielen, kaum einen Flintenſchuß von ſeinem Strande entfernten Riffen gehütet, bedeckt einen Theil ſeiner Berge der Oelbaum, während andere blendend weiß daſtehen. Und dazu iſt die Grenze zwiſchen dem Wachsthum und der Steinöde ſo haarſcharf und ſo ohne jeden ſichtbaren Grund, daß die Verſchiedenheit in Erſtaunen ſetzt. Ueber manche Einſattelung aber ſchauen die roſigen Schneeberge der dinariſchen Alpen. Auch dieſe und jene Anſiedelung erhebt ſich auf ſeinem Rücken: Jezera in dichtem Buſch, Stretto, in Mitten von braunen Weingärten, an einer weit einſchneidenden Bucht, deren blaues Waſſer die gelben Wände beſpült. Zur Rechten erſcheint Capri, ein Felſenriff, wie ſein berühmter Namensbruder im tyrrheniſchen Meer, welches wegen der Unthaten des Tiberius und der blauen Wunder ſeiner Höhle in der ganzen Welt genannt wird — dann Zuri, und endlich beginnt, bald hinter dem winzigen Dörfchen „Tre Bocconi“ jene Einzweigung der See in das Feſtland, welche ſich, an Sebenico

vorbei, bis tief in die verwitterten Felsen von Scardona hinein fortzieht, eine Bocca im kleineren Maßstabe und eine bizarre Laune der Natur, wie jene, die an den Steinhängen des Schwarzen Berges endet.

Abermals tauchen vor dem Blicke des Seefahrers weiße, gelbe, braune, schwarze Inseln und Landzungen in weiter Runde auf, hier verengt sich das Meer zu einem Flusse, dort wieder zu einem mäßigen Landsee, hier sind die Ufer hoch und jäh, dort niedrige, graue Bänke wie hinter dem Wasserengpasse, den das alte Venetianer Fort San Niccolò beherrscht. Das Meer hat in diesen seichten Schluchten eine grasgrüne Farbe, völlig verschieden von der, in welcher es sich draußen, in seinem unumschränkten Raume zeigt.

Vor uns liegt Sebenico mit seinen gelben, zertrümmerten Castellen und seiner Domkuppel, mit Häusern, die am Berge hin über einander geschichtet liegen, gleich wie die Kalklagen, aus denen das geschichtete Ufer des Golfes besteht.

In dieser Stadt beginnt das eigentliche Dalmatien, jenes Dalmatien, mit dessen Betreten man in eine neue und völlig fremdartige Welt gerathen zu sein scheint. Die blendenden Häuser auf den völlig nackten Kalkfelsen, auf deren scharfen Graten ein unbewölkter, tiefblauer Himmel aufliegt — die zerlumpten Gestalten in rothen Turbanen und mit Waffen, die Unzahl von Bettlern, deren Kleidung nur aus lose zusammenhängenden Fetzen besteht, die engen Gassen, in welchen man fortwährend über Treppen zu steigen glaubt, die Lastträger und die beladenen Esel, das dürre, verbrannte Land und das schmerzliche grelle Licht in der Steinwüste — das Alles ist nicht mehr europäisch und

erhöben sich statt der Glockenthürme und Kuppeln Minarete aus dem Häusergewirr, so würde wohl Jeder sich urplötzlich in eine Stadt der Türkei versetzt meinen.

Ich knüpfe sofort an Sebenico die Schilderung einer Fußwanderung an, welche ich vor Jahren von hier aus durch die Boraja, eine der jammervollsten Wüsten des Landes, nach dem gefeierten Troghir (Traù) und nach dem blühenden Garten der „fünf Castelle“ unternahm.

Der Wirth vom „Pellegrino“ einem sauberen weißen Hause mit grünen Läden und gastlichem Inneren, ein Mann von freundlichem Wesen (ein weißer Rabe unter den Wirthen des Landes), dessen Entgegenkommen ganz dem Eindruck seiner Herberge entspricht, die dem Fremdling nach Klingendrath's Gasthaus zu Zara unbedingt das beste Obdach in ganz Dalmatien bietet, — Jadrow, der Wirth vom Pellegrino, also gab mir und meinem Reisegefährten eine schriftliche Empfehlung an Don Giovanni Bitizza, den Pfarrer eines der „Dörfer“ mit, welche an der Straße in die Boraja gelegen sind. Dabei empfahl er uns mit allem Eifer, wir sollten das Haus dieses geistlichen Herrn zu unserem Nachtquartier wählen, weil die ganze Strecke bis zum Ufer von Traù hinab für einen Tagmarsch viel zu lang sei und sich von Verpolje angefangen keine Stelle mehr befinde, an welcher wir unser Haupt niederlegen könnten.

Leider fand dieser Rath bei uns weniger Beifall als die Flaschen von Tartaro- und Maraschino-Wein, mit welchen Jadrow unsere Reisetaschen ausstattete. Dieser Rebensaft gehört (wie, nebenbei bemerkt, auch Herr Leibenfrost zu Wien, der es verstehen muß, anerkennt) zu den besten Erzeugnissen des dalmatischen Bacchus und eignet sich, mit der „Rose“ von Almissa, unter allen anderen fast

ausschließlich zur Versendung in weinbedürftige Länder. Wohl mit diesem Getränke ausgerüstet traten wir also getrost unseren Weg an.

Damals gab es das vornehme Café Zanchi noch nicht, welches jetzt vor der Stadt den übrigen Schmutzhöhlen und wüsten Winkeln kokett Hohn spricht, und darum nahmen wir eine Schale des erwärmenden Schwarzen im „Regenbogen" ein, vor dessen Fenstern lauernde Bettler auf uns hereinschauten, wie die Stechfliegen auf dem Netze, das über einen Schlafenden gespannt ist. —

Es war ein heller Tag, der 2. März des Jahres 1866.

Wir kamen damals geraden Weges aus der von abendländischer Gesittung bedeckten Welt, aus einem deutschen Winter, und darum brachte Alles, was wir da sahen und verspürten, auf uns einen Eindruck von gesteigerter Wirkung hervor. Sebenico, das weiße, mit seiner zerstörten Akropolis im blendenden Lichte des reinen Himmels mitten auf den Felshalden, auf welchen kein Grashalm gedeiht — die Hitze, die zwischen den Klippen des Trümmergesteines blühenden Veilchen und Geranien, nicht minder aber auch die Schafhirten mit ihren langen Flinten, die wir Anfangs fast für Räuber hielten — der grelle Schein, der uns überall umgab und unseren Augen weh that, die rittlings, nach Art der Dulcinea und Maritornes, auf Eseln einhertrabenden Weiber, die rothmützigen Faullenzer, die im Schatten irgend welches Steinhaufens ihre Siesta hielten — das war uns, wenigstens meinem Gefährten, völlig ein neues und unerwartetes Schauspiel.

Manchmal zog eine schwere Sommerwolke über den Himmel und warf einen scharf begränzten Schatten auf eines der grauen Jöcher, in deren Mulden wir dahin

gingen, daß auch einem ſcharfen Auge die Täuſchung entſtand, als ob dort hoch oben, von der Thorheit der Morlaken unberührt, noch eine dunkle Pflanzung von Krummholz gedeihe. Aber die Wolke wanderte vorüber und der Grat blendete wieder wie vorhin im Lichte dieſer ſtechenden Sonne.

Auf der erſten Strecke des Weges unterbrach allerdings noch hie und da ein dürftiges Olivengehölz den grauen Karſt, der ſich hier bis an die Gränzen des Geſichtskreiſes ausdehnt. Aber die Steinwüſte war doch das am meiſten in die Augen fallende Schauſtück.

Frühling! dein Zauber verleugnet ſich nicht einmal auf den troſtloſen Trümmerhalden der Boraja!

An mancher Stelle leuchtete uns doch die weiße Kirſchblüthe oder der Mandelbaum in ſeiner roſarothen Lenzpracht.

Beſonders hinter den weißen Mauern eines Kirchhofes, deſſen Kreuz, wenige Miglien von Sebenico entfernt, blinkend in die Herrlichkeit des Meeres ſchaut, prangte jene roſenfarbene Blüthe, und die Brüſtungen der Mauer waren von den herabgefallenen Blättern bedeckt.

Ueberall Rosmaringeruch, ſchwüle Wärme, wohliger Hauch der Blüthen auf dem Steingefild — es war in Wirklichkeit ein ächt ſüdlicher Märzanfang, wie er etwa den Wanderer in Sicilien entzücken mag.

Aber die Einöde machte bald ihr Recht geltend.

Zuerſt begannen die Augen zu ſchmerzen in dem blendenden Licht, welches der verwitterte Kalk zurückwirft, dann quälte der Durſt.

Nach ermüdendem Marſche gelangten wir in dem Hauſe Don Giovanni Vitizza's zu Verpolje an.

Dieſes Dorf beſteht aus einer Anzahl jämmerlicher Steinhütten, Don Giovanni aber bewohnt ein bequemes Häuschen. Es hat ſich uns gaſtlich erwieſen. Wir wurden freundlich geſpeiſt und getränkt, und mit allerlei belehrenden Reden unterhalten, deren wichtigſte wir jedoch in den Wind ſchlugen, nämlich den Rath, an dieſem Tage nicht weiter zu gehen.

Endlich, als Don Giovanni gewahrte, daß wir ſeiner Einladung nicht folgen wollten, gab er uns wenigſtens eine Empfehlung an den Franziskaner-Mönch mit, der im Dorfe Boraja die Stelle eines Ortsgeiſtlichen bekleidet und der augenſcheinlich aus der Einſamkeit des Kloſters in eine noch tiefere Stille der ihn umgebenden Welt verſetzt worden iſt.

Auf dem Wege dorthin begann die Bora ſich aus den gräulichen Felſen zu erheben, in welchen ſie lauert, ſtets bereit, hervorzubrechen und das keimende Wachsthum auf den Steinhalden, die Geſundheit der Thiere und Menſchen zu bedrohen.

Wir erreichten Boraja, vom eiſigen Wind der Felſenwüſte durchkältet und von einem Menſchenknäuel, deſſen Ausſehen jeglicher Beſchreibung ſpottet, angeſtarrt. Schmutz, Hunger, Verwahrloſung — die Verſunkenheit geiſtiger und körperlicher Eigenſchaften in einem Geſammtbilde: das ſtand über den Hütten und auf den Geſichtern der Menſchen von Boraja geſchrieben, zu deren Seelenhirten wir uns nunmehr durch die Steinriffe und Kothpfützen des „Dorfes“ hindurchſchlugen, in der angenehmen Erwartung eines Obdaches, welches uns endlich vor der Bora und dem Anblicke ſolcher Mitbrüder auf unſerer irdiſchen Pilgerbahn ſchützen ſollte.

Der Mönch bewohnte ein Haus von gutem Aussehen und lag auf einer Art von Poltrona, als wir, von einer anmuthigen Morlakin geführt, die Schwelle überschritten und ihm unser Anliegen, das in nichts Geringerem bestand, als in der Bitte, uns die Nacht über unter diesem Dache in irgend einem beliebigen Winkel ausruhen zu lassen, in wohl stylisirten Worten vortrugen.

Nach dieser Rede entspann sich ein kurzes Gespräch, welches ungefähr folgendermaßen lautete.

Der Mönch: Was thut Ihr da in unserem Dalmatien und wer seid Ihr?

Wir nannten ihm unsere Namen und fügten hinzu, es sei unsere Absicht, das Land und seine Bewohner kennen zu lernen, zu welchem Behufe wir durchaus kein zuverlässigeres Mittel wüßten, als dasselbe zu Fuß zu durchwandern. Bei solcher Wanderung aber müßten sich Fälle, wie der unsrige, die wir um ein Obdach baten, immerfort ereignen, bis einmal Gasthäuser (und bei dem namhaften Fortschritt, den das dalmatische Volk unter der Aegis der „Nationalen" macht, am Ende gar Hotels) in der Boraja und an anderen Orten stünden.

Der Mönch: Meine Herren, in Dalmatien sind nur Felsen und menschliches Elend zu sehen.

Wir Anderen schauten uns und den geistlichen Herrn verwundert an. Darauf wagte ich die Einwendung, daß uns das Land eine Menge von merkwürdigen Dingen zu enthalten schiene und daß wir, mit seiner Erlaubniß, obwohl Fremdlinge, hierin einer andern Meinung sein müßten, als Seine Hochwürden.

Der Mönch: Jeder nach seinem Geschmack, und ich will darüber mit Euch nicht streiten. Doch was Eure Ange-

legenheit anbetrifft, so thut es mir leid, Euch sagen zu müssen, daß ich Euch nicht hier behalten kann.

Wir: Unser Wunsch ist auf nichts Anderes gerichtet, als auf ein Obdach. Der Bora und der Nacht zu entgehen, nehmen wir gerne auch mit dem bloßen Fußboden vorlieb.

Der Mönch: Es thut mir leid, meine Herren, aber dieses Haus ist ein Haus des Elends. Ich kann nicht Herren, wie Ihr seid, empfangen.

Wir wiederholten unsere Bitte in einem dringlichen Tone. Der Nordsturm heulte im Kamin und die Furcht vor dem Kampfe mit ihm in der menschenleeren Wildniß, über welche nunmehr schon die Dämmerung hereinbrach, stärkte unsere Geduld, die zu schwinden begann.

Der Mönch: Ich habe Euch bedeutet, daß ich Euch nicht beherbergen kann. Ich habe überhaupt nichts, als Wasser in dem Brunnen vor dem Hause. Wenn Ihr das wollt, so kann ich Euch dienen.

Es wurde in der That kein Obdach bewilligt, sondern das trübe Wasser in einer schmutzigen Flasche hereingetragen. Bei der Dürre, die allenthalben in der Kalkeinöde herrscht, mußten wir selbst diese Labung willkommen heißen.

Nach einigen Worten, denen es wohl an gewinnender Betonung gebrechen mochte, standen wir denn wieder draußen im heulenden Nordsturm. Um das Unbehagliche unserer Lage sich zu vergegenwärtigen, bedenke man, daß wir noch mehr als fünf starke Gehstunden von Trau entfernt waren, daß es dunkelte und an eine Unterkunft bis dorthin nirgends zu denken war. Außerdem

ſtand die Boraja damals in dem Rufe, daß es nächtlicher Weile nicht geheuer ſei zwiſchen ihren kahlen Wänden — nicht von Hexen und Wilen, ſondern von Räubern und Schlimmerem.

So machten wir uns denn mit wenig Behagen auf den Weg.

Wer die Bora Nachts nicht im Kalkgeklipp des dinariſchen Karſtes hat toben gehört, der hat keine zutreffende Vorſtellung von dem Unheimlichen, mit welchem manchmal die Erſcheinungen der unbelebten Natur ſich zu äußern vermögen.

Ein Klage-, ein Jammer-, ein Rache-Geheul iſt es, was von Millionen Stimmen ſcheinbar aus den verborgenen Höhlen dieſer Schluchten ausgeſtoßen wird.

Es iſt, als tobte die Natur über den Wahnſinn des Menſchengeſchlechtes, der die Baumkronen vertilgt hat, an welchen ſich vor Jahrtauſenden die Luftwellen brachen. Schadenfroh jauchzt es, diejenigen mit einſamem Tod und Verderben bedrohend, deren Ahnen das grüne Reich mit ihren Aexten zerſtört haben.

Der Sturm hemmt den Athem, unterdrückt die Stimme. Von Zeit zu Zeit muß ihm der Wanderer den Rücken kehren, um wieder eine andere Luft zu ſchöpfen, als die vom eiſigen Strom, der ſich ihm mit raſender Eile entgegen wirft.

In ſolchem Toſen, von einer Nacht umgeben, welche es verhindert, die Hand vor den Augen zu ſehen, glaubt das verwirrte Ohr hundertfältige Stimmen zu vernehmen: Rufe aus der Heimath, luſtige Geſänge, das Freudengeſchrei von Zechern und das Bellen des Schakals, der in mancher Kluft dieſer Gebirge wohnt und

das Tönen ferner Glocken mit seinem wüsten Geheul begrüßt.

Ich übergehe manches Einzelne und vermeide es, den Leser mit der Schilderung des einförmigen, nächtlichen Kampfes mit der Herrin der Wildniß, der Bora, zu ermüden.

Nach etwa drei Stunden bemerkten wir dicht vor uns einen Gegenstand, finsterer als die Nacht, die uns umgab.

Es war ein Haus.

Wir tasteten an der Wand herum, bis wir Holz berührten. In der Voraussetzung, wir möchten die Thüre gefunden haben, schlugen wir mit einem Steine dagegen. Einer drinnen fragenden weiblichen Stimme antworteten wir mit Bitten, dießmal mit besserem Erfolge, als bei dem Franziskaner der Boraja. Man öffnete uns, und führte uns in ein elendes Gemach, in welchem sofort eine Ampel angezündet wurde.

Nunmehr erfuhren wir, daß wir uns in einer Prapatnica (sprich: Prapatnizza) genannten Ansiedelung befänden, und daß wir in das Haus eines kaiserlichen und königlichen Wegemachers gerathen seien.

Dieser Wegemacher öffnete eine — nach Art der oberösterreichischen Gebirgsbauern — bunt bemalte Truhe und holte eine große Flasche hervor, in welcher sich etwas Wein befand. Sodann schlug er uns vor, er wolle sich selbst mit seinem Weibe und Kinde auf den Boden der Stube legen, während wir sein „Bett“ einnehmen sollten.

Diese Einladung kam aus gutem Herzen, aber wir schlugen sie aus und hätten sie, wie sich von selbst versteht, ausgeschlagen, auch wenn das Bett aus Eiderdunen und

Seidendecken beſtanden hätte, und nicht aus ein paar Brettern, die auf zwei leere, umgeſtürzte Zuckerfäſſer gelegt und mit Lumpen nothdürftig bedeckt waren, in welche eingewickelt ein etwa dreijähriges Kind ſchlief.

Mitternacht war vorüber und wir begrüßten den Fußboden, deſſen Wände und Dach die Bora abhielten, mit Entzücken.

Dieſes Haus gehört dem Staat und iſt deßhalb mit Fenſtern verſehen. An ihnen riß und tobte der Sturm die ganze Nacht fort, wir aber ſchliefen, den Kopf auf unſere Reiſetaſchen gelegt, jenen Schlaf, der Ermüdete erquickt, die nach langem Hoffen und Harren einen Ort der Ruhe gefunden haben.

Die Sonne ſtand ſchon hoch über dem kahlen Gebirge, als wir trotz der Vorſicht, mit welcher der arme Wegemacher und ſein Weib in der Stube umhergingen, über irgend einem Geräuſch erwachten.

Der Wegmacher wollte von keiner anderen Dankesbezeugung, als derjenigen, die wir ihm in aufrichtigen Worten abſtatteten, etwas wiſſen, und ſo machten wir uns denn getroſt nach Traù auf den Weg, mit dem angenehmen Gefühl, welches eine gute Handlung oder eine freundliche Erfahrung in uns hervorrufen.

Unter allerhand Geſprächen, die ſich zumeiſt um den Gegenſatz bewegten, welchen die Moral des Seelſorgers und die des Beſorgers der Straße darſtellen, erreichten wir jene gewundene Straße, die nach dem altberühmten, in den Geſängen der Slaven viel gefeierten Troghir (Traù) hinabführt.

Aus der kalten Boraja, in welcher die Bora gebietet, gelangt man da wieder in die warme Tiefe, in

welcher das Meer an einen immer blühenden Strand schlägt.

Es ist allbekannt, daß sich an Schönheit des Wachsthums und Ueppigkeit der Pflanzenwelt kein Landstrich Dalmatiens mit der Bucht messen kann, welche sich halbmondförmig von West nach Ost zwischen Traù und Spalato hinzieht, nordwärts von hohen, grauen Gebirgen geschützt, deren Kette in ihrem Bau und Aussehen viele Aehnlichkeit mit den Kalkalpen bietet, welche das gesegnete Unterinnthal von Baiern trennen.

Aber, während um diese Zeit nicht nur jene Alpen, sondern das liebliche Thal selbst von klafterhohem Schnee bedeckt sind, empfingen uns hier die Sonne und die Wohlgerüche der Maien.

Wohin das Auge schaute, erhoben Blüthen ihre Kelche aus dem hohen Gras unter den Oelbäumen. Die gelben Dolden hoher Euphorbien, der stacheliche Cactus und manche, uns unbekannte Krone, erhoben sich neben dichtem, glänzend grünen Gesträuch — weiße Maßliebchen und blaue Scabiosen überdeckten die Furchen zwischen den Weingeländen, und die Sturmnacht der Boraja schwand aus unserem Gedächtniß, wie ein schauriges Wintermärchen, das wir als Kinder von unseren Mägden gehört, während wir uns vor dem eigenen Schatten fürchteten, welche die flackernde Ampel an die Wand warf.

Traù steht auf einer Art von Halbinsel und hat zwei Häfen. Wie es nun schon in der Beschaffenheit so alter Berühmtheiten liegt, ist es ein finsterer, wüster Ort, in dessen Gassen kein Wagen fahren kann. In der That wirkt der Eintritt durch das enge Thor, zu welchem

man über die eine Brücke gelangt, beklemmend. Die Gasse ist nicht viel über eine Klafter breit, voll von Unflath und üblen Gerüchen, und der Wind der Boraja könnte da Gutes stiften, wenn er in diese Höhlen eindränge. Der erste Eindruck ist sicherlich bei den Meisten der Eindruck, sofort wieder hinaus, zurückzukehren in die blühende Landschaft, in welcher statt der Schmutzwände Oelbäume und lange Reihen von Reben stehen und schon der Mäher sich anstrengt, mit der Sichel die langen grünen Halme einzuheimsen.

Nach kurzer Rast in einem dunklen, armseligen „Gasthause", aus dessen Fenstern man, wie aus den meisten Häusern der Stadt, den Gegenüberwohnenden die Hand reichen kann, begaben wir uns denn abermals in die Gassen des gefeierten Troghir hinab, um dem, mitunter so peinlichen Studium der Landeskunde nach Kräften zu obliegen.

Ich wüßte nicht, daß mir außer einer mächtigen Palme, die in einem Garten nahe am Meere sich über die Mauern erhebt, irgend Etwas, was ich da sah, einen erfreulichen Eindruck gemacht hätte. Abgemagerte, gelbe Hunde in den schmutzigen Winkeln, die im Koth nach irgend einer Nahrung wühlen, Bettler, abgerissenes Volk, Unrath und Verwitterung — das sind wohl die einzigen Dinge, die mir in der Erinnerung geblieben sind.

Die Anwesenheit von zwei Fremden war dieser „Seestadt" ein Ereigniß von solcher Bedeutung, daß sich bei unserem Erscheinen Gruppen von Neugierigen bildeten, ja, daß Viele, nicht zufrieden mit einem flüchtigen Anblick unserer Persönlichkeit, uns nach allen Richtungen verfolgten. Vor dem Fenster eines Caffeehauses, das ein

Graubündner dort hält, sammelten sich die Köpfe schwarz wie ein Mückenschwarm auf einem Fliegennetz, um uns Beide zu betrachten, die von diesen Mauern gegen ihr Andringen geschützt waren wie von den Mauern des Wegmacherhauses zu Boraja gegen die Bora.

Beim Hinausgehen aber löste sich dieser Klumpen in ein Spalier auf, von welchem aus sich uns zwei Reihen von Händen entgegenstreckten, die mit Kupferstücken bedacht sein wollten.

Der Hafen von Traù ist verschlammt und seicht. Es arbeitet dort häufig eine Maschine, welche den Grund vertiefen soll, damit der Port mächtigeren Schiffen zugänglich werde. Am Ufer aber stehen die Mädchen und Frauen von Traù, deren Schönheit die ihrer Vaterstadt überlebt hat, und plaudern, stricken, weben, waschen im Angesicht des Meeres, aus welchem diesen Mauern einst Reichthümer zugetragen wurden, und der Gärten, die noch so duften und grünen, wie zu den Zeiten, in welchen der steinerne geflügelte Löwe ihrer Thore noch auf diesem Meere, wie auf den anderen, das Sinnbild unerreichter Macht war.

Es sind nur wenige Schiffe im Hafen, die meisten, mit den Blätterballen der Sumach-Pflanze beladen, welche auf den benachbarten Bergen gepflückt und als Färbestoff nach fernen Ländern gebracht wird.

Es wird Abend. Die Schiffer liegen am Molo umher oder sitzen um das Feuer auf dem Bord ihrer kleinen Fahrzeuge, welches ihnen die bescheidene Mahlzeit bereitet. Immer mehr goldglänzend hebt sich die Mondscheibe vom Himmel ab. Ueber den tiefen Strand saust hoch oben die trockene Bora hin, das erkennt das Auge

an dem wunderbaren Lichte, mit welchem durch dieſe kalte, durchſichtige Luftſchichte die nach und nach hervortretenden Sterne ſtrahlen. In dieſem Nachtglanze erſcheint das Kalkgebirge im Norden wie eine lichtbraune Wolke — nebelhaft und doch ſcheinbar mit den Händen zu faſſen. Das iſt ſo eine Nacht, in welcher im fernen Norden der Schnee unter den Tritten kracht und in ſpiegelnder Kälte die glänzende Welt erſtarren will. Hören wir aber, was die auf dem Schiffe dort ſingen:

„Junge Fiumanerinen*), weiße Fiumanerinen gingen, ſie gingen alle hinab zum Meere, zum Meere, zum großen Schiffe.

Dort riefen ſie den jungen Capitän: „Lieber Capitän, theurer Capitän! Gib uns heraus auf's Land die ſchönſten Schiffer!“

„Ich kann ſie euch nicht geben, o meine Theueren, denn ich muß noch in dieſer Nacht die Segel entfalten, denn ich muß fahren, fahren den Weg nach Troghir, der Stadt.“

„Lieber Capitän, wolle das nicht thun, ſondern gib uns die Schiffer, damit wir ſie lieb haben.“

Der Capitän ſpricht auf dem Schiffe: „Auf die Beine ihr Schiffer, hebt die Anker empor und wickelt die Segel los!“

„Lieber Capitän, wolle das nicht thun, ob deiner Schiffer wollten wir ſterben, denn es ſind Schiffer von unſerem Volke. Laß ſie uns auf das Land, du wirſt Glück haben. Gott wird abwenden Unheil vom Schiffe!“

---

*) Fiumanerin heißt auch ſlaviſch Ričkinjice.

Der Capitän vom Schiffe verheißt den Jungen:

„Wenn zurück wir segeln, dann werde ich sie euch lassen, dann könnt ihr, o Theure, mit ihnen kosen.“

Hie und da flackerte ein Feuer auch am Strande, aber aus den Häusern drangen nur wenige Lichter — Troghir geht früh schlafen — es ist alt.

Im Ganzen schien uns bei diesem Gange, als ob der Schlamm, welcher sich im Hafen des Städtchens angesammelt hat, ein Sinnbild des Zustandes sei, in welchem sich das einstige Emporium am heutigen Tage befindet. Wenig erbaut suchten wir unsere Lagerstätten auf und ergötzten uns an den rabenschwarzen Schatten und den fast taghellen Lichtern, welche unter dem Glanze des Mondes diesem trümmerartigen Häuserhaufen ein ganz wunderliches Aussehen geben.

Am nächsten Morgen setzten wir unseren Wanderstab gegen Spalato hin in Bewegung. Die Bucht ist, wie oben bemerkt wurde, das fruchtbarste und schönste Gelände von ganz Dalmatien. Man nennt sie die „Riviera der fünf Castelle“, auch schlechthin die „Riviera“, und sie zeichnet sich in diesem felsigen und wüsten Lande als solche noch weit mehr aus, als die „Riviera“ von Genua in dem blühenden Italien.

Es war in der That ein anmuthiger Spaziergang auf dieser Straße mit ihren Durchblicken durch die Olivenbäume auf das Meer, den Blumen an den Weggeländen, dem Vogelgezwitscher in den Zweigen, und selbst das Zirpen der Cicaden machte uns Vergnügen, weil es uns an diesem Märztage mitten in den Sommer versetzte, in dessen Gluth diese Thiere sich am lärmendsten geberden. Indessen bedurfte es der Cicaden nicht, um

uns einen Sommertag zu vergegenwärtigen. Die Luft lag so schwül über den weiten Pflanzungen, daß man im Lichte eines jener deutschen Juninachmittage zu gehen glauben mochte, auf die eine Dämmerung mit Wetterleuchten und eine Nacht der Gewitter folgt. Auch zog sich im Osten eine graue Dunstwand hin, welche an heißen Tagen wie der Rauch erscheint, der sich von der quälenden Gluth in die Höhe hebt. In Wirklichkeit hatte sich auf die Stürme des Winters urplötzlich der schwüle Frühling dieses Landes eingestellt.

Alles, außer den Cicaden, lag lautlos da unter dieser Wärme. Es war als ob der Erdboden mit allem Lebendigen inbrünstig sich dem Genusse des heißen Strahles hingäbe, nachdem er Monate lang von der Jagd der Stürme und den Fluthen der Winterregen heimgesucht worden war.

Ein rothbemützter Bursche, der auf einem Esel vor uns dahin trottete und jedem Mädchen, welches uns entgegen kam, etwas Schönes zu sagen wußte — das entfernte Krachen der Schüsse, mit welchen bei der dritten Veste, dem Castel Vecchio, ein Fest gefeiert wurde: das waren so die Zeichen, welche uns das Leben der Menschen an der Riviera gab — sonst sahen wir nur die weiten Gärten, die Oelwäldchen und die dichten Weingelände, in welchen jener Saft gedeiht, der als „Castella di Spalato“ im ganzen Inselreiche hoch berühmt ist.

Nicht wenig belustigte uns die Sprödigkeit, mit welcher die Mädchen den Scherzen des Burschen zuhörten, der so jung und hübsch war, wie nur irgend Einer, der die rothe Mütze trägt. Die Sprödigkeit ist so zu sagen Sitte und es ist dies ein wesentlicher Unterschied zwischen

den Morlakinnen und den gefügigeren Italienerinnen der Städte. Mir fiel dabei ein Lied ein, das ich aus der Sammlung des Herrn Juranic überſetzt hatte: (Juranic)

Die ſpröde Mare:

Die Sonne ſinkt und der Kolo zerſtreut ſich. Jeder Jüngling*) geht ſeinem Hauſe zu. Dieſer dem Hauſe der Mutter, jener dem des Mädchens, ein Anderer auch zu dem der treuen Braut, die ſchöne Mare aber zum Hofe der Mutter.

Der Mare aber verlieh es Gott, daß ſie vor Iwan auf den weißen Hof kam und vor ihm den Hof verſchloß, Mare im Hofe, und Iwan vor dem Hofe.

Die ganze Nacht ſtand Iwan vor dem Thore, auf Iwan fiel der ſtille Thau. —

Iwan hatte nichts als das geſchmeidige Hemd, welches ihm die ſchöne Mare gewebt hatte, und um den Hals die ſeidene Mahrama (türkiſch, Halstuch), welche ihm von der ſchönen Mare geſchenkt worden war, und in der Hand die ſilberne Tombura.

Sanft ſchlug er die Tombura, ſchöner hatte ſie noch nie geklungen, und er ſang dazu hinauf zur Mare.

„Mare, du meine Turteltaube, Mare, du mein Quittenapfel, meine Kehle iſt vertrocknet, mein Pferd habe ich zu Tode gehetzt, indem ich um deinen Hof herumſang, ſang und mich herumtummelte. Aber das Alles macht mir keine Sorge, wenn nur Du, o Mare, mein wäreſt.“

Damit kehrte Iwan zu ſeinem Hofe zurück.

---

*) Der Ausdruck junak iſt durch kein deutſches Wort in ſeiner vollen Bedeutung zu geben. Man könnte eben ſo wohl „Held“ als „Jüngling überſetzen.

Es war noch nicht die Morgenröthe, es war auch noch nicht der weiße Tag, als den Iwan die liebe Mutter aufweckt:

„Stehe auf, Iwan, mein rechter Sohn, die Sonne ist am Hofe vorübergegangen, aber es war nicht die heiße Sonne, sondern es war die schöne Mare. Sie hat keinen Blick auf deinen Hof geworfen, die Junge denkt nur daran, dich zu täuschen. Aber ich, o Iwan, will dich lehren, wie du die Mare täuschen sollst."

„Bleibe im Hause drei Sommermonate und lasse dir Mädchenhaare wachsen und ziehe deiner Schwester Gewand an. Nimm, o Iwo, den beschlagenen Eimer und gehe, o Iwo, an den Dunaj, an das Wasser."

„Aber gehe nicht dorthin, wohin man um das Wasser geht, sondern gehe vorüber an dem weißen Hofe der Mare. Rufe sie nicht bei dem Namen Mare, sondern rufe sie theure Freundin und Genossin, theure Freundin und Genossin, gehen wir um Wasser."

Es vergingen drei Sommermonate, Iwan ließ sich Mädchenhaare wachsen, zog der Schwester Gewand an, nahm auch den beschlagenen Eimer und ging hinaus an den Dunaj, an das Wasser. Aber er ging nicht dahin, wohin man um das Wasser geht, sondern er ging vorüber an dem weißen Hofe der Mare, rief aus dem Hofe heraus die Mare. Aber er rief sie nicht bei dem Namen Mare, sondern er rief sie theure Freundin und Genossin, theure Freundin und Genossin, gehen wir um Wasser.

Die Genossin antwortete der theuren Freundin:

„Um Gott, o Freundin, ich will nicht. Denn am Wasser steht der junge Iwan und wird mir das weiße Gesicht küssen."

Leise sprach darauf zu Mare die Freundin:

„Glaube mir, o meine liebe Genossin, sieh, ich gebe dir ein wahrhaftiges Gelöbniß, daß Iwan nicht am Dunaj ist am Wasser. Sondern der Held ist am hohen Thurme, ist erkrankt an einer Krankheit und wird nimmer genesen."

Auf dieses hin wurde die Jungfrau getäuscht, sie nahm einen beschlagenen Eimer und ging hinaus mit der Genossin an den Dunaj.

Als sie kamen an den Dunaj, an das Wasser, sprach die Freundin zu ihrer Freundin:

„Um Gott, o meine Freundin, was würdest du Jungfrau jetzt thun, wenn hier der junge Iwan wäre?"

Die Freundin antwortete ihrer Freundin:

„In den Dunaj würde ich mich stürzen, in das Wasser und nicht würde ich mich in seine Hände geben.

Wie das hört der junge Iwan, faßt er sie an den weißen Händen und setzt sie rittlings auf das Roß und führt sie durch das ebene Gefilde.

So hielten Hochzeit diese Jungen und brachten in Liebe ihre Tage hin. — —

Genau so wie in diesem Liede verhalten sich die Sprö-den in Wirklichkeit. Nur nehmen sie es mit der Treue desjenigen, dem sie sich hingeben, meist über alle Begriffe streng. Der Verführer, dem sie folgen, kann sie nur durch die Verheißung der Ehe gewinnen. Mag er es mit der Erfüllung seines Wortes halten, wie er will, sie lassen ihn nicht mehr los, der Vater nimmt die Tochter nicht mehr in sein Haus und der liebebedürftige Werber muß übel oder wohl den Segen der Kirche anrufen, wenn er nicht eines Tages von den Angehörigen des Mädchens erschossen werden will. Es ist

also nicht ganz unbedenklich, die „spröde Mare“ zu umwerben. — —

Endlich gelangten wir an das fünfte Castell, eine kleine Ansiedelung, Suguratsch genannt, am sogenannten Golf von Salona gelegen, der im Alterthume wegen seiner Purpurschnecken durch die ganze römische Welt hin berühmt war. Hier steigt man in eine Fähre, um geraden Weges über das Wasser hinüber nach der Halbinsel zu kommen, auf welcher Spalato, von den Slaven Split genannt, in weitem Halbkreise seine Rhede umfaßt.

Hier bot sich uns ein Schauspiel besonderer Art.

Der Fährmann, welcher uns hinüber führen sollte, lud uns ein, vorerst mit ihm noch einen Labetrunk in einem „Wirthshaus“ einzunehmen.

Dieses Wirthshaus bestand aus einer Hütte, die aus zusammengetragenen und lose über einander geschlichteten Steinen aufgebaut war — im Allgemeinen schlechter als ein „Kaser“ in den Tiroler Alpen.

In dieser Hütte lag ein mächtiges Weinfaß, neben ihm als einziges Hausgeräth eine schmutzige Matte auf dem Boden, mit dessen Koth sich verschütteter Wein und die Spuren der Indiane und Schweine, die da freien Zutritt hatten, zu einem blutfarbigen Teig vermengten. Die „Wirthin,“ deren Aeußeres nicht beschrieben werden kann, erzählte mir, daß sie dieses Faß seit dem vorigen October hier liegen habe und so lange aus ihm heraus Wein kredenze, bis es geleert sei. „Von diesem Faß lebe ich“, setzte sie hinzu. Im Juni beginnt der Inhalt sauer zu werden (wenn solcher noch vorhanden) und dann beginnt für ihr Geschäft die todte Saison, welche erst mit der nächsten Füllung — im October — endigt.

Man kann ſich vorſtellen, was bei ſolcher Behandlung — in Dalmatien übrigens der landesüblichen — aus dem edelſten Saft werden muß.

Allen Schwankungen der Wärme, allen Zuſtänden der Luft ausgeſetzt, wird der Inhalt des Faſſes nie aufgefüllt und überhaupt weiter nichts damit gethan, als daß man ihn in die vor Schmutz ſtarrenden „Bocali“ rinnen läßt. In der That bleibt auch ein dichter Satz von ſchwarzblauen Farbſtoffen und anderen Niederſchlägen auf dem Grund des „Bocale“, ſowie man dieſen einige Augenblicke ruhen läßt.

Wir verweilten nicht gerne bei dieſer Wirthin und drängten zum Aufbruch. Der Fährmann that es nicht anders, als daß er noch einen Genoſſen mit ſich nahm, weil ſich mittlerweile einiger Wind erhoben hatte, nicht minder aber auch drei oder vier Bocali, weil ſein Durſt noch nicht gelöſcht war, obwohl man es aus ſeinen Geberden und Reden wohl hätte ſchließen dürfen.

Er ſtellte die Bocali auf den Boden des Schiffleins, auf welchem er uns über die ſchmale Bucht zu führen gedachte.

Am Ufer derſelben aber, an den Häuſern von Suguratſch, lungerte allerlei Volk, welches den Fahrleuten ihren Verdienſt ſchier mißgönnte. Man ſuchte uns in andere Barken zu zerren und als wir deſſen ungeachtet den Vertrag mit den durſtigen Brüdern aufrecht hielten und mit dieſen hinausfuhren, wurden uns anſehnliche Steine nachgeſchleudert, was den Zweck hatte, uns durch ihr Aufſchlagen auf das Waſſer auch äußerlich zu erfriſchen.

Wir aber ſahen nicht ohne Mißvergnügen, daß die

Schiffer sich mehr an die Bocali als an die Ruder hielten. Es wurde fortwährend getrunken, die Männer taumelten und der Kahn rückte nicht weiter. Als ich meinem Manne darüber Vorwürfe machte, sagte er:

— O Herr! Wenn ich einmal todt bin, so ist es, als ob ich unter dem Berge läge — dann ist es mit dem Trinken vorbei.

Diese slavische Auffassung des Spruches: „post multa saecula pocula nulla" gefiel mir, und so duldeten wir es denn, daß die wackeren Ploiarchen etwa die dreifache Zeit, die nothwendig gewesen wäre, aufwendeten, um uns an dem Strande der spalatinischen Halbinsel auszuladen.

Wir stiegen in der „Locanda Tedesco" zu Spalato ab, welche nicht minder wie hundert andere Häuser und Häuschen in das Trümmerwerk des diocletianischen Palastes hinein gemauert ist. Im Garten blühten zahlreiche Rosenbäume und der Schatten der finsteren Stube dieser Einkehr war willkommen. Vom dunkeln Weine fielen unsere Blicke durch die geöffnete Thüre auf die rothen Blumen draußen, und ermüdet wie wir waren, gaben wir uns schweigend der Betrachtung dieser Dinge hin, an denen sich Hafiz ergötzt hätte.

Was trabte da durch den Gang zwischen den Rosenbäumen herein? Sind wir in der That nach jenem östlichen Lande entrückt? Ein Mann mit weißem Turban auf weißem Zelter, gefolgt von Reitern mit rothem Feß, von Bewaffneten und Dienern. Ein Teppich wird ausgebreitet neben den Rosenbäumen, der Mann läßt sich auf ihm nieder. Sein langer Bart ist weiß wie Turban und Roß — er blickt mit stolzer und doch freundlicher Miene

um sich. Dem Diener, welcher ihm die Pfeife gereicht hat, befiehlt er Kupfermünzen unter die hundert Bettler auszutheilen, welche von den ottomanischen Gensdarmen, seinen Begleitern, nur mit Mühe zurückgedrängt werden. Für einen Türken wahrlich ein absonderlicher Anblick, in der ersten Stadt der abendländischen Welt, die er betritt, vorerst nichts zu sehen als Bettler.

Dieser vornehme Türke war ein Hadschi, ein Mekkapilgrim, und wollte mit dem nämlichen Dampfer, mit welchem auch wir gegen Süden zu kommen trachteten, hinab gegen Corfu und noch weiter nach Egypten reisen. Er war aus dem Inneren von Bosnien gekommen und machte hier mit der kleinen Karawane seiner ehrerbietigen Begleiter die erste Rast vor der weiten Fahrt zur Stadt des Propheten.

Uns kam dieser phantastische Aufzug aus jener Welt, die wir bisher nur aus Büchern und aus den Costümen der Theater kannten, gar wundersam vor, und es dauerte lange, bis unsere Rede auf Anderes fiel, als auf diesen Greis und sein waffenklirrendes Gefolge. —

Den Alterthumsforschern bleibt es überlassen, eine Beschreibung des Domes, einst eines Tempels des Jupiter Capitolinus, der Porta Aurea, der vielen Gewölbe, Bogen und Gänge, der Mauern und Säulen des alten Palastes zu geben, welchen Diocletianus, der Christenverfolger, sich hier erbauen ließ.

Nirgends wird außerhalb der italischen Halbinsel ein Schaustück zu finden sein, dessen Anblick so lebendig in die Pracht und Kraft des Römervolkes versetzt.

Das Merkwürdigste in Mitten dieses glanzvollen Palastes, dessen alte Mauern jetzt durch so viele Fenster

durchlöchert sind und dessen Quader die Vorderseite so vieler Häuser bilden, bleibt jedoch der Tempel des Jupiter, zur Kirche umgestaltet, auf der „Piazza del Duomo". Ueberall schwarze Mauern und weiße Treppen, märchenhafte Durchblicke in Säulengänge und Wölbungen — die große dunkle Sphynx an den Stufen, die zum alten Tempel hinanführt, an dessen Thoren jetzt der Hirtenbrief des christlichen Bischofs angeklebt hängt, der seine Gläubigen über das allgemeine Concil unterrichtet — die anderen weißen Marmorbestien daneben mit ihrem Schuppenpanzer und ihren offenen Rachen, über allem diesem der weiße Glockenthurm, leicht und luftig wie die Arbeit eines venetianischen Goldschmiedes aufgebaut, der statt aus Mauern nur aus übereinandergefügten Bogen und Säulen besteht — das kann nur der nach einer Schilderung sich vorstellen, dessen Einbildungskraft sich mit leichten Schwingen zu erheben vermag.

Die Bücherſammlung der Stadt Spalato bewahrt ein von Robert Adams und Clarisseau verfaßtes großes Prachtwerk über den ganzen Palast auf. Ich habe es nicht betrachtet — wohl aber unterließ ich es nicht, die alten Gänge einen Tag über und auch noch bei hereingebrochener Nacht im Mondesglanz zu durchstreifen, immer wieder die schwarze Sphynx und den tiefen Himmel zwischen den Säulen zu betrachten und dabei die Bewohner des alten Kaiserpalastes mit den italienischen Krämern unserer Tage zu vergleichen, von welchen nicht wenige sich durch Wucher und Ausbeutung der Versunkenheit des Morlaken-Volkes bereichern.

Die meisten Gassen von Spalato sind nicht minder eng, als die Contrade von Troghir. Doch begegnet man

überall regem Leben. Sie sehen aus wie die Wege und Plätze in den Städten Venetiens aussehen und — an der Ecke der Contrada Campanile und Contrada Ogni Santi — fehlt auch der Heiligen-Riese nicht, stets von Blumen und Lichtern umgeben.

So möchten die korkholzähnlichen, gelbbraunen Wände des alten Palastes, in deren Wirrsal der Kern der Stadt steckt, nicht minder als die Behausung des lebenden Geschlechtes uns völlig nach Italien hinüber versetzen, wenn nicht ein Blick auf die nächsten uns umgebenden Menschen, die Morlaken mit ihren Turbanen und braunen Mänteln, die waffentragenden Männer, die bunten Gewänder der Frauen und der Klang slavischer Sprache, welche selbst im Innern der Stadt so häufig vernommen wird, als das romanische Idiom, uns bei jedem Schritte an das Gestade gemahnten, an welchem unser altes arisches Brudervolk, die Slaven, seit Jahrhunderten die Bollwerke des Abendlandes bilden.

Sechstes Capitel.

In der Zaworje.

Wer Dalmatien kennen lernen will, darf sich keineswegs damit begnügen, am Strande hin zu gehen, die Uferstädte zu besichtigen und an der einen oder andern Insel zu landen. Es ist das freilich, mit Benützung der Dampfschiffe, die bequemste und auch diejenige Art, welche von den meisten Reisenden beliebt wird. Selbst Manche von Denjenigen, welche über das Land geschrieben haben, kennen nur die Küste.

Die Widerwärtigkeiten, welche namentlich mit einer Fußwanderung durch das Innere verknüpft sind, schrecken Manchen ab, doch sind dieselben keineswegs so groß, als man sich insgemein vorstellt. Im Winter erscheinen dieselben mitunter peinlicher, wenn sich ihnen Regen oder Bora beigesellt — doch ziehe ich diese Jahreszeit zum angegebenen Zweck immer noch dem Sommer vor mit seiner Gluth und seinem Wassermangel, mit dem Mangel an genießbarer Fleischnahrung in den einsamen Dörfern und den Fiebern, welche vornehmlich die Gesundheit des Fremden bedrohen.

Ich schildere also eine Wanderung durch die auf den Karten sogenannte Zaworje, einen Landstrich, welcher sich in der Richtung von Scardona gegen Clissa hinzieht und sowohl vom Flußgebiete der Cettina, in welchem Verlikka und Sige liegen, als vom Meeresstrande zwischen Sebenico und Spalato durch ansehnliche Gebirgsreihen getrennt wird. —

Ich hatte mich am Abend zu Sebenico an einer theatralischen Scene ergötzt, welche in der Kirche für das gläubige Volk aufgeführt wurde. Zwei Mönche traten vor den Altar und begannen ein lautes Gespräch, eine „Disputation", wie sie namentlich in den religiösen Wirren des sechzehnten Jahrhunderts gebräuchlich war. Der eine dieser Männer spielte die Rolle des Freigeistes, der andere die des Frommen. Sie begannen alle jene Gegenstände zu besprechen, wegen welcher von Zweiflern Widerstreben gegen die Kirche und ihre Ordnung erregt wird. Der Sieg verblieb dem Frommen und der Advokat des Teufels mußte sich vor allen Leuten für überwunden erklären.

Die Versammlung trennte sich augenscheinlich bewegt.

Am nächsten Morgen durchwanderte ich nochmals die

ganze, am kahlen Gebirge empor klimmende Stadt, betrachtete den Dom und seine grüne Kuppel mit der lustig schwebenden „Giralda“ auf ihrem höchsten Knauf, seine Pforte mit der herrlichen Rosette, den grauen Säulen, den weißen und schwarzen Marmormäunlein, die Reliquie, den Körper des heiligen Christoph (derselbe kommt von Venedig bis Cattaro in drei Exemplaren vor) und schritt, nachdem ich das Alles zur Genüge bewundert, am sonnenglänzenden Mittag die blendende Straße hinan, die zwischen den beiden zertrümmerten Castellen auf den zwei, Sebenico überragenden, Hügeln zwischen ihnen hindurch bergan nordostwärts ins Land führt.

Man legt dort kaum einige hundert Schritte zurück und sieht eine Umgebung vor sich, die eine dalmatische Landschaft von vorzüglichster Eigenthümlichkeit darstellt.

Die Steine glänzen im kahlen Land unter der zertrümmerten, verstaubten Akropolis des Bischofssitzes. Zwischen den Steinen steigt die Straße okerfarben gegen das von Bäumen und freiwilligem Pflanzenwuchs entblößte Land an. Im Sommer mag das Grün der Rebenblätter ein wenig die Todtenfarbe des Bodens zudecken, nunmehr aber tragen selbst die grauen Aeste einzelner weniger Feigenbäume, die hie und da über die Mauern und Steinhaufen hervorragen, dazu bei, ein großes Wüstenbild zu schaffen. Sieht man in der Ferne eine winzige Gruppe von Oelbäumen, welche sich vom Boden abhebt, so verstärkt auch diese den traurigen Eindruck — man möchte sie mit einem Rostfleck auf verwitterter Metallfläche vergleichen.

Ueber alle Beschreibung wunderbar aber ist die Wirkung des Meeres zwischen diesen Höhenzügen, Landzungen und Scoglien. Es ist als stünde man auf einem Berge und

sehe den Abgrund zwischen sich und den anderen Gebirgsgraten statt mit Luft mit Wasser angefüllt, welches nur die schmalen Rücken, Spitzen und Kämme hervorragen läßt. Man versetze sich, (um ein Beispiel zu wählen, welches Vielen unter meinen Lesern aus eigener Anschauung bekannt ist) auf die „Hohe Salve" in Tirol. Die zahllosen Gruppen der Alpen schauen mit den Gipfeln aus dem Meere — vom Wilden Kaiser, von den Berchtesgadener Bergen, von den Tauern erblickt man nichts als lange Inseln, niedrige Eilande.

In der Nähe fluthet das Meer bläulich in den Zwischenräumen der Felswände, die es überfluthet hat, aus der Ferne dagegen blickt es als matter Silberspiegel zwischen den dunkeln Felsungethümen. Es ist in der That eine große Landschaft und wer sich einen Begriff von der Natur des Inselreiches machen will, findet von dieser Höhe aus einen Anblick, der, wenn sich auch gegen Süden noch oft widerholend, doch von keinem mehr eigentlich typischen übertroffen wird.

Weiter landeinwärts erscheint der Grund nicht mehr so nackt, wie an der Küste des Meeres. Die geneigten Steinhalden, noch mehr aber die Mulden zwischen ihnen, sind mehr und mehr von Oelbäumen gesprenkelt. Ja, an mancher Stelle ist es dem Fleiße selbst gelungen, rundliche Flächen, die vor dem Winde mehr geschützt sind, von Steinen so zu säubern, daß junge Getreidehalme sprießen. Diese rundlichen Oasen, die meist nur wenige Klafter im Durchmesser haben und von einer Mauer umgeben sind, verkünden in der Erstarrung den Frühling, der bald mit den südlichen Winden ins Land kommen wird.

Männer in Turbanen und Zöpfen mit Metallstücken, die ihnen klirrend bis zur Hüfte hinabhängen, Eselkarawanen, hinter ihnen die Treiber mit den kurzstieligen, knotenähnlichen Peitschen, Weiber in bunten Gewändern und weißen Kopftüchern, den Spinnrocken in der Hand, die dein „Fala Jsuse“ mit freundlichem u viek (in Ewigkeit) beantworten, „Rondaren“ (bäuerliche Sicherheitswachen) mit langen Gewehren — das ist die Staffage.

Scardona ist von Sebenico zehn Miglien*) entfernt. Es giebt einen halsbrecherischen Fußweg durch die Steinhalden, welcher die Entfernung stark abkürzt, doch wird der Wanderer gut daran thun, sich an die Straße zu halten.

Die grauen Mauern, welche die „Grundstücke“ (richtiger: Steinfelder) abgrenzen, kriechen hier wie Blindschleichen durch manche Olivengruppe auf die grauen Grate hinauf, dort erheben sich zwischen den Oelbäumen hohe Steinpyramiden, von den benachbarten Weideplätzen aufgelesen. Wenn es auf der Welt ein Symbol der Genügsamkeit gibt, so ist es ein dalmatisches Schaf, welches im Stande ist, sich auf solcher „Weide“ zu nähren — sei es nun, daß die Weide aus dem winzigen Grase bestehe, welches wie Grünspan über dem Boden liegt oder aus den Keimen, die zwischen diesem und jenem Block aufsprießen oder in den ummauerten Vierecken, in welchen Gras von Strohfarbe, einem verkümmerten, vergilbten Saatfelde ähnlich, seine rauschenden, dürren Halme zeigt — ein schwefelgelber Fleck auf dem Grund von Löschpapier-Farbe.

*) Der tüchtige Fußgänger legt eine Miglie in zwanzig Minuten zurück.

So lassen sich also die Einzelnheiten der Landschaft zwischen hier und Gulin, dem Kreuzwege, an welchem die Straßenzüge nach Scardona und Derus sich theilen, in folgende bestimmte Erscheinungen zusammenfassen: blaues Meer in der Tiefe von grauen oder braunen, fast völlig nackten Schluchten, zuckerhutförmige Steinhaufen, Mulden von spitzigen Kalktrümmern ausgefüllt, gelbes Gras zwischen stachelichen Ginepre-Sträuchern, die sich von der Bora haben gegen Süden drehen lassen, ferne Gesichtskreise des Nordens mit weißem Schneegebirge, thurmhohen Gräben, in welchen, je einer vom andern über hundert Schritt entfernt, ein elender Strauch an der steilen Wand hängt, Gräben, in welche der hohe Rand des Straßenhügels pechschwarze, scharfe Schatten wirft — hie und da gar eine Buche mit rauschenden Blättern im gelben Gras — und über das Alles jagt die Bora hin, die eisig aus den bosnischen Gebirgen herüber pfeift, deren Schneestreifen als Silberwand den Gesichtskreis der Hochfläche absperrt.

Am Kreuzwege gibt eine weiße Steinsäule den Wanderern Richtung und Länge ihrer Wege an. Daneben steht — wie aller Orten an Kreuzwegen — ein Wirthshaus, eine echte Morlaken-Herberge. Der Boden drinnen ist die Erde, wie draußen und auch nicht weniger kothig. Man stelle um irgend eine Pfütze herum vier Mauern und setze ein Dach darüber, so hat man nicht mehr und nicht weniger als das „Innere" einer solchen Kneipe. Doch — ein Bett steht darinnen, aber es gleicht andern Lagerstätten wie der Boden einem deutschen Erdstrich! Bewaffnete stehen darinnen, von denen eben Einer einem Truthahn, der zornig herein kam, mit

einem Messer, das er aus dem Gürtel gezogen, den Kopf abgeschlagen hat zum unbändigen Gelächter der ganzen Rotte.

Der Wein riecht stark nach den Bockschläuchen. Statt eines Brettes dient ein viereckiger Balken als Bank. Die „Bocali“ sind mit einer Schmutzrinde glasirt, wie ein kupferner Kessel mit Zinn.

Die Hochebene, auf welcher das dicht daneben befindliche Dorf Gulin steht, unterscheidet sich gar sehr von der Strecke, die wir bisher durchwandert haben.

Gulin, ein schmutziges Dorf, ist unter Bäumen versteckt und in geringer Entfernung gedeiht ein ansehnlicher Buchenhain durch Mauern gegen die Wanderungen der Ziegen und Schafe geschützt. Doch scheint das Alles nur da zu sein, um den Gegensatz der entsetzlichen Wüste zu verstärken, die sich bis dahin ausdehnt, wo der Weg sich in Windungen zu der meererfüllten Schlucht von Scardona senkt. Diese Wüste wird von Nichts belebt, als von dem traurigen Geheul unsichtbarer Hirten, die in der Ferne zwischen den Steinen, welche Alles überlagern, ihre Heerden hüten. Der Gesang der Morlaken ist ein Ding ohne Gleichen. Man stelle sich vor, ein Mann stoße, so lange ihm der Athem reicht, einen Brustton aus, schlage sich dabei aber mit der flachen Hand fortwährend an die ausgestreckte Kehle, so daß ein unbeschreibliches Tremolando entsteht, ein O—o—o—o—o—o—o!! und so weiter bis in's Unendliche. Das Eintönige, Oede, Verkommene und Freudlose dieses Landes wird durch Nichts besser dargestellt, als durch diese Klage aus der Ferne. Die Natur hat hier in der menschlichen Lunge das Werkzeug gefunden, mit welchem sie ihr Wesen offenbart. O—o—o—o—o—o!! Unab-

läſſig auf unſerer Wanderung wird uns dies blödſinnige Trauerlied verfolgen, ſei es im Buſchwerk der Ginepre-Stauden, in dem Gewirr der Steinblöcke, in den Klüften, in den Rinnſalen ausgetrockneter Flüſſe, oder im endloſen Wirrſal der nackten Karſtfelſen.

Die Wüſte iſt troſtlos und erhaben. Nur in weiter Entfernung von einander erheben ſich ſchwarze Dornbüſche über das Geſtein. Am Geſichtskreis des Nordoſtens aber läuft der alabaſterne Wulſt hin, das Grenzgebirge. Die Steinfläche der Wüſte ſchneidet das Gebirge mitten entzwei und läßt uns nur die beſchneiten Höhen erblicken.

Unter ſolchen Eindrücken gelangt der Wanderer dahin, wo der Weg ſich wieder zum Meere ſenkt.

In vielen Windungen ſteigt ſie nieder und mit dem Schutze, den die abfallenden Wände geben, je mehr ſie zur Tiefe hinab geht, erſcheinen auch wieder die Oelbäume und das junge Oelgeſtrüpp, in welchen langhaarige Ziegen ſich herum treiben. Auch ſmaragdene Saaten tauchen auf, geſegnete Kreiſe, die der Fleiß des Menſchen geſchaffen, mitten im Karſt und endlich kommt jenſeits des blauen Waſſerabgrundes Scardona zum Vorſchein, ein Haufen durcheinander geſchobener gelber Würfel — aus den Olivenhainen der abſteigenden Straße betrachtet ein Steinhaufen in der Stein- und Waſſerwüſte.

Bald aber verſchwinden die Gruppen der Oelbäume wieder und an ihre Stellen treten wieder wellenförmige graue Felſenriffe, in deren Ritzen ſeit Jahrhunderten ſich kaum mehr ein Moos angeſiedelt hat. Die Rippen, das Gerüſte der Hochebene, der Wüſte dort oben brechen hervor — ein wahrhaft ſchrecklicher Anblick in völlig todtem Stein zu gehen, links, rechts, oben, unten — Alles ſtarr,

zerrissen, todt, verwittert und dazu den Anblick jener Stadt über der Bucht ohne Schatten, ohne Baum, ohne Gebüsch, ein Wirrsal von geschichteten Steinen in Mitten der wüst zerstreuten. Durch diese tödtliche Einöde saust die Bora, vom Wiederhall verstärkt, und der arme Wegmacher — ein Wegmacher mit Turban und Handschar — zittert im eisigen Hauch dieses fluchbeladenen Windes.

Bald, je nach den Windungen der Straße, nähert man sich wieder Buchtungen, von der Bora weniger bedroht, in welchen der Oelbaum neben der Fichte gedeiht — der südliche Fruchtbaum neben nordischen Nadelhölzern.

Plötzlich endet die Straße an einem braunen Felsen beim Ufer, der sich ihr quer entgegen stellt.

Man muß die Fähre erwarten, welche uns vom jenseitigen Rande der Schlucht entgegen kommt.

Mittlerweile können wir den Geschmack des Wassers prüfen und daraus ersehen, ob wir uns in einem Spalte des Gebirges, den die Kerka ausfüllt oder an einer Bai befinden, mit welcher das Meer in die Kalkfelsen hineinzüngelt, ob wir ein Flußbett oder einen Fjord vor uns haben, ob wir an der Adria oder am Titius (dies ist der alte Name der Kerka) stehen.

Die Probe fällt unentschieden aus. Das Wasser, welches den Grund der nackten Steinschlucht überwallt, in welcher Scardona, wie ein Block in einer Sandgrube, auf deren Boden sich vom letzten Regen ein Tümpel angesammelt hat, mit seinem gelblichen Mauerwerk liegt — dieses Wasser schmeckt weder süß, wie ein Fluß,

noch salzig wie das Meer. Es ist eine Mischung von Beiden.

Wunderlich ist der Anblick der völlig nackten Wände neben dem lichtgrünen Wasser, über welches die Bora hinpfeift, daß die Fährleute weit ab von der Stelle getrieben werden, an welcher ihre Barke zu landen pflegt.

Was soll man nun von der Stadt Scardona, dem slavischen Skradin, dieser alten Glorie des Liburner Volkes sagen?

Von Außen sieht sie wohl fast orientalisch aus, wie Sebenico, vom Hafen aus betrachtet, inwendig aber unterscheidet sie sich nicht sehr von einem etwas schmutzigen deutschen Landstädtchen. Eine lange Gasse, in welche verschiedene kleine übelriechende Sackgassen münden — im Ganzen eine öde Ansiedelung, in welcher Schmutz und Langeweile aus allen Fenstern schauen.

In einem Hause am kleinen Hafen, zum „Bernardo" genannt, wird man auf eigenthümliche Weise empfangen — es ist dieses das einzige „Gasthaus" dieser Stadt.

Es gibt, wie versichert wird, gar nichts zu essen, als ein Stück Brod. Wer sich mit dieser Auskunft zufrieden gibt, erhält auch weiter nichts. Der Beharrlichere aber überwindet schließlich die Gedankenträgheit und die Gleichgültigkeit der Beherrscherin des Heerdfeuers und es stellt sich heraus, daß ihm der Tisch mit Allem, was da kreucht und fleucht, gedeckt werden kann, vom Steinhuhn zum Hasen, vom Ochsen zur Gans. Dieselbe Antwort wird *jedem* Fremdling ertheilt und nur der Unternehmende gelangt zum Mahle. Es ist die verkehrte Welt. — —

Es versteht sich von selbst, daß Jemand, der aus weiter

Ferne hieher gepilgert kommt, die Wanderung zu keinem anderen Zwecke unternommen hat, als um von hier aus nach den Wasserfällen der Kerka zu gehen, welche nicht nur dem dalmatischen Volke als ein Weltwunder gelten, sondern auch, vorzüglich durch die Schriften englischer Touristen, in ganz Europa ob ihrer Schönheit zu einem gewissen Rufe gelangt sind.

Ich muß gestehen, daß ich Anfangs nicht wenig an der Möglichkeit zweifelte, daß in Dalmatien, einem Lande, in welchem nur die Grenzgebirge durch einigen Wald und durch mittelmäßige Erhebung den Quellen Schutz gewähren, ein Fluß von einigem Wasservermögen zusammenrinnen und an irgend einer jähen Stelle einen „Sturz" darstellen könne, wovon es der Mühe werth wäre, in Europa zu reden, welches in seinen Alpenländern so herrliche Schaustücke dieser Art in ziemlicher Anzahl besitzt.

Indessen mochte ich auf Grund dieser a priori gebildeten Anschauung doch nicht abstehen, zu dem vielberufenen Wunder zu wallen, und erzähle hier mit vollständiger Unpartheilichkeit die Eindrücke, die ich von dieser Wanderung mitgebracht habe.

Zuvörderst erwähne ich, daß von Scardona aus der steinige Weg fortwährend am linken Ufer der Bucht zwischen dieser und den durchfurchten, nackten Wänden sich hinzieht und keineswegs verfehlt werden kann. Doch ist es gerathen, sich irgend einen jungen Burschen, der die Fälle gut kennt, sich als Wegweiser mitzunehmen, damit der Fremdling im Gewirre der Inselchen unter den Fällen die besten Standorte rascher finde und auch nicht versäume, zum „Meere" hinaufzusteigen, dem

großen Seebecken, zu welchem der Fluß in geringer Entfernung oberhalb der Stürze angestaut wird. Das Allerbeste aber ist, in einer Barke zu den Fällen zu fahren. Denn auf dem Wege, den ich beschreiben werde, sieht man nur den westlichen (freilich weit aus stärksten) Theil des Falles. Der östliche bleibt durch einen Riesenfelsen versteckt, an dem der herabdonnernde Schwall des Flusses sich in zwei ungleiche Hälften bricht. Wer im Nachen kommt, übersieht von der Mitte der wassererfüllten Schlucht aus die beiden. Bei dem gewöhnlichen niedrigen Wasserstande des Sommers mag im Uebrigen wohl auch derjenige, der auf dem von mir zu beschreibenden Wege gekommen ist, bei den Mühlen sich in einem Kahne unterhalb des westlichen Sturzes nach dem östlichen hinüber fahren lassen — fällt aber, wie bei Gelegenheit meines Besuches, nach langen Regengüssen der Sturz in gewaltiger Fülle, so gehen unter ihm die Wogen zu hoch und zu reißend, und der Fremdling muß auf den Anblick des Falles hinter jenem vorstehenden Felsen verzichten. Auf dem westlichen Ufer liegt Scardona, auf dem östlichen Sebenico, so wie Verona östlich, Brescia westlick vom Gardasee liegen. Und so wie man dort die bezüglichen Ufer das veronesische und das brescianische nennt, so bezeichnet man hier die eine (größere) Hälfte des Sturzes mit dem Namen: der „Fall von Scardona", jenen anderen hinter dem Felsen mit „Fall von Sebenico". Die Fälle überhaupt können in etwa einer Stunde von Scardona aus erreicht werden, während ihre Entfernung von Sebenico etwa vier Stunden beträgt. Und so ist denn manchem Reisenden die Täuschung entstanden, als sei ein entfernter, auf den Karten gar nicht auffindbarer

Wasserfall gemeint, wenn man von den „cascate di Sebenico“ sprach.

Ich trat den Gang am linken, westlichen Ufer in Begleitung eines Wegweisers an einem heiteren Wintermorgen an. Wo der vorspringende Fels, eine Wand, eine Berghalde die Bora abwehrten, erwärmte die Sonne wie an einem Frühlingstage, an andern Stellen dagegen rasselten die Steine von den kahlen Hängen und erstarrten die Glieder, wenn sie nicht rührig bewegt wurden.

Außerhalb der finsteren Schattenkegel, welche die Felsen auf das Wasser des Golfes werfen, erblickte ich die aufstäubenden Schaumstreifen, welche der Nordwind mit schrillem Geheul dahin trieb.

Gegen ihn kämpften mühselig einige Barken an, die sich mit den Rudern gar langsam an den Felswänden und längs der nackten Geröllufer fortschoben. Sie waren mit Getreidesäcken belastet, deren Inhalt in den Mühlen, welche die Wasserstürze treiben, in Mehl verwandelt werden soll. Diese Mühlen sind in dem wasserarmen Lande weit auf und ab die einzigen, und es werden deshalb aus ansehnlichen Entfernungen die Körner zu ihnen hin geschafft.

Furcht erregend tobte die Bora in den Schluchten, in welchen kein Grashalm keimt. In der Ferne riß sie Wasser von der Oberfläche los und zermalmte es zu grauem Staub, der wie eine Wolke auf trockener Heerstraße umher flog. Wo die Sonne auf das Wasser des Golfes auffiel, stiegen Dünste in die eisige Boraluft.

Der Weg windet sich längs der Bergwand hin, die bald als Geklipp vorspringt, bald als Schlucht zurücktritt. Ich gehe bald neben den Dämpfen, die vom

Wasserspiegel in die Bora steigen, bald hoch über ihnen. Bald jagt mir der Wind ins Gesicht, bald treibt er mich vorwärts, bald gehe ich durch frostigen Schatten der Bergwand, bald im blendenden Licht über den Kalksteinen.

Je näher den Wasserstürzen, desto ausgedehnter werden im Golfe die Riedinseln, zwischen welchen sich Millionen weißer Schaumflocken, vom Winde aufgepeitscht, dahin drängen.

Nunmehr erscheinen die breiten, glänzenden Stürze hinter ungeheuerlichen Wolken, die ruhig und stätig von ihrem Fuße emporsteigen. Das Auge vermag solches Licht nur auf wenige Augenblicke zu ertragen — es wendet sich von dem Schauspiel ab, um angezogen sofort wieder zu ihm zurück zu kehren.

Man begreift beim Anblick desselben und bei dem Donner, der in unsere Ohren fällt, wohl, daß von günstigem Winde das Geräusch bis nach Scardona hinab getragen wird. Drüben liegt eine kleine Kapelle an der versengten Felswand, dem heiligen Joseph geweiht. In ihrer Nähe beginnt die süße Fluth der herabrollenden Kerke sich mit dem andrängenden Meerwasser zu vermischen und beginnt in den Wellen der Bucht jener süßsaure Geschmack, der ihren Inhalt bis weit gegen Sebenico hin als eine Vereinigung von Fluß und Meer erkennen läßt.

Wo in der Landschaft des mittleren Dalmatiens Häuser stehen, erheben sich neben ihnen Pappeln, und deshalb sehen wir auch die Stürze zuerst durch den Rahmen dieser Bäume, welche sich neben den Mühlen auf den Landzungen und Inseln unter den Stürzen

angesiedelt haben. Es ist als glostete ein Brand zwischen diesen Bäumen — solch dichter Qualm zieht hoch über ihre Spitzen in die Luft hinauf.

Beim ersten Anblicke erkennen wir, daß sich der Wasserfall der Kerka wesentlich von den Stürzen der Alpen unterscheidet. Er ist mehr in die Breite als in die Höhe angelegt und gleicht einer Riesencascade, im Style derjenigen, wie man sie in den Gärten sieht, die im Geschmacke von Versailles angelegt sind. Von den bekannteren Naturerscheinungen der Art dürfte der Rheinfall seiner Structur nach am besten mit ihm zusammengestellt werden können.

Es ist wahr, daß er diesem, selbst jetzt im Winter zur Zeit der Fülle, an Menge des herabstürzenden Wassers nachsteht. Was ihm aber hieran gebricht, das wird durch den seltsamen Reiz der Umgebung, durch den Anblick der Schluchten in ihrer gräßlichen Nacktheit, durch den Pflanzenwuchs auf den Inseln, und durch die seltsamen Umgebungen des Flusses oberhalb der Fälle — kurz gesagt durch das fremde und in hohem Grade eigenthümliche Wesen der Landschaft vollständig aufgewogen und mehr als das.

Einzig ist die Kolonie von Mühlen — es mögen deren wohl zwanzig sein — die im Staube des Falles, unmittelbar vor den zerschmetterten Wogen, im Schatten von Oel- und Weidenbäumen stehen. Sie alle in Bewegung zu setzen, hat man das Wasser in eben so viele Kanäle geleitet, und so gehen wir zwischen ihnen in einem Gewirr von jähen Schaumbächen hin, einem Labyrinth von Wasser und Inseln.

Ich habe erwähnt, daß der Fall im Allgemeinen

sich in zwei große Hälften theilt. Aber auch unser Theil, der Fall von Scardona, allein gleicht einer überfließenden Schale, von welcher seitwärts, neben dem Hauptschwall, sich Traufen herabstürzen. Das Wasser fällt im Halbkreise.

Lassen wir vorläufig den Hauptsturz und seine dröhnenden dunkeln Wolken aus den Augen und steigen wir seitwärts die Höhe an, eine Wildniß von Epheu, moosbedeckten Felsen, Maulbeerbäumen und Olivengruppen, in welche vielleicht fünfzig kleine Schaumcascaden — im Style des Staubbaches — aus einer Höhe von etwa hundert Fuß herabwallen.

Hier sieht man mit Entzücken — besser vielleicht gesagt, mit Wehmuth — was dieses Land sein könnte, wenn der menschliche Wahnsinn mit seinen Wäldern nicht zugleich auch seine Quellen und Bäche vernichtet hätte. Man ist von der Steinwüste, die hundert Schritt vor dem Wasserfall beginnt, und sich fast über das ganze Land hin ausdehnt, in ein schattiges Reich getreten, aus der östlichen Oede, in einen lieblichen Winkel des deutschen Garten- und Waldlandes.

Ueberall rauscht es in den dichten Wipfeln, überall schäumt es zwischen den Zweigen, moosbedeckte Brücken, dichte Haine hoher Weiden, weiße Säulen, die auf eine Wölbung von Oelbaum-Kronen herabstürzen und in Mitten des dunkeln Daches verschwinden — und über Allem die große, unbewegliche Rauchwolke des Falles.

Wie wohlthuend dünkt dem Wanderer das heimathliche Geräusch klappernder Mühlen, nachdem er Wochen lang keine anderen Wasser hat rauschen hören, als die der grauen Brandung oder die salzigen Wülste

um das Schiff! Aber die Mühlknechte erscheinen nicht in der vaterländischen Tracht der Unschuld, sondern stehen in braunen Morlaken-Mänteln herum, und die Kunden gleichen keineswegs den vierschrötigen Landwirthen. Sie sitzen, den Turban auf dem Kopfe, den Handschar im Gürtel, mit langen Pfeifenrohren auf den Barken, die vor den Mühlen angelegt sind, und ihre Augen, ihre Hautfarbe, ihr Gespräch hat nichts gemein mit dem Wesen unserer dickbackigen, kleinaugigen, runden Bauern im deutschen Getreideland.

Selbst aus dem Boden quillt hier an mancher Stelle das Wasser, das vom Flusse oben durch unterirdische Kalkritzen hindurchsickert, und benetzt das reichliche Gras, das überall unter diesem Himmelstriche aufsprießt, wo der Boden vom gesegneten Naß getränkt wird. Auch das Mauerwerk der einen oder anderen verlassenen Mühle steht dazwischen. Noch schäumt, wenn man vom Rande der Mauern hinabschaut, der Mühlbach in der Tiefe wie in den Tagen, in welchen er das große Rad umwälzte — um die verwitterten Ränder der Mauern aber hat sich dichtes Buschwerk angesiedelt, das bauschig ins Innere hinein hängt, und sich des kühlen Wasserhauches erfreut, der aus der finstern Tiefe des zerfallenen Gebäudes emporsteigt. Draußen neben dem Mauerwerk stehen ungeheure Rohre, mit gelblichtem Schaft und gelblichter Rispe, die, wie ein Pendel, hin und her schwanken in der Luftwallung, welche von den stürzenden Wassern erzeugt wird.

Auffallend ist die Ausbeutung der Bächlein, die Wäsche und die schmutzigen Tücher der Morlaken zu reinigen. Diese sind um eine Walze gebunden, welche

vom Waſſer getrieben wird, und zwei hölzerne Hämmer, welche fortwährend darauf ſchlagen, halten ſie an dieſer Walze feſt. Eine vielleicht gewaltthätige, aber jedenfalls wirkſame Art, dieſe Geſpinnſte zu reinigen. Es iſt ein wunderlicher Anblick, dieſe umwickelten Walzen, deren Hülle ohne Beihilfe irgend eines Menſchen unaufhörlich mit einer Kraft zerklopft wird, die einem Menſchen die Knochen zermalmte und ringsum überall die ſchäumenden Stürze — dreißig, vierzig an der Zahl und über ihnen der Epheu an der triefenden Felswand, deſſen Blätter von den abſprühenden Tropfen erzittern und manche kleine, grünumrangte Tropfſteinhöhle im Kalk, der nur durch ſolche Höhlung ſichtbar wird, weil ihn ſonſt aller Orten das Grün verhüllt.

Das Merkwürdigſte bleibt, wie ſich begreift, der große Waſſerſturz ſelbſt. Da fällt der quirlende Strom über etwa ſechs Abſätze herab. Er hat mit Nichts mehr Aehnlichkeit als mit einem Gletſcher, der in der Mittagsſonne glänzt. Die dunkleren Zwiſchenräume, beim Gletſcher die Klüfte, das ſind hier die langen Linien, an welchen der Fels durch den Schaum ſchaut. Nur der aufſtäubende Waſſerdunſt beeinträchtigt den Werth dieſer Vergleichung.

Die Aehnlichkeit mit einem Gletſcher, der ſich jäh um einen Felſen beugt und raſch über die unter ihm ſteil gelagerten Felsterraſſen gegen ſeine Stirnmoräne abbricht, iſt aber in hohem Grade überraſchend, wenn man ſich die Erſcheinungen des Donners und des hoch aufwirbelnden Waſſerſtaubes weg denkt. Namentlich wenn die Sonne im Mittag ſteht, verſchwinden die vielfach ſchillernden Farben und es bleibt nur der Anblick einer geneigten, matt geſchliffenen Silberfläche, die von

dunkeln Schattenlinien, wie der Gletscher von seinen Schründen, durchzogen wird.

Jeder einzelne der Dutzende von Neben-Stürzen, die der überquellende Fluß oben seitwärts über den Felsrand hinab schäumen läßt, verdiente nicht nur in Dalmatien, sondern auch in unseren deutschen Waldgebirgen einen Besuch — der wolkige Schaum-Gletscher aber, die gekrümmte breite Straße schneeblendenden Lichtes ist werth, daß man von den großen Wasserfällen der Tauernkette hieher eine Pilgerschaft unternimmt, — doch nur in den kühlen, niemals in den heißen Monaten oder zur Herbstzeit, wenn die südliche Sonne sogar die Wasseradern der hohen dinarischen Kalkberge zu trocknen beginnt, oder die kühlen Becken im fernen Nordost unter monatelanger Dürre staubig werden, wie eine Mulde in der Boraja.

Am frühen Morgen läßt sich der quirlende Strom nicht mit einer erstarrten, silbernen Gletschermasse vergleichen.

Der untere Theil der Schaumwolken dunkelt blau aus den Wallungen; erreichen sie aufsteigend das Licht der Sonne, so schimmern sie in milchigem Glanze, aber doch scheint der Strudel des Sturzes durch sie hindurch. So werden die blauen Dünste aus dem Abgrund ins Licht zurückgeschleudert, aus dem sie gekommen sind.

Gerade vor diesen zitternden Wolken, oft von ihnen benetzt, zieht sich, von Weiden und Maulbeerbäumen beschattet, ein grüner Plan hin, welchen die Leute den „Garten" nennen. In ihm steht ein Lusthäuschen. Hieher flüchten sich zur heißen Zeit des Jahres häufig die Einwohner von Scardona und Sebenico aus der Glut und den Ausdünstungen

ihrer unfläthigen Mauern, um den Hauch des frischen Stromes einzuathmen und sich bei einer Mahlzeit im Grünen zu ergötzen. Es gibt sicherlich wenige Speisesäle in der Welt, die sich mit diesem vergleichen lassen, dessen Hintergrund die wallende Wand voll zuckender Lichter und Silberblitze ist.

In einer der Mühlen zwischen den zahllosen Rinnsalen befindet sich eine Schenke, deren beturbanter Wirth zu seinem dunkeln Wein einladet.

Dort drinnen ist es an heißen Tagen wohlig zu sitzen: durch die Thüre sieht man auf die grüne, schaumige Kerke hinab, die, nachdem sie sich vom Sturz über die jähen Felsterrassen wieder gesammelt, eilig dem salzigen Meere zustrebt.

Vielleicht nicht minder als der Wasserfall wird manchen Wanderer das „Meer" überraschen, zu welchem sich der Fluß oberhalb der Fälle ausgebreitet hat. Zu diesem steigt man links des Falles an der brüchigen Bergwand hinauf. Oben erreicht man vorerst einen weiten Wiesen- und Baum-Anger, durch dessen Geäst und Gestrüpp die weißen Staubwolken, die der Wind vom Sturze zurückjagt, getrieben werden. Das Wasseratom, kaum in der Tiefe der Brandung angekommen, muß wieder in die Höhe und sinkt in die eilenden Wirbel herab, um denselben Weg zwischen den Donnern im Gischte noch einmal und vielleicht noch hunderte Mal zurück zulegen.

Die Bergwand zur Linken läßt uns, auch beim Anblick dieser grünen, wassererquickten Aue, nicht vergessen, daß wir uns im verwüsteten Lande Dalmatien befinden. Bis an den Rand desjenigen Bodens, welchen die letzten Wasseräderchen zu erreichen und zu tränken vermögen, erstreckt sich die Steinwüste.

Auf der Aue aber stehen graue Pappeln, Oelbäume, gelbe Weidenstämme, Wachholderbäume und große Gruppen von Röhricht, drei, vier Klafter hoch und in der Morgensonne gar wunderlich glänzend, dicht neben einander, auch fehlen zwischen ihnen mannshohe Schachtelhalme nicht, die den feuchten Boden anzeigen.

Einige hundert Schritte weiter zeigt sich abermals eine grüne Fläche: es ist der See, das „Meer", welches die Kerka bildet, zwischen nackten öden Bergen, von dunkler Farbe.

Es ist eine erhabene Wildniß. Die einzige menschliche Ansiedelung an diesem Wasserbecken ist ein zertrümmertes Haus auf einem steinbedeckten Hügel. Von diesem aus, den weiße Blöcke überlagern, sieht man am besten hinein in die weite Wasserrunde — einen mächtigen Alpensee — den die Bora durchfegt, und aus dessen Klüften es tausendstimmig heult.

Einige Rohrinseln erheben sich kaum über das Wasser. Mitten im „Meere" aber ragt ein Fels auf, hoch, breitrückig, auf dessen Erhebung wohl ein ansehnliches Dorf Raum fände — eine wüste Hochfläche im öden See. Keine Stimme, kein Laut. Das Dröhnen des Wasserfalles, das Pfeifen der Bora über der Wasserfläche und in den Schluchten, das Zittern welker Disteln um die zerfallenen Mauern des Hauses — sonst bewegt sich Nichts in der Todtenstille der Wasserwildniß.

Wir kehren zurück.

Da, wo jetzt unter dem Sturze die Barken mit Getreide liegen, landen im schwülen Sommer täglich Schiffe, welche Wasser aus dem frischen Gebirgsstrom in Fässern nach Sebenico hinab führen. Jetzt, in der kühlen Jahreszeit

begnügen sich die Einwohner der Stadt mit dem schmutzigen Inhalt ihrer Cisternen. — — —.

Versetzen wir uns nunmehr wieder auf jenen Kreuzweg bei dem Buchwalde des Dorfes Gulin und bei der weißen Säule. Wir schlagen nunmehr die nordöstliche Richtung gegen Dernis ein.

Hier wird die graue Wüste vielfach von Wiesen und Saatfeldern unterbrochen, und die grüne Farbe überwältigt die andere der Oede, das aschfarbene Steinfeld. In kurzer Entfernung gelangen wir zu der einsamen Herberge „bei den fünf Sternen", und einem Gensdarmerieposten in der Ansiedelung Konjewrat.

Die Gensdarmen sind eben von einem Streifzuge auf türkische Räuber aus Petrowac in Bosnien, welches am Abhange des berüchtigten Prischikagebirges liegt, ermüdet nach Hause gekommen. Die Banditen haben in der Nacht eine Heerde aus der Umgebung fortgeführt und alle Mühe, ihrer habhaft zu werden, erwies sich bis jetzt als fruchtlos. Es ist ein gar anstrengendes Leben, das diese Männer in der Oede dieser wilden Gegend führen.

Auf der Haide, durch welche der Weg hinführt, ist Gelegenheit, den großen Unterschied zu beobachten, welchen bei Nacht die Ausstrahlung der Wärme in die kalte Boraluft und bei Tage die Wirkung der südlichen Sonne auf diesem Boden hervorbringen.

Während Schweißtropfen von der Stirne des Wanderers fallen, welchen der Strahl der Mittagssonne belästigt, bemerkt er große Eisstücke in den Regenpfützen, die sich auf den Wiesen und zwischen den Steinblöcken angesammelt haben.

Die Annäherung an die Gebirge des Nordostens wird

nicht nur an dem deutlicheren Hervortreten ihrer meist kahlen Hänge wahrgenommen, sondern auch an großen Karawanen von Eseln, die mit Brettern beladen sind und so die Ueberreste der Ausbeute von den verheerten Buch- und Eichwäldern zum Meeresstrande hinabschleppen.

Wie sich leicht begreift, wird auch die Gestaltung des Bodens näher an den Bergen immer mannigfaltiger.

Schon bei dem elenden Dorfe Radonitsch beginnt der erstarrte Wellenschlag der Erdrinde. Ein tiefer Steingraben zieht sich mitten durch die Wüstenei. Sein Boden bietet Gedreidehalmen mehr Schutz, als die Fläche jenseits seiner Ränder.

Darum bemerkt man in seiner Tiefe mauerumzäunte Felder, während oben Schafe zwischen schwarzem Dorngestrüpp weiden. Graue Wüste und blauer Bergrand des Gesichtskreises, das ist abermals der Schauplatz der Wanderung.

Man sieht nichts Lebendes, als die langhaarigen, schwarzkopfigen Schafe, welche hie und da hungrig von einem Trümmerfeld zum anderen über die gelbe Straße ziehen.

Nur an sehr wenigen Stellen ist es den Menschen gelungen, zwischen den Steinen eine kleine Strecke Grund aufzufinden, welcher sie den Samen von Feldfrüchten anvertrauen.

Dort fliegen dunkle Rinder vor den bleichen Steinkuppen des Karstes, der sich in langen Klippenreihen weit in das Land hinein fortzieht, eine unabsehbare Reihe ausgefressener, haarscharfer Kanten neben der anderen — anzusehen wie die Wogenreihen, welche, soweit das Auge reicht, aus der hohen See sich dem Strande zuwälzen.

Die Hütten, welche in weiter Entfernung von einander in solchem Geklipp stehen, enthalten das Uebermaß der Armseligkeit und des Schmutzes. In mancher derselben wird Wein feilgeboten.

Ermüdet ließ ich mich auf einem Steine nieder, welcher vor einer derselben als Sitz dient.

Auf der Schwelle der Thüre lag die stattliche Wirthin von zerrissenen Gewändern bedeckt. Vor ihr kniete ein Mädchen und machte, über sie hingebeugt, auf die Schmarotzerthiere ihres Kopfes Jagd.

Ihr völlig nackter Sohn bettelte den Ankömmling an, während ein anderer Bursche mit einem dicken Kopf voll von struppigen, strohfarbenen Haaren sich mit den Truthennen im Kothe herumbalgte und ein mächtiges schwarzes Schwein im Inneren der Hütte den besudelten Boden aufwühlte.

Wenn man das ungestörte Schalten und Walten dieser Thiere betrachtet, so begreift man die zahlreichen Verletzungen, welche in diesem Lande den Menschen von Schweinen beigebracht worden sind. Ueberall begegnet man Verstümmelungen, welche in der Regel davon herrühren, daß das Schwein irgend ein Stück des Kindes, seines Schlafgenossen, verzehrt hat. Unter den Bettlern, welche dir einen Arm ohne Hand, ein Gesicht ohne Nase oder mit tiefen Gruben entgegenstrecken, dir einen Fuß ohne Zehen entgegenhalten, sind die meisten als Kinder in dieser Weise verunglückt.

Nicht jeder Wanderer bringt es sofort über sich, in solchen Höhlen zuzusprechen. Die Erschöpfung aber und das Bedürfniß nach Speise und Trank zwingen ihn bald, sich in das Landesübliche zu finden.

Manche der Klüfte und Gräben, welche durch die

Steinwüste klaffen, werden von der Straße auf einem hohen Gange durchschritten. Regelmäßig bemerkt man in diesen Gräben, deren Hänge einen Schutzwall gegen die Bora darstellen, kleine Pflanzungen von Buchen und winzige Saatfelder von wenigen Klaftern im Gevierte.

Oben aber, wenn auch an spärlichen Stellen ein solches Saatfeld hie und da das Auge des Wanderers erfreut, erscheint sofort und immer wieder bald die ebene Steinwüste, bald eine lange Aufeinanderfolge klafterhoher Steinwogen.

Ueber diese schallt den ganzen Tag über von irgend einem zwischen den Felsrippen versteckten Hirten jenes gurgelnde Geheul, das eintönigste und traurigste aller Lieder, in welchem die menschliche Stimme sich in einen Dudelsack verwandelt zu haben scheint.

Häufig tönt auch dieser Gesang aus einer der finsteren Hütten, wo Dutzende von Kehlen ihn ausstoßen, stets von den kreisenden Weinkrügen angefrischt. Dort liegen sie in der Asche um die knisternden Flämmchen der Wachholderstaude herum, trinken bei Tag, trinken bei Nacht — denn der schwere Wein ist wohlfeiler als gutes Wasser.

Der Gegensatz zwischen dem Lärm dieser Orgien, der aus den finsteren Thüren dringt, und der grauen Steinwüste, welche jene Hütten in unendlicher Runde umgibt, bringt einen wunderlichen Eindruck auf den Wanderer hervor.

Die Straße gewinnt einigermaßen an Leben, je mehr man sich Dernis nähert, einem großen Marktflecken oder auch einer Stadt, wie man den Häuserhaufen immer nennen mag. Man bemerkt Kohlenstücke aus dem dortigen Bergwerk auf dem Wege verstreut, Esel mit Truthähnen

beladen ziehen der Stadt zu, hie und da tränkt ein Treiber das Saumthier an irgend einer gelben Pfütze zwischen den Steinen, die Wiesen und Felder nehmen größeren Umfang an.

In höchst bedeutendem Grade aber überraschend ist der graue Felsenpaß, durch welchen man, sowie nach der langen Wüste die erste Bergreihe erreicht ist, gegen Dernis hindurch schreiten muß.

Weder oben, noch auf der Seite, noch unten entdeckt das Auge in dieser Klamm einen grünen Halm. In der Tiefe aber dröhnt und summt es: dort zwängt sich die gelbe Ciccola durch die grauen Pforten — ein Bild, welches durch die Nacktheit des Gesteins und die Abwesenheit irgend einer anderen Farbe, als der grauen des Karstes, eine ganz andere Wirkung hervorbringt als die gewaltigsten Klammen in den Alpen.

Denn über den donnernden Wassern der Letzteren beugen sich die schwanken Aeste von Sträuchern, zittern die Farrenkräuter an der feuchten Wand, hängen die braunen Wurzeln duftiger Tannen, und jenseits ihrer Felsenthore erfreut sich das Auge am Dunkel des Bergwaldes, an den Alpenrosen zwischen den dunkeln Bergföhren oder an dem saftigen Graswuchs der Matten. Hier aber ist die Erde und der Fels so verwüstet wie die Mauern, die letzten Thürme und Bollwerke von Dernis, welche sich bis auf die Höhe über diesen Wasserabgrund hinaufziehen und kahl ins kahle Land blicken.

Schrecklich anzuschauen ist das Licht der Abendsonne auf den grauen Felsen, die seit Jahrhunderten keinen lebendigen Keim beherbergen. Es scheint ein Strahl jenes Lichtes zu sein, welches auf der Erde

liegen wird, wenn ihre Wesen gestorben sind, und sie als kahle Mondkugel kalt sich durch den kalten Raum bewegt — ein unheimliches, furchtbares Licht, welches nur noch gesteigert wird, wenn die Sonne völlig zum Rande des Gesichtskreises gesunken ist. Dann lodert der todte Kalk roth wie ein Nordlicht, feurig wie sommerliches Abendgewölk auf dem Meere — eine Triumphfackel der Verheerung, weithin sichtbar in dem wüsten Lande, sichtbar denen, welche in den Steinfeldern gehen, sichtbar im Inneren der Hütten voll Elend. — —

Dernis liegt auf dem nördlichen Abhang der ersten Höhenreihe, welche von den dinarischen Alpen aus gegen die wüste Hochfläche vordringt, die wir bisher durchwandert haben. Nur weniges Mauerwerk dringt bis auf den westlichen Abhang hoch über die Ciccola herüber — es sind die gelben Trümmer, welche wir aus weiter Entfernung entdeckt haben.

Dieser Höhenzug ist eine Scheide des Wachsthums.

Während wir bis zu ihm hin und bis in seine Schlucht hinein, in welcher er von der donnernden Ciccola durchrissen wird, durch ödes Land gegangen sind, liegt jenseits zwischen ihr und den bosnischen Gebirgen eine gras- und fruchtreiche Hochebene, auf welche der erste Blick erfreut und überrascht fällt, so wie man die Engen der Klamm hinter sich hat.

Dieses Hoch- und Binnenland Dalmatiens unterscheidet sich völlig von dem größten Theile der Küste und der Scoglien. Um den Gegensatz an einem Beispiele zu erläutern, nehmen wir für dieses die Gegend zwischen Dernis und Knin, oder auch die Zaworie, die wir durchwandern werden, für jenes aber die uns be-

reits bekannten Wüsteneien von Scardona und dem „Meere“ ober dem Sturze der Kerka.

Wären die Einwohner nicht, der Anblick ihrer Hütten und manches Schauspiel, welches mit dem Elend der slavischen Bevölkerung in diesem Lande zusammenhängt, so möchte man sich wohl an vielen Stellen dieser inneren Hochfläche auf die fruchtbaren Gründe Deutschlands versetzt meinen. Zu dieser Täuschung trägt nicht wenig das lebendige Wasser bei, welches hier, in erfreulichem Gegensatze zu den Küstenstrichen, aller Orten durch die Auen rinnt.

Indessen darf man sich auch dieses Land, welches wegen seiner Entfernung vom Meere weniger ausgesogen und verwüstet wurde, keineswegs als ein Arkadien vorstellen. Wir werden sehen, wie auch hier öde Felswüsten den fruchtbaren Ackergrund und die grünen Wiesen auf lange Strecken hin unterbrechen; grün und fruchtbar muß es vor Allem genannt werden im Gegensatz zu jenen anderen Landstrichen, von welchen wir nunmehr schon mehr als einen durchwandert haben, welcher als trauriges Musterbild für noch viel mehr andere aufgestellt werden kann.

Ehe man Dernis erreicht, muß die Ciccola auf einer Brücke überschritten werden. Es geschieht dies gerade an dem Punkte, an welchem sie den grauen Schlund des Felsenthores betritt. Von keiner Stelle aus ist deshalb der Einblick in die Klamm günstiger, als hier. Man sieht den rauschenden Fluß, auf welchem eben die Wellen der dunklen Tiefe einen Abglanz der Gluth mit sich in die Nacht der Klüfte forttragen, welche hoch oben am Rande brennt, zwischen den Windungen der gräßlichen Wände verschwinden. Einen Unterschied gegen die Klammen der Alpenwelt stellen die Wände nicht nur durch die Abwesenheit jeglichen Pflanzen-

lebens, sondern auch durch das Aussehen ihrer Oberflächen dar.

Die Klammen der Hochalpen sind Spalten im Gebirge, welche im Laufe der Jahrtausende von Strömen durchgebrochen wurden, die unvergleichlich reicher, mächtiger und gewaltsamer waren, als die Gewässer, die nunmehr aus der Nacht ihres Bodens heraufdonnern. Ihre Wände sind deshalb glatt oder die vorspringenden Felskanten ragen mit scharfen Ecken mitunter auch in geschweiften Bogen über die Tiefe. Hier aber ist der Fall augenscheinlich ein anderer.

Das kleine Wasser hat einen schon vorhandenen Spalt benützt, um nach Westen durch die Bergkette hindurch abzufließen. Die Wände desselben sehen keineswegs aus, als wären sie nach und nach von einer großen Fluth durchsägt worden, sondern ihre wulstige Oberfläche ist abgebröckelt, nachdem die Decke des Pflanzenwuchses durch Menschenhand, durch Quellenmangel, durch Sonnengluth und Stürme zerstört war. So sehen also die Wände dieser Kluft aus wie die Wände einer Sandgrube.

Jedenfalls aber ist die Aussicht von der Ciccolabrücke bei Dernis eine der merkwürdigsten Veduten im Lande.

Um eine Stadt oder einen Marktflecken wie Dernis zuschildern, ist es vielleicht am besten, wenn man die einfachen Erlebnisse eines Reiseabendes ohne schmückendes Beiwerk erzählt.

Als ich in der Dämmerstunde ermüdet ankam und mich an dem purpurrothen Glanze der Kalkwüsten satt gesehen hatte, trat ich vorerst in eine Barbierstube ein, in welcher nach einer mir gewordenen Mittheilung Bier verkauft wurde. Bei dem Besitzer dieser Verschönerungsanstalt

erkundigte ich mich nach dem Vorhandensein irgend eines Hauses, in welchem man dem Fremdling ein Obdach bietet. Denn die Gastfreundschaft der wackeren Gensdarmen nehme ich nur in Anspruch, wenn die unbedingte Nothwendigkeit zwingt.

Ich erfuhr, daß ein gewisser Buzzola einen „Albergo" halte.

Dieses Haus befindet sich am Nordende des Städtchens. Ich durchschritt seine schmutzigen Gassen, auf welchen die Bewohner plaudernd in der frostklaren Abendluft standen, während der Mond schon anfing, graue Schatten in die undeutlichen Lichter zu zeichnen.

Das Haus Buzzola's, in welchem, wie das schon in vielen dalmatischen Herbergen üblich, Niemand von dem Ankömmling Kenntniß nahm, enthält ein finsteres und altes Gemach, in welchem die Honoratioren des Ortes, fünf oder sechs an der Zahl, ihr Abendessen einzunehmen pflegen. Nach vielen Bitten verhieß man mir, auch für mich sorgen zu wollen, doch sollte ich anderweitig eine Unterkunft suchen — wo, das konnte mir freilich Niemand angeben.

So ging ich denn wieder von dannen und flüchtete mich zu meinen Freunden, den Gensdarmen. Aber auch diese hatten keinen Strohsack mehr zu ihrer Verfügung. Doch nahmen sie sich meiner an und gingen zum Herrn Bürgermeister, um dessen Vermittlung anzurufen. So gelang es denn endlich, in irgend einem Hause Obdach zu erhalten.

Als ich zu den Gensdarmen zurückkehrte, hatten zwei ihrer Kameraden eben ein paar Räuber in Fesseln hereingebracht.

Darob gab es denn nun am Abend in der kalten

Stube beim Buzzola ein langes Reden über die Räuber mit ihren Thaten im Grenzlande.

Einer der Anwesenden war in seinem Leben einmal mehrere Stunden lang bei ihnen Gefangener gewesen, ohne daß sie ihm seine goldene Uhr, ein Geldstück oder irgend welche andere Habseligkeit genommen hätten.

Es war nur ihre Absicht gewesen, den Mann über das auszufragen, was man zu Knin eben über die Räuber im Gebirge spräche. Man hieß ihn am Mahle Theil nehmen, behandelte ihn freundlich und gab ihm Grüße an den einen und den andern Würdenträger zu Knin mit.

Ein Anderer erzählte die Geschichte eines Oberaufsehers der Finanzwache, welcher zu Sebenico mit gebundenen Händen und Füßen ins Meer geworfen wurde, ohne daß es gelang, die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen.

Die meisten Glossen aber wurden in dieser Versammlung, welche durchgängig aus Leuten bestand, die ihre Gegend wohl kennen, über den einen und anderen Bekannten gemacht und zwar in Bezug auf dessen Verhalten gegen die Räuber. Wenn Alles das wahr ist, was ich an jenem Abende hörte (und ich muß gestehen, daß mir Aehnliches an mehr als einem Orte erzählt wurde), dann ist es ein Wunder zu nennen, daß die Anzahl der Gefährdungen des Eigenthums nicht eine weit größere ist, als in Wirklichkeit.

Die Summe der Anklagen, welche, von manch gewichtiger Stimme vorgetragen, gegen manchen Diener der Gerechtigkeit gerichtet wird, läßt sich in den bestimmten Vorwurf der Bestechlichkeit zusammenfassen.

Ich halte die Namen bereit, verschweige sie aber in diesem Buche.

Es giebt in Dalmatien Diebe, welche, sei es durch den

Ertrag ihrer Beute, oder durch anderwärtig erworbenes Besitzthum, verhältnißmäßig fast wohlhabend genannt werden können. Jene Schiffernachrichten nun erzählen, daß es dem Auge der Gerechtigkeit solchen gegenüber selten gelinge, vollgiltige Beweise ihrer Schandthaten aufzufinden und sie deshalb nach kurzer Frist von der öffentlichen Gewalt wegen Mangels derselben entschlüpfen gelassen wurden.

Der regelmäßige Vorgang hiebei soll nach denselben Nachrichten der sein, daß der „Herr Profoß" dem Delinquenten eine gewiße Summe bestimmt, nach deren Einhändigung es „gut mit ihm gehen würde". In der That pflegt sodann der „Herr Adjunkt" kurze Zeit darauf das Verfahren einzustellen.

In einzelnen Fällen sind sogar die Geldbeträge bekannt, welche hiebei flüssig gemacht wurden. Dieselben richten sich selbstverständlich nach der Bedeutung des Diebstahles und der Schwere der angedrohten Strafe. Um den Folgen eines in der Gegend von Trau (Traú) ausgeführten Ochsendiebstahles zu entgehen, wurden dem „Herrn Profoßen" von einem sicheren Spitzbuben zweihundert Gulden eingehändigt, worauf das löbliche Gericht keine Schuld an dem Manne fand, während in einem anderen Falle vierundzwanzig Thaler genügten, um die Kerkerthüren vor einem rachsüchtigen Feldverwüster und Brandstifter zu öffnen. Und so fort. Daß die Nachricht von solchen Operationen in die Oeffentlichkeit dringt, ist keineswegs zu verwundern. Der Befreite hat nichts mehr zu fürchten, der Wein löst die Zunge und bei dem Zustande von Betrunkenheit, der aller Orten normal ist, wird die Discretion des dankschuldigen Halunken nicht lange währen.

Der italienische Beamte, der sich zu solcher Gebah-

rung hergibt, ist nicht so vollständig verächtlich, wie es auf den ersten Blick scheint.

Das Volk, dessen Interessen ihm anvertraut sind, ist nach seiner Ueberzeugung wenig mehr als eine Thierheerde. Es erscheint ihm in der Hauptsache gleichgiltig, wie es in dieser zugeht. Ob die Crapule, die Ausschreitungen, die Vergehen, die Verbrechen, weniger oder mehr zahlreich vorkommen, das hat nichts zu bedeuten, sind es ja doch nur „morlacchi", russisches Lumpengesindel, Menschenunkraut, welche von den Folgen betroffen werden. Da er ferner nicht minder von der Trefflichkeit seiner Verwaltung insoferne überzeugt ist, als er weiß, daß nur die allerwenigsten Straffälligen überhaupt beigebracht werden, so geräth er auf die Meinung, daß es auf diesen oder jenen Uebelthäter mehr nicht ankomme. Bleibt aber noch ein leichter Scrupel in ihm hängen, so vergeht er vor der klingenden Lockung, welche bekanntlich auf die Söhne des „Culturvolkes" nicht minder einwirkt, als auf die „russische" Canaille.

Daß unter solchen Umständen die Gensdarmen, denen dergleichen am wenigsten verborgen bleibt, ihre Schuldigkeit im vollsten Maße mit Resignation und Aufopferung, und noch weit mehr als ihre Schuldigkeit thun, ist schwer erklärlich und in gewissem Grade bewundernswerth. Es kann ihnen nicht zur Aneiferung dienen, daß ein völlig überwiesener Bösewicht, dem sie viele Stunden der Nachtruhe geopfert, nach welchem sie manchen ermüdenden Marsch durch diese entsetzlichen Wüsten zurückgelegt haben, sie wenige Wochen, nachdem er von ihnen in Ketten und Banden eingebracht worden ist, ob ihrer unfruchtbaren Mühe am Schauplatz seiner Unthaten selbst verhöhnt. Nur der soldatische Geist, die Zucht

und Ordnung dieſer Truppe, welche meiſt aus Slaven und Deutſchen beſteht, bringen ſolche Selbſtverläugnung zu Wege. Man muß mit den armen Teufeln im wüſten Lande umhergegangen ſein, um zu würdigen, was ſie trotz der Lumpenwirthſchaft der ſogenannten „autonomen“ Partei, in deren Händen ſich das Landvolk befindet, bei Tag und Nacht gegen geringen Lohn unverdroſſen leiſten. Ich möchte faſt ſagen, die wackeren Gensdarmen ſind den autonomen Caffeehaushockern unbequem, weil ſie ihnen zu viel Arbeit machen.

Die Liederlichkeit — um nicht mehr zu ſagen — der Behörden hat in Bezug auf die Sicherheit des Landes noch einen anderen Uebelſtand in ihrem Gefolge. Es iſt bekannt, daß die Gensdarmen ohne Denuncianten und Zuträger aus dem Volke ſelbſt (die ſogenannten confidenti) gar häufig nichts ausrichten würden und dies umſomehr, als eine große Anzahl von ihnen der ſlaviſchen Landesſprache wenig oder faſt gar nicht kundig iſt. Die Uebelthäter wiſſen das und ſind in der Regel auch wohl in der Lage, denjenigen zu errathen, durch deſſen Vermittlung ſie den Häſchern in die Hände fielen. Gelingt es nun dem nämlichen Uebelthäter, kurze Zeit darauf auf die beſchriebene Weiſe der Unterſuchung zu entkommen, ſo iſt das Haus, das Feld, der Weingarten, das Leben des Angebers und ſeiner Familie vogelfrei. Darum hält Mancher, welcher der Gerechtigkeit einen nützlichen Wink zu geben im Stande wäre, mit dieſem zurück.

Zur Steuer der Wahrheit muß indeſſen angegeben werden, daß nicht nur in der Nichtsnutzigkeit eines Bruchtheiles der italieniſchen Beamten, ſondern auch in

der allgemeinen Verwahrlosung des Volkes und in dem Schrecken, welchen mancher Uebelthäter um sich her zu verbreiten versteht, ein wichtiger Grund des allgemeinen Elendes vorliegt. Diejenigen, welche im Uebrigen geneigt wären, Angaben zu machen, die zur Entdeckung des Uebelthäters führten, schweigen aus Furcht vor der Rache, die derselbe an ihnen nehmen wird, wenn er durch die angegebenen Mittel seine Freiheit rasch wieder erhält.

Demselben Schrecken ist es auch zuzuschreiben, daß sich fortwährend Menschen finden, welche durch Meineide die lügenhafte Verantwortung eines Angeschuldigten unterstützen.

Wie es in dieser Beziehung mit dem öffentlichen Bewußtsein aussieht, ergibt sich auch aus der gemeinsamen Abwehr, welche von allen Leuten mit vereinten Kräften gegen die Hebung des Waldbaues und Verbesserung des Bodens unternommen wird.

Gelangt es beispielsweise zur Kenntniß der Behörden, daß Leute aus dieser oder jener Gemeinde ohne irgendwelche Berechtigung einen der kümmerlichen Buschwälder niederschlagen, deren Pflege endlich nach vieler Mühe bis zu einem gewissen Grade gediehen ist, so sendet man die Gensdarmen aus, von welchen die Frevler überrascht und zur Rechenschaft gezogen werden sollen.

Diese aber haben in der Steinwüste viele Helfershelfer. Wenn sich die Gensdarmen nähern, ziehen sie sich gewarnt aus dem Gestrüpp zurück und es bleibt den Wächtern des Gesetzes nichts, als das leere Hinsehen auf den vernichteten Pflanzenwuchs. Alle Erkundigungen sind umsonst. Niemals hat irgend Jemand etwas von

den Frevlern gesehen oder gehört. Und so wiederholt sich dasselbe Spiel ohne Abwechslung fort und fort.

Was gegen solches Uebel im Lande geschehen soll, ist nicht so schwer anzudeuten als es scheint.

In dieser Beziehung stimmen Alle überein, welche hinreichende Kenntniß von den Zuständen des Volkes haben. Sie behaupten, daß Nichts besser werden wird im Lande, bis die Einrichtung von Schulen auf ein künftiges Geschlecht ihre segensreiche Wirksamkeit bewährt haben wird. Und bis dahin — wird der einzige Damm gegen das Elend einer bethörten und hilfslosen Menge die Gensdarmerie-Kaserne sein.

— — — — — — — — — — — — — —

Der nächste Morgen graute, ich nahm in der großen Caffeestube des Ortes, welche mit Steindruckbildern geziert ist, die Scenen aus dem Leben der Fleur de Marie in den Geheimnissen von Paris darstellen, mein Frühstück ein und schritt mit dem Aufgang der Sonne hinaus in die Hochfläche, welche von der trüben Ciccola bewässert wird.

Lange Bänke blauen Nebels schwebten am Fuß der Bergkette, welche diese Mulde von dem östlichen Thale der Cetina trennt. Aus jenem Dunstreviere kam der glitzernde Fluß herangezogen, sich durch weite grüne Auen windend — ein Bild, so unendlich verschieden von Allem dem, was wir bisher in Dalmatien gesehen haben. Noch wunderlicher wird der Eindruck, der uns an die grüne Heimat gemahnt, wenn wir die dichten Hecken und die schönen Baumreihen sehen zwischen den Wiesen und dem schwarzen Grunde sorgsam gepflügter Aecker und von den fernen himmelfarbenen Bergen wirkliches Geläute

herüberdringt, sonntäglicher Schall eherner Glocken, nicht abgehackte Hammertöne und wälsches Gebimmel.

Es ist heute Sonntag, aber es bedarf nicht des festlichen Tages, um uns in eine freudevolle Stimmung zu versetzen.

Fast mißtrauen wir unseren Augen, wenn wir wahrnehmen, wie dort das Sonnengold auf dem Hügel durch glitzernden Dunst verklärt in leibhaftige Obsthaine fällt und durch den blauen Sonnenduft des Morgens Häuser herüber blinken, deutschen Dorfhäusern ähnlich, beschattet von fruchttragenden Bäumen.

Auch stattliche Kirchthürme erheben sich hie und da aus der Landschaft, in welcher sich die Straße neben schwarzen Feldern hinzieht, deren feuchte Schollen nunmehr in der Morgensonne knistern, weil die Wasserbläschen vom nächtlichen Thau unter den warmen Strahlen platzen.

Der Weg zieht sich allmählig in die langen Hügelreihen hinein, welche vom östlichen Gebirge bis auf diese Hochfläche herüber reichen.

Manche dieser Hügel gleichen einem halbgeschorenen Pudel. Die eine Abdachung ist mit mannshohem Laubwald bedeckt, die andere aber eine kahle Trümmerhalde. So sind die Hügelreihen um Ruschitsch und Gradaz beschaffen.

Hinter dem letzteren Ort ist es abermals eine weite grüne Aue, durch welche die Ciccola langsam fluthet, von weichen, hochhalmigen Gras- und Schilfufern eingefaßt. Das wäre in der That ein prächtiger Fluß zu einer Lustfahrt im Nachen. In sanften Windungen rollt das Wasser ölgleich zwischen den flachen Gestaden.

An Sonntagen verlassen viele ihre Dörfer, welche sonst alle Tage neben dem Feuer ihrer Hütte liegen. Sie

gehen hinaus, um nach den Feldern zu sehen, ihren Thieren nachzuschauen, die auf den Steinflächen weiden, die Hirten zu besuchen, sich am Grasabhang zu sonnen, wenn die Luft so warm über der Erde liegt wie heute.

Dieses Herumgehen der Menschen stellt manches Genrebild zusammen, welches man an anderen Tagen weniger häufig gewahrt.

Hier spielen Kinder aus dem Dorfe, welches dort entfernt hinter den buschbewachsenen Blöcken liegt. Sie haben sich ein hochborstiges Schwein als Spielgefährten mitgenommen, welches sich an der feuchten Erde unterhalb der Quelle ergötzt, während sie sich selbst neben dem Wasser über den Grashang hinabrollen lassen.

Nebenan haben sich Mädchen, weiß und roth nach Landessitte gekleidet, in schwarzem Dorngestrüpp ein Feuer angemacht, bei welchem sie sich eine Speise zubereiten. Ab und zu gehen sie zu dem Bache, welcher hier in kleinen Fällen zur Ciccola hinabrinnt, und holen sich das Wasser, dessen sie zur Bereitung ihres Mahles bedürfen.

Selbst in den wilderen Schluchten, welche nunmehr von hier in der Richtung gegen Ogorje sich hinziehen, ist der Quellen- und Saftreichthum der Hochfläche unverkennbar.

Es ist nicht ein einziger Hügel da, der völlig kahl wäre, und selbst die Steinfelder, die von grünen Wiesen umgeben werden, erscheinen nicht so nackt, wie die Steinfelder am Meere, die sich endlos fortziehen. Es sprießt und keimt überall zwischen ihren Blöcken. Die Samen der weiten Grasflächen trägt der Wind auch in die Oede hinein.

Die Landschaft hat, von der Unterbrechung durch einzelne Steinflächen abgesehen, viele Aehnlichkeit mit dem

Hügellande im südlichen Böhmen, nahe an den Ufern der Sazawa.

Man geht in Schluchten, aber ihre Hänge sind mit saftgrünen Wiesen bedeckt, und auf dem Rande der Höhen heben sich zahlreiche Bäume schwarz in schroffen Umrissen von dem klaren Himmel ab.

Hie und da kommt ein kleiner Bach von diesen Hängen, tief in den Boden eingeschnitten, träge zur Ciccola herab. Da fehlt dann die kleine Mühle nicht, von einem Baumanger halb versteckt, in deren Innerem das angestaute Wasser lärmt, ohne die klappernden Räder in Bewegung zu setzen. Die Mühle ist jetzt geschlossen, kein Mensch geht aus noch ein, und es vergehen vielleicht lange Monate, bis wieder einmal kleine Karawanen von Eseln ihr die Säcke voll von Körnern zutragen, die aus den ergiebigen Gründen dort jenseits des Baches gewonnen worden sind.

Am Wege steht manche herrliche Buche, eines deutschen Hochwaldes würdig, Ueberreste aus den Zeiten des waldreichen Dalmatiens. Ihnen gegenüber kann man nicht selten an den Hängen den Vorgang beobachten, durch welchen so viele Strecken des Landes in eine Wüste verwandelt worden sind. Noch liegt auf ihm die dichte Humuserde, aber die Wurzeln der Bäume sind schon herausgezogen und es bedarf nur mehr der Regenzeiten einiger Jahre, um die, jetzt noch dicke Erdschicht allmählig zu dem anderen Gestein an der Straße hinabzuflößen. Schon bemerkt man bei dem Einblick, den manche offenliegende Spalte in den inneren Aufbau des Hügels gestattet, das graue Felsgestein unter der Erde, welches in nicht sehr ferner Zeit die Oberfläche aller derjenigen Hügel darstellen wird, aus welchen das thörichte Volk selbst die Stümpfe der

Bäume ausgegraben hat, in deren Schutz sich einst befruchtender Thau sammelte. Das Rauschen des Gewässers in jener kleinen Schlucht wird dann verstummt sein und sich nur vernehmen lassen, wenn nach langen Regentagen die Fluth, von keinem Pflanzenwuchs mehr zurückgehalten, hoch angeschwellt ihr Geröll gegen die Fluren hinabwälzt, welche jetzt noch dort unten grünen.

Wenn ich alle Einzelheiten der umgebenden Landschaft von hier bis gegen Romljan hin beschreiben wollte, müßte ich Vieles wiederholen, was dem Leser schon mehrmals dargestellt worden ist.

Es folgen sich, um das Bild mit wenigen Strichen zu zeichnen, Häuschen am langsamen Wasser, von einer Gruppe glänzender Pappeln umgeben, graue, nackte Engpässe, durch welche man von einer Stufe des Thales in eine höhere gelangt, grüne Flächen mit glöckelnden Schafheerden, steile Abstürze, an deren hohem Rand die Hirten rufen, Wüsteneien, deren fast stockende Wasser die Meinung hervorrufen, man befinde sich auf einer Flußscheide; Karstzüge, spärlich grün gefleckt, im Osten aber begleitet uns meist die hohe Kalkkette, überlagert von langen Schneestreifen und unendlichem Geröll.

In der Mulde des Thales aber steht Sumpfwasser hinter Steinwällen, unentschieden, ob es sich nach Nord oder nach Süd wenden soll, bald von Landzungen mit dürftigem Buschwald, bald von kleinen Inseln mit Stachelgestrüpp unterbrochen.

Das wehmüthige Geheul der Hirten dringt allenthalben auf den Weg her, ohne daß das Ohr in diesen Gründen zu unterscheiden vermöchte, woher die Stimmen dringen. Kommen sie aus dem Obsthain neben den

Häusern dort, dringen sie von dort unten herauf, wo eine Mühle zwischen Pappeln lärmt, oder von dort drüben, wo ein Pferd in der braunen Erde versinken will, als ginge es auf zerriebener Lohe, oder aus den Kalktrümmern oder jenem ausgewaschenen Graben, oder gehen sie von jenem Menschen aus, der dort wie ein schwarzer Punkt an der weißen Felswand hängt?

Niemand wüßte das in dieser vielgestaltigen, widerhallenden Einöde zu sagen.

Ehe man zu einem einsamen Hause gelangt, welches Wrba (die Weide) heißt, erblickt man noch einmal Wein auf grau-kahler Höhe, ringsum aber Steinfelder mit mächtigen Blöcken.

Hier war es, wo meiner Wanderung fast ein vorzeitiges Ende bereitet worden wäre.

Ich vernahm hinter einem der großen Blöcke einen Schuß und im nächsten Augenblicke belehrte mich das Schwirren dicht neben meinem Ohr, daß die Kugel wenige Handbreit von mir entfernt vorüber geflogen war. Es ist nicht zu verwundern, daß die vielen Räuberlegenden, welche man auf der Wanderung zu hören bekommt, bei solchem Anlaß nachträglich Furcht einjagen, und daß die vollständig sichere Ueberzeugung, die man sich aus alten Erfahrungen gebildet hat, nämlich die Ueberzeugung, daß es die Herren Malviventi niemals in solcher Weise auf harmlose Fremdlinge absehen, urplötzlich erschüttert wird oder auch ganz verschwindet.

Ich beschleunigte in Folge dessen meine Schritte sehr stark, um die benachbarte Wrba zu erreichen. Die Wrba ist eine aus Holz gezimmerte Hütte, viel sauberer als die meisten Ansiedelungen im Lande.

Der beturbante Wirth lag eben auf den Knieen, bemüht, die Funken anzufachen, welche noch in der Asche seines erloschenen Herdfeuers glänzten. Ich trug ihm mit einiger Aufregung das Abenteuer vor, dem ich soeben entkommen war.

Er aber erhob sich lächelnd und führte mir in das Gedächtniß zurück, daß es heute Sonntag sei, ein Tag, an welchem sich Jeder mit Scheibenschießen beschäftigt, der über ein Gewehr und Kugeln gebietet. So hatte denn auch derjenige, dessen Geschoß mich nahezu getroffen hätte, sich ohne Zweifel jenseits der Straße an einem Block, oder an einem Baume ein Ziel befestigt, nach welchem er schoß. Um diejenigen, die auf der Straße vorüber gingen, kümmerte er sich freilich (alla morlacca) so viel wie nicht. Ich entgegnete dem Wirth, daß es demjenigen, welchen eine Kugel trifft, gleichgiltig sein möge, ob ihn ein Scheibenschütze oder ein Räuber niedergeschossen hat. Er aber zuckte die Achseln und meinte, das seien Kleinigkeiten, die alle Tage vorkämen.

Ich habe schon mehrmals darauf hingewiesen, daß man sich unter den Räubern Dalmatiens nicht etwa blutdürstige Missethäter vorzustellen habe, wie sie etwa in anderen Ländern des Südens gefunden werden.

Der Begriff der „Malvivenz", d. h. des Räuberwesens, umfaßt nahezu ausschließlich Leute, welche draußen im Freien auf Kosten anderer Leute leben und ohne Noth fast niemals sich an Leib und Leben vergreifen, die Bauern sind es oder auch Leute, deren Verhältnisse sie genau kennen, welche ihnen tributpflichtig sind. Man sieht ja das auch in anderen Gegenden, daß sich solche Leute nur selten über einen gewissen Kreis hinaus ver-

greifen. Der Fußwanderer ohnehin ist nahezu sicher, weil man bei ihm keine Schätze voraussetzt. Selbst bei der Beraubung der Bauern wird in der Regel der Vermögensstand berücksichtigt und nach einer Art von Census verfahren, welcher dem einen zumuthet, daß er wohl den Verlust eines Schafes nicht aber den eines Pferdes verschmerzen könne, und einem noch Aermeren gegenüber beruhigt sich der Malviwent vielleicht mit einem paar Opanken oder einem Truthahn.

Das ist die Wahrheit über diese Leute im Allgemeinen und der Fremdling soll sich von Reden, welche anders lauten, durchaus nicht irre machen lassen.

Es ist für den Ankömmling überaus schwer, sich in den widersprechenden Reden zurecht zu finden, welche er darüber von allen Seiten zu hören bekommt, und das umsomehr, je weniger Leute sich in den Städten finden, welche das Land aus eigener Anschauung kennen. Am allerwenigsten darf man hoffen, von den Beamten darüber reinen Wein eingeschenkt zu erhalten. Diese wissen in der Regel am wenigsten.

Ich erinnere mich an eine Warnung, die mir zur Zeit meines ersten Aufenthaltes in Dalmatien ein italienischer Beamter zukommen ließ, und welche nichts weniger besagte, als daß es gefährlich sei, sich auch nur eine halbe Stunde weit von der Stadt zu entfernen. Solchen Behauptungen aber steht die Thatsache entgegen, daß ein vernünftiger Fußwanderer bis zur Sutorina hinab — um wie viel mehr noch auf den Scoglien — keiner ernstlichen Gefahr begegnen wird.

Ausgenommen aber werden müssen manche Uebergänge aus den Grenzgegenden nach Bosnien, die gebirgige

Umgegend von Knin, Verlika, Imoski und mancher Strich an der unteren Narenta. Auch der Uebergang nach Kroatien über den Welebit ist keineswegs vollständig geheuer. In diesen Gegenden erscheint es rathsam, sich mit Gensdarmen und zuverlässigen Geleitsmännern zu umgeben.

Hat man die Grenzgebirge, welche die eigentlichen Sitze der Räuberhorden, wie der Raubvögel sind, überschritten, so ist selbst in Bosnien nicht mehr viel zu besorgen, wenn man sich nicht allzusehr von den großen Straßen entfernt, die von den wackeren türkischen Gensdarmen thatkräftig überwacht werden.

Die Räuber in jenen Grenzgebirgen stellen in ihrem Benehmen auch deßhalb eine Ausnahme von den Bräuchen der Malviventi in Dalmatien dar, weil ihre Banden aus verworfenem Gesindel verschiedenartiger Völker, aus Kerkerflüchtlingen, zusammengelaufenen Verbrechern jeder Art gebildet sind. Beispielsweise ist eine große Bande — sie zählt etwa vierzig Köpfe — die sich dermalen in den Grenzgebirgen zwischen Sign und Imoski aufhält, von zwei Häuptern befehligt, einem Türken und einem Italiener, der sich aus einem Bagno Neapels hieher geflüchtet hat. Letzterer Italiener betrieb seltsamer Weise, ehe er die Räuber in den hohen dinarischen Alpen befehligte, zu Spalato das Geschäft eines Blumenverkäufers. Zuletzt nahm ihn ein Herr als Gärtner in seinen Dienst. Er entfloh aus dem Garten, um sich den Räubern zuzuwenden, die ihn wegen seiner Verdienste und Erfahrungen aus den Abruzzen zum Anführer wählten.

Dieses Sachverhältniß im Allgemeinen war mir bekannt, nicht minder auch die Sicherheit, mit welcher ein Fremdling auf der von mir eingeschlagenen Straße

geht. Dennoch aber hatte jener Schuß für einen Augenblick das ganze Gebäude meiner Ueberzeugungen über den Haufen geworfen. Wer darüber lächelt, der möge einen Zufall abwarten, welcher ihm in derselben unvorhergesehenen Weise entgegentritt.

Die Geschichte mit dem Schusse hatte noch ein ergötzliches Nachspiel.

Kaum hatte ich die Wrba einige hundert Schritte hinter mir liegen, als plötzlich aus dem raschelnden Blätterdickicht des braunen Buchengestrüppes ein kräftiger Mann auf mich zusprang, den rothen Turban auf dem Kopfe, die lange Flinte in der Hand und große Messer im Gürtel. Er kam in eiligen Sätzen heran und abermals tauchte eine sehr deutliche Erinnerung an die Uskoken in mir auf.

Der Mann mit dem Turban und den vielen Messern war aber kein „Wolf vom Berge". Denn nachdem er ganz dicht an mich herangekommen war, begann er eine Rede, aber weder in der Sprache der Haiduken, noch in der der grimmen Osmanlis, sondern in jenem deutsch, wie man es von sprachbeflissenen Böhmen und anderen Kindern der Slava zu hören bekommt:

„Seind Se daitsch?"

Diese wundersame Frage hatte eine Menge Erläuterungen im Gefolge, während welcher ich mit dem gemüthlichen Turbanträger bis an den Fußsteig gelangte, der hier nach dem zwischen Buchen versteckten Dorfe Postinje abführt. Ich hatte zwar bei der großen Menge von Fragen, die mir der Mann vorlegte, kaum Gelegenheit gefunden, meinerseits ihn auszuforschen, erfuhr aber doch, daß er seinerzeit bei den kaiserlichen Jägern gedient und von daher

ſich eine nicht gerade zu verachtende Kenntniß unſerer Mutterſprache erworben hatte.

Als wir von einander Abſchied nahmen, drückte er mir mit der Bemerkung die Hand, daß wir uns wohl in dieſem Leben zum letzten Mal geſehen haben möchten. Ich antwortete ihm, daß ein Reiſender die Menſchen nur kennen lerne, um ſich wieder von ihnen zu trennen, und wünſchte ihm alles Wohlergehen auf ſeiner weiteren Pilgerfahrt in dem einſamen Thale von Poſtinje. —

Von hier bis zum Dorfe Mutſch erfreut ſich das Auge an hochſtämmigen Buchen, die den dürren Steinboden mit ſeinen großen Blöcken überſchatten; über dem Laubwald aber, der hie und da den Rebengarten unterbricht, ziehen ſich links und rechts die grauen Wände hin, das enge Thal abſchließend.

Auch hier übten ſich aller Orten, dem Sonntage zu Ehren, die Männer im Scheibenſchießen, daß es fortwährend rollte und donnerte zwiſchen den Bergwänden. Doch ſchienen mir dieſe ihr Ziel abſeits von der Straße zu wählen, denn ich hörte keine Kugeln mehr an mir vorüberpfeifen.

Das Dorf Mutſch liegt, wie mehrere andere Anſiedelungen dieſes Thales, weithin zwiſchen Felsblöcken und Buchen verſtreut.

Das beſte Haus darin wird von den Gensdarmen eingenommen, von denen hier ein Poſten aufgeſtellt iſt.

Bei dieſen beſchloß ich, da es dunkelte, über Nacht zu bleiben. Ich wurde freundlich aufgenommen und hatte es auch ſonſt keineswegs zu bereuen, daß ich gerade in dieſem Hauſe ein Obdach fand.

Als die Lampe braunte und mir der Führer der

Gensdarmen, ein wackerer Istrianer den Tisch mit wohlschmeckendem Fleische hatte besetzen lassen, theilte er mir unter Anderem mit, daß ihm heute eine Mittheilung zugekommen sei, deren Bedeutung eine große wäre, wenn sie sich als wahr erwiese.

Ein Räuber und Brandstifter, der lange von seinen Gensdarmen verfolgt wurde, sollte sich in dieser Nacht in einem bestimmten Hause befinden. Der Führer setzte hinzu, daß er an der Genauigkeit dieser Mittheilung zweifle, sie aber dennoch nicht gänzlich in den Wind schlagen dürfe.

Die Betriebsamkeit des gesuchten Räubers bestand darin, daß er den Leuten ihr Vieh stahl und später denselben sagte, für so und so viel Thaler wolle er ihnen den Ort bezeichnen, an welchen „die Diebe" es gebracht hätten. Auch war ihm jener bekannte Brauch geläufig, Boten zu Diesem und Jenem zu schicken mit dem Auftrag, demselben Wein, Schuhe, Fleisch, Pulver u. s. w. auszuliefern, wenn er nicht die Flamme in seinem Besitzthum sehen wolle.

Der Mann war keiner von den eigentlichen Malviventen, deren eigentlicher Lebenszweck es ist, in schönen Waffen und Kleidern einher zu stolziren, die das Eigenthum je nach den Verhältnissen des Besitzers mit einem gewissen Billigkeitsgefühl brandschatzen und durch ihre Selbstgenügsamkeit, wenn man es so nennen darf, die Aristokratie unter den Feinden der Gesellschaft vorstellen. Der Gesuchte war vielmehr eine echte verkommene Strafhaus-Natur, dem Aermsten wie dem Reichsten gefährlich, der sich auch in den meisten Fällen lügenhafter Weise mit dem Schrecken zu umgeben wußte, welchen die Bewohner vor der Macht der eigentlichen Malviventi empfinden. Denn das eben ist das Aergste am Räuber-Unwesen, daß eine

Menge von Subjecten, die mit den Uskoken der Gebirge gar nichts zu schaffen haben, Diebe und Gauner der gewöhnlichsten Art, durch Drohungen in ihrem Namen die Bauern ängstigen.

Nachdem die Nacht schon ziemlich vorgerückt war, rief der Führer nach dem „Knecht" der Station und befahl ihm die Gensdarmen, die fast sämmtlich orts- und sprachkundig waren, nach dem bezeichneten Orte zu führen.

Ein solcher Knecht auf einer Station ist in der Regel ein Erbstück, oft ein alter verabschiedeter Soldat, welcher viele Generationen von Gensdarmen in diesem Hause bedient hat, ein Angehöriger des Dorfes, ein Verwandter des Hausbesitzers oder dergleichen.

Nachdem die Anweisung an diesen Mann ertheilt worden war, folgte ein anderer merkwürdiger Auftritt.

Es traten vier Gensdarmen ein, lauter rüstige handfeste Gestalten mit aufgepflanzten Bajonetten und meldeten sich, wie es die Vorschrift des Dienstes verlangt, bereit zum Aufbruch nach dem Hause, welches ihnen angegeben worden war. Der Führer blieb auf seinem Stuhle sitzen und erklärte ihnen, jedem einzelnen, was sie zu thun hätten, wenn sie nach dem Aufstoßen der Thüre den Räuber im Innern der Hütte vorfänden.

Der Führer machte es ihnen durch Geberden deutlich, wie der Eine das Gewehr an der Wange anlegen, der Andere das Bajonett auf die Brust setzen, ein Dritter ihm die Fesseln anlegen und ein Vierter die Ausgänge bewachen sollte.

Nachdem diese Belehrung beendet war, theilte er Zündhütchen aus, welche die Leute sofort an ihre Gewehre

ſetzten. Darauf machten dieſe „Kehrt euch“ und ſchritten mit ihren Bajonetten in die Nacht hinaus.

Ich unterhielt mich darauf noch drei oder vier Stunden mit dem braven Iſtrianer. Er zeigte mir die ſchön eingerahmten Lithographien, die Belobungszeugniſſe für die Tapferkeit, mit welcher er gefürchtete Räuber überwältigt und eingefangen hatte, die Denkmäler eines Lebens voll von Mühſal und Entſagung, die ihm kärglich belohnt wird, während Müßiggänger, die der Staat mit Gold überſchüttet, von einer Garniſon zur andern umherlungern. Aus den Erlebniſſen eines ſolchen Mannes ließe ſich ein Buch zuſammenſtellen, welches über die Verhältniſſe des Landes weit lehrreicher wäre, als alle diejenigen, welche bis jetzt geſchrieben worden ſind, und auch die, welche man noch ſchreiben wird. Von dieſen Dingen erfährt man nur, wenn man in die Einöde pilgert, wo ſich dem ſeltenen Gäſte gegenüber der Mund öffnet und die Zunge belebt.

Ich war von dem langen Wege und von den verſchiedenen Eindrücken des Tages müde geworden und legte mich ſchlafen, ehe die ausgeſendeten Gensdarmen, auf welche wir mit Ungeduld warteten, zurückgekehrt waren. Der Iſtrianer trat mir ſein eigenes Lager ab, wünſchte mir gute Nacht und ſetzte ſich hinaus in die Küche an die Reſte des Herdfeuers, um ſeinen Männern zu öffnen, wenn ſie zurückkämen.

Ich hatte die Augen noch nicht geſchloſſen, als ich draußen vor dem Hauſe mehrere Stimmen vernahm, welche die Melodie des Radetzky-Marſches pfiffen. Das konnte Niemand ſein als unſere Gensdarmen, die mit irgend einer frohen Kunde nach Hauſe zurück kehrten.

In der That pochte einige Augenblicke ſpäter der

Istrianer an der Thüre und theilte mir mit, daß der gesuchte Uebelthäter von seinen Leuten gefunden und eingeliefert worden sei.

Ich ging hinaus, um den Mann zu betrachten, dessen Gestalt von einer Laterne beleuchtet, mit über die Brust gefesselten Armen, kläglich in dem kalten Stübchen stand, welches in diesem Hause als Gefängniß diente.

Die Gefängnisse in den Häusern der dalmatischen Gensdarmerieposten enthalten nichts als die vier Wände und den Boden, nichts, durchaus nichts Anderes.

In dieser Keusche stand nunmehr der Mensch, der noch kurze Zeit vorher sich beim Herdfeuer eines Gastfreundes sicher gefühlt und vielleicht seiner Verfolger gespottet hatte.

Der Gefangene hatte nicht das Geringste an sich, was romantische Einbildungskraft bei einem Räuber gerne vorausseţt.

Es war ein langer hagerer Mensch, dessen bleicher Gesichtsfarbe man den jahrelangen Aufenthalt im Kerker wohl ansah. Er war weder trotzig noch unterwürfig, sondern machte das gewöhnliche Gesicht eines Spitzbuben, den man auf frischer That erwischt hat.

Die Gensdarmen gaben sich unverhohlen dem Ausdruck ihrer Freude hin, daß ein Mensch, um dessentwillen sie manche kalte Boranacht in dem schrecklichen Geklipp der Steinwüsten hatten zubringen müssen, nunmehr sich in festem Gewahrsam befand.

So brachten denn die ermüdeten Männer eine vergnügte Nacht neben dem Kerker ihrer Beute zu, welche zaghaft in die Perspective einer Reihe von Kerkerjahren zu blicken hatte, wenn ihr die erworbenen Mittel nicht erlaubten, den „Herrn Profoßen“ u. s. w. gefügig zu machen.

Auch im Dorfe herrſchte allgemeine Genugthuung und Freude über den gelungenen Fang. Die heimkehrenden Gensdarmen wurden mit lautem Zuruf und Živio! begrüßt. —

Am nächſten Morgen verabſchiedete ich mich von den braven Einſiedlern der Wildniß und wanderte weiter in ſüdlicher Richtung gegen den Golf von Salona hin.

Es war ein kalter Boramorgen, der Himmel zum größten Theile mit grauem Gewölk überzogen und die Wanderung bot wenig Erquickliches.

Durch die dürren Buchen raſchelte der eiſige Wind und drang das Glockengeläute der Frühmeſſe.

An kleinen Waldvierecken vorüber, welche zum Schutze gegen die Ziegen hoch ummauert ſind, führt der Weg bis zu einer Kreuzung, an welcher die Straßen nach Sign und nach Spalato von einander abzweigen.

Durch eine Ungeſchicklichkeit, welche zu beſchreiben langweilig wäre, ſind die Miglien-Steine ſo geſetzt, daß man verführt werden mag, in der Richtung gegen Sign hinzuwandern, während man vermeint, ſich dem Meere zu nähern.

Auch haben hier die Herren Morlaken, wie an ſo vielen anderen Stellen im Lande, ſich das Vergnügen gemacht, die Zahlen und andere Zeichen aus den Steinen herauszuhauen, ſo daß Irrthümer erzeugt werden.

Auch ich ließ mich täuſchen und wanderte eine weite Strecke gegen Norden, mich immer mehr von meinem Reiſeziele entfernend, welches im Mittag lag. Endlich belehrte mich die Bora, welche mir nun gerade in's Geſicht entgegenraste, und als ich eine zwiſchen zwei großen Steinen eingeniſtete Hütte betrat, in welcher die Leute in der Aſche

des Feuers umherlagen, erfuhr ich vollends zu meinem großen Verdruße den Umweg, den ich in der Richtung gegen das verschneite Gebirge von Sign hin zurückgelegt hatte.

So trat ich denn, diesmal im Rücken von der Bora gejagt, den Weg zur Kreuzung an. Ich erreichte sie nach langem Marsche und stieg die Straße an, welche zur Hochebene von Prugowo führt.

Auch auf dieser Straße wechseln die Aussichten zwischen dalmatischer Kalkwüste und saftigen Alpengründen und Baumangern.

Hie und da sieht man Schafe zwischen hohem Grase weiden, während andere Oertlichkeiten, durch welche der Weg führt, eine unabsehbare graue Wüstenmulde zwischen den nackten Bergen vorstellend, nur von kaffeebraunen Regendümpeln unterbrochen. Hier unterscheidet sich die Landschaft in gar nichts von der Boraja, welche jenseits des westlichen Gebirges sich hindehnt, und welche uns vom Nachtlager zu Pratatnizza her bekannt ist.

Der Stand der Sonne ist nur durch eine gelbliche Scheibe erkennbar, eine runde Oeffnung, mit welcher der Bora-Himmel, grau wie das Land unter ihm, durchlöchert erscheint. In weiter Ferne sieht man hie und da den grünen Fleck einer verkrüppelten Buche an den sausenden Felswänden. Sonst ist gar keine Farbe wahrnehmbar, als die ockergelbe, die den Rand einer runden Mulde überschreitet, um den Wanderer in eine andere zu geleiten, wo ihm der Gesichtskreis auf die nämliche Weise versperrt wird. Der Fußwanderer gleicht hier einem Insect, welches eine Anzahl von aneinander gereihten Tassen zu durchschreiten hat, und

den Rand der einen nur erklimmt, um sich sofort auf den Boden der andern hinabzulassen.

Aus der Ferne tönt auch hier das Jammergeheul des morlakischen Gesanges und die Gesichter der Menschen, die uns begegnen, schauen finster und stechend darein, wie die schwarzen Dornsträucher über den messerscharfen Klippen. Es ist fürwahr ein Land des Fluches, welches da durchschritten wird.

Man muß hieher kommen, um etwas zu sehen, was man nirgends in den Alpen findet, außer auf manchem Hochkar unter den Jochrändern. Es gibt hier Thäler ohne Flüsse, weite Mulden, in welchen das Wasser weder nach dieser noch nach jener Richtung rinnt, stumme Kirchhöfe lebendigen Wuchses.

Endlich erreichte ich zwischen zwei großen Wüsten einen freundlicheren Landstreifen, den hohen Buchenhain des Dorfes Prugowo.

Hier erhebt sich auf dem gartenähnlichen Friedhofe, in welchem auch ein Kirchlein steht, ein hohes weißes Kreuz.

Viel Volk ging auf den Gräbern hin und her und zur Schwelle der Kirche aus und ein. Mir schien, es würde eben eine Todtenmesse gelesen.

Einen merkwürdigen Gegensatz stellten da ein altes Weib dar, welches betrübt auf ein Grab hinschaute, und ein junges Paar, das plaudernd und scherzend, die Arme auf die Kirchhofsmauer gestützt, draußen unter den welken Buchen stand.

Mir kam bei diesem Anblick ein Lied in's Gedächtniß, welches mit vielerlei Abänderungen des Textes in ganz Dalmatien gesungen wird und, wortgetreu nach einem dieser Texte übersetzt, folgendermaßen lautet:

„Lieber iſt mir Livno*) als Sarajewo, Sarajewo wird oft von der Peſt verheert.

„Und ſo wurde es auch jetzt verheert und es ſtarben alle Jünglinge und Mädchen, es ſtarb auch Ilija, das einzige Kind ſeiner Mutter.

„Und die Mutter beweinte es und begrub den Sohn im Hofe.

„Ueber dem Grabe vergoß ſie ihm Thränen und es ſprach zu ihm die alte Mutter:

„O Ilija, du mein theures Kind! Wie ſehr quält mich die Reue, daß ich dich nicht an eine Jungfrau vermählt, oder dir theure Brüder geboren, oder dir eine grüne Dolama**) zugeſchnitten, oder dir ein weiches Hemd genäht habe.

„Das todte Haupt antwortete aus dem Grabe: „Ich denke nicht daran, o meine liebe Mutter!

„Die ſchwarze Erde iſt meine Jungfrau, und die Würmer ſind meine Brüder.

„Das grüne Gras iſt mir Dolama und der harte Fels Hemd.

„Aber um das bitte ich dich, o meine liebe Mutter: Gehe hin zu meinem Pobratine***) und grüße ihn, daß er nicht den Glauben eines Mädchens berücke.

„Denn ſchwer iſt der Fluch eines Mädchens. Wenn es flucht, ſo wird es im Himmel gehört. Wenn es ſeufzt,

---

*) Eine Stadt in der Hercegowina.

**) Dolman, Ueberwurf für einen Mann.

***) Der Verbrüderte, derjenige, mit welchen man nach einer bekannten ſüdſlaviſchen Sitte die Ceremonie der Verbindung eingeht.

so erhört es Gott, wenn es jammert, so erreicht der Jammer den Himmel.

„Solches ist der Fluch eines Mädchens. Wenn du es aber nicht thust, o Mutter, so wird ihn ein schlimmer Tod tödten, wie er auch mich Helden getödtet hat.“

Dieses wunderliche Lied, welches mehr verschweigt, als erzählt, stimmte überein mit dem Eindruck eines räthselhaften und unbekannten Fluches, welcher hier über Berg und Thal zu schweben scheint. Die „Dolama“ dieses Landes sind die steinbedeckten Wüsten und der graue Fels ist sein Gewand und sicherlich ist auch an diesem Tode das Verderben des jungfräulichen Waldes Schuld, der einst lustig auf allen Hängen grünte.

Vom Kirchhofe zu Prugowo an bis zum Castelle von Clissa ist es abermals zum großen Theile Wüste, welche wir durchwandern.

Die Bora hat während der Nacht die kalkigen Schlammtümpel des Steinlandes mit einer Eisdecke überzogen. An mancher derselben sieht man nunmehr einen Morlaken in seiner braunen Kutte stehen, das Eis einschlagen und sich tränken mit der zähen Flüssigkeit. Die schneidende und überaus trockene Luft dieser Höhen erzeugt nicht nur Hunger, sondern noch weit mehr Durst, so kalt sie uns auch anwehen mag.

Wenn man den beschneiten Mossor betrachtet, der sich gerade vor uns im Süden erhebt, so denkt man schwerlich daran, daß den Wanderer hier unten die Lust anwandeln kann, die Eisdecken grauer Pfützen aufzuschlagen, um seinen Durst zu stillen. Und dennoch ist es eine Wahrheit, daß Jemand, welcher Stunden lang in einem solchen Luftstrom hingeht, der nur über

trockene Wüſten ſtreicht, ſein Verlangen, wie ſehr ihn auch vielleicht der Hunger zu beläſtigen beginnt, doch vorzüglich nach einer Quelle richtet.

In dem Steinfelde ſieht man hie und da Menſchen, welche gebückt eine Danaiden-Arbeit verrichten, indem ſie befliſſen ſind, die Kalktrümmer von irgend einem Grunde wegzuräumen. Mancher auch durchfurcht mit einem elenden Pfluge, der nur aus einem einzigen Balken beſteht, in welchem ein krummes Eiſen befeſtigt iſt, den nothdürftig von Felstrümmern geſäuberten Boden, eine unfruchtbare Arbeit in der unfruchtbaren Erde.

In dieſer Oede überraſcht den Wanderer, der in Dalmatien ſo ſeltene Anblick eines Schloſſes, welches am Hange einer grauen Brda (Brda — Steinberges) erbaut iſt. Dieſe Anſiedelung heiß Konjsko und das Gefilde, über welches ſie ſich erhebt, iſt traurig anzuſehen im öden Winter, wenn die Bora zwiſchen den Steinen heult, mag aber noch trauriger zur Sommerszeit ſein, wenn die heiße Luft unbewegt in der waſſerloſen Wüſtenei ſtockt.

Das graue Gefilde von Konjsko wird durch einen hohen Karſtrücken, über welchen ſich die gelbbraune Straße hinaufſchlängelt, von dem Thale zwiſchen Sign und Salona getrennt.

Vor dem Anſtieg zu dieſer Höhe, auf welche die Bora hinſtürmte, als wolle ſie dieſelbe gegen Jeden vertheidigen, der ſie zu betreten im Begriffe ſtand, hielt ich Raſt in einer kleinen Herberge an ihrem Fuße.

Auch hier lag ein junges, buntgekleidetes und mit edlen Metallen geſchmücktes Frauenzimmer auf der Schwelle und ließ ſich die langen ſchwarzen Haare durchſuchen. Die

Wirthin erhob sich aus der Asche des Feuers und brachte einen Krug Wein, legte auch das Rippenstück eines Schweines über einen Rost und ließ es an den Kohlen schmorren. Manchmal drang die Bora zur offenen Thüre herein und wirbelte die Asche von der Herdstätte weg im finsteren Raume umher. Geflügel trieb sich in Schaaren herum und haschte nach den Krümchen, die beim Verzehren eines längst gebackenen Brodes auf den Boden fielen.

So stieg ich denn wieder gestärkt dem Nordwinde entgegen über die gewundene Straße, und die Krümmungen oft abkürzend, durch die scharfen Klippen, deren verwitterte Reihen einem Manne etwa bis zur Hüfte reichen.

Die Bora hat die Eigenschaft, daß alle Gegenstände, die Sterne bei der Nacht, die Gebirge am Tage, durch ihre Strömung hindurch sich in einer unbeschreiblichen Klarheit zeigen. Demjenigen, welcher allmählig an den Anblick des wilden Landes und der düsteren Menschen gewöhnt, nach und nach auch den Kampf gegen den wüthenden Wind nicht mehr so lästig empfindet, geht eine Ahnung des Gefühles auf, welches dort oben den Geier und in den glänzenden Schluchten des Schneegebirges den Verbannten durchdringen mag, wenn er aller Satzungen und alles Zwanges ledig, vom Feuer seiner Höhle aus oder von den Graten, denen kein Anderer naht, in die mühselige und arbeitende Welt hinabschaut.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein überraschendes Bild ist aufgerollt, wenn man die Höhe der Klippen erreicht hat, und sich der verwitterte Berg südlich senkt in den von Weingärten und Getreidefeldern bedeckten Thalkessel zwischen Sign und Cliffa.

Weit mehr noch aber wird das Auge angezogen durch

den Anblick der grauen Salzfluth, deſſen es in den durchwanderten Steinwüſten ſo lange entbehrt hatte.

Es erſcheint das Meer und jenſeits des Meeres dunkle Wände, die Eilande von Brazza und Solta. Würden wir noch höher ſtehen, ſo erblickten wir die langgezogenen Linien von Leſina und auf den Moſſor dort drüben umfaßte unſer Blick wohl die geſammte Welt dieſer Eilande bis nach Liſſa und Curzola hinüber.

Auf dem Wege über die grauen Klippen herauf hatte ſich mir ein wohlbewaffneter Morlak angeſchloſſen, der nach Cliſſa hinabging um dort Schafe einzukaufen.

Seiner Einladung folgte ich in das Haus eines Freundes, welches nur wenige hundert Schritte von der alten Veſte entfernt liegt.

Der Hausherr ſaß mit ſeinen Waffen neben dem Feuer in der Aſche und ſprach fleißig einem großen Weinkruge zu. Die Weiber waren daneben mit dem Aushülſen von Maiskörnern beſchäftigt. Dazwiſchen gingen Schweine und Schafe herum und ließen ſich die trockenen Blätter des Maiſes ſchmecken.

Ein Schaf kam öfter zum Herrn des Hauſes herangehüpft, welcher ihm den Weinkrug hinhielt, woraus das Thier begierig trank. Dieſes Schaf, verſicherte uns der Mann, verlaſſe das Haus niemals und es fiele ihm nicht ein, den anderen auf die Weide hinaus zu folgen.

Nachdem wir dieſes Haus und ſeine Inſaſſen verlaſſen hatten, erſchien bald vor uns der Felſenkegel von Cliſſa, mit den gelben Mauern gekrönt, eine ſcharf bezeichnete Silhouette, die ſich vom fernen Meere abhebt. Unten ſtehen die dunklen Oelbäume, oben wüthet die Bora

in dem kahlen Gebirge und im Hintergrunde blaut die viel zerklüftete Inselwelt.

Man kann an dieser Stätte nicht vorüber gehen, ohne sich an wichtige Zwischenfälle der Geschichte dieses Landes zu erinnern.

Die Grafen dieses Castelles waren es, welche zuerst jene, von den Ottomanen verfolgten und bedrängten christlichen Krieger aufnahmen, welche in der Geschichte unter den Namen der Uskoken*) bekannt geworden sind. Nachdem die Türken (1537) sich des festen Bollwerkes bemächtigt hatten, zogen sich die Uskoken weiter nach Zengg und Carlopago (Carlopago) unter den Schutz der Grafen Frangipani und der Könige von Ungarn. Aber die Uskoken von Zengg blieben nicht mehr die Krieger von Clissa. Aus den einstmaligen Kämpfern gegen die Ungläubigen wurden Räuber zu Land und zur See, und es währte nicht lange, bis sie von Zengg aus selbst bis nach Chioggia hinüber fuhren, um unter den Augen der Beherrscherin der Meere selbst zu plündern.

Wohl mag es auch eine Bande von Uskoken gewesen sein, welche sechzig Jahre nach der Einnahme Clissa's durch die Türken einen Versuch machte, die Veste wieder zu gewinnen. Diese Bande war vom Bischof von Zengg und der ganzen Klerisei von Spalato, den Archidiaconus an der Spitze, angeführt. Aber die Türken hatten nicht minder Glück als im Jahre 1537, dem nämlichen Jahre übrigens, in welchem auch die Raguſäer ihre Schiffe rüsteten, um sich an dem unglücklichen Zuge

*) Der Name kommt von dem slavischen Worte uskočiti, sich flüchten.

Karl's des Fünften gegen Tunis zu betheiligen. Sie schlugen die Bande und ihre Anführer nieder und nur Wenige entkamen, um zu melden, daß sie den Halbmond nicht hatten von den Mauern der Bergveſte herabwerfen können. Der Weg, welcher unter ihren kahlen Hängen neben den weißen Dächern der unten angeſiedelten Häuſer, ſtets im Angeſichte der Inſeln, ſich gegen die Gewäſſer von Salona, den alten Jadrus, hinabzieht, iſt uns, außer durch die Erinnerung an die Gräuel der Uskoken, auch noch dadurch merkwürdig, daß zur ſelben Zeit, in welcher die Türken dort oben ſaßen, bis zum Ende des ſechzehnten Jahrhundertes, die Karawanen von den Ufern des adriatiſchen Meeres von Spalato aus auf dieſem Wege ihre koſtbaren Laſten beförderten, die nach Stambul und ſelbſt bis nach dem fernen Perſien und Indien beſtimmt waren.

Es hat ſich in unſeren Tagen mehrfach ereignet, daß man die alten Handelswege mit Benützung derjenigen Mittel, welche unſer vorgeſchrittenes Wiſſen bietet, wieder aufgenommen hat. So hoffen denn auch jetzt die Einwohner von Spalato, daß jener Schienenſtrang, welcher in kurzer Zeit aus dem Innern des türkiſchen Reiches nach irgend einer Stadt am Adria gelegt werden wird, an keiner anderen Stelle ausmünden werde, als an derjenigen, wo der alte Cäſar ſeinen Rieſenpalaſt erbaut hat und die Morgenländer Jahrhunderte lang die Fracht venetianiſcher Galeeren in Empfang nahmen.

Dieſe Meinung wird gerechtfertigt, wenn man eine Karte der öſtlichen Länder genau betrachtet, und es dürfte wohl der Tag kommen, an welchem die Locomotive viel gewaltigere Laſten durch die Schluchten ſchleppt, als einſt

die Karawanen zur Zeit der Uskoken. Früher freilich gefiel den Türken als Stappelplatz noch mehr Ragusa, welches noch dermalen keine Meile von ihrer Grenze entfernt liegt, und die vierzigtausend Einwohner, welche um das Jahr 1400 zu Ragusa saßen, verdankten ihr Dortsein fast alle der Vorliebe ihrer östlichen Nachbarn für die blühende Stadt des Omblathales.

Die Straße, welche von Cliſſa in mächtig ausgreifenden Windungen zum Meere hinabführt, kann in den Hohlwegen und Bachbetten abgeſchnitten werden, welche ſich auf den ſteilen Hängen überall durch den ölbedeckten Boden hindurchzieht. Gegen Südoſten hat man verſchobene Bergcouliſſen, die mächtige Alpenlandſchaft der Poljizza, deren ſteile Hänge über Almiſſa ins Meer fallen.

Hinter uns ragen die grauen Jöcher über einen grünen Garten und vor uns erſcheint die baumreiche Halbinſel, die Halbinſel Spalato's, welche mit ihren Felsrändern vom Kanal der fünf Caſtelle umfluthet wird.

Nicht wenig erfreulich wird es jedem Wanderer dünken, wenn er, die durchſchrittenen Wildniſſe im Gedächtniß, nunmehr Salona betritt, ſeine weißen Häuſer in Gärten und den klaren Fluß ſieht, welcher zwiſchen Blumen und Baumangern dahinrauſcht.

Es hat in der That dieſes Städtchen nicht das mindeſte Dalmatiſche, beſſer geſagt Morlakiſche, an ſich und es ſcheint, als ob aus jenen Tagen der Römerzeit, in welchen hier alle Ueppigkeiten Roms zu ſehen waren, ein gewiſſes Behagen an den Einrichtungen und den Lebenserforderniſſen einer beſſeren Welt ſich bis heute unter den Anſiedlern erhalten hätte.

Salona hat vollständig das Ausſehen eines deutſchen Städtchens am Fuße der Alpen, in welchem Fremdlinge von weit und breit ihre Sommerfriſche halten. Hoch über den Pappeln des Fluſſes ragen die wolkigen Berge, und dieſer ſelbſt rauſcht ſo jugendfriſch, als wären noch hunderte von Meilen bis zum Meere hin, welches ihn jenſeits der nächſten Wieſe erwartet.

Weiße Mauern mit grünen Läden ſtehen jenſeits der Gartenzäune, und ſelbſt kleine Badhäuschen ſpringen in den Fluß vor, in welchem zur Sommerszeit die Einwohner ſich in den Wellen des Flüßchens kühlen. Es mag angenehm ſein, am lauen Abend unter den glänzenden Sternen vor den Mauern des „Café Diocleziano“ zu ſitzen und zugleich das heimliche Murmeln des Fluſſes zwiſchen den Gärten wie das dunkle Rauſchen der Meereswogen an dem von Oelbäumen überſchatteten Geſtade zu vernehmen.

Siebentes Capitel.

Eine Meerfahrt längs der Küſten.

In einer Nacht mehrere Stunden vor Sonnenaufgang beſtieg ich das Schiff, welches mich von Sebenico bis weit hinab in die Bocche bringen ſollte.

Die orangefarbene Mondſichel hing über den Felſen, als ob ſie die Flamme eines Leuchtthurms wäre, der den Ausweg aus dem bleichen Felſenlabyrinth zu zeigen habe.

Wir waren ſchon im Angeſichte des endloſen Ge-

wimmels von Felsspitzen, welche von der Insel Zuri bis zur Incoronata allenthalben sich aus dem Meere erheben, als sich am östlichen Himmel eine rothe Wand erhob, von welcher Strahlen zum Zenith empordrangen und dessen nächtliches Grau allmählich auflösten. Nach und nach leuchtete selige Klarheit, silbernes Licht auch zwischen jener rothen Wand und dem Scheitelpunkte des Himmels. Zuletzt schwand das Roth am Himmelsrande in Gold, und über die See, welche, von einem starken „Greco" bewegt, auf das Verdeck herstäubte, fielen Strahlen, neben welchen das Meer urplötzlich seine lebendige grüne Farbe erhielt. Die Sonne trat herauf, und das Leben der weiten Fläche war angefacht.

Nunmehr erblickte man im jungen Lichte die weite, vom Wasser umwallte Gebirgswelt mit den Gipfeln, die in so geringer Höhe über den weißen Kranz ihrer Brandung emporschauen. Mitunter sieht das Alles aus, als wären sämmtliche Basteien, Thürme, Vorwerke, Schanzen, Wälle einer ungeheueren Festung bis nahe an den Rand hin unter Wasser gesetzt.

Dazwischen glänzt hie und da eine einzige Uferstelle in weiter Ferne an dem zernagten Mauerwerk so blendend weiß, daß sie nicht mehr zu unterscheiden ist von einem Segel, welches ein greller Sonnenblick aus einem Streifwetter trifft.

Auch in die Vögel schien mit dem Aufgange des rothen Gestirnes Leben gekommen zu sein.

Die großen Möven (Crocaji genannt) verließen die breiten Straßen hinter dem Schiffe nicht mehr, deren breite Wogenspitzen purpurn funkelten.

Sie flogen auf, sie flogen ab, berührten einen Augen-

blick das wallende Waſſer und glänzten im nächſten hoch über ihm vor den Goldfranſen des Aufganges oder einem der ſchwarzblauen Felſen, die nächſt uns im Meere waren. Sie bewegen ſich in ſteten Kreiſen, doch dem Zuge des Schiffes folgend, ſo etwa, wie der Mond dort, welcher durch eine erbleichende Wolkenlücke ſchaut, um unſere Kugel ſich dreht und ihr doch folgt im Laufe um den rothen Ball, welcher dort in der Tiefe endloſer Wolkencouliſſen flammt.

Auf dieſer Fahrt iſt das Ufer des Feſtlandes nicht minder merkwürdig, als die fernen Scoglien und die nahen Felsbänke, durch deren unabſehbare Schaar das Schiff ſich durch den Greco hindurchkämpft, während drunten die Kohlen wie Erzglanz glühen, die Lampen ſchwanken, die Keſſel klirren und Sprühregen roth ſchillernd das Verdeck überſtäubt.

Auf dem Feſtlande dehnt ſich jene Wüſte, welche wir in der Boraja durchwandert haben, die dort hinter den nächſten Bergen liegt, faſt bis zum Meere herab aus. Da ziehen ſich graue Buchten, um die herum gar ſpärliche Ginepre-Sträucher wachſen, in das felſige Land hinein. An ſeinem Strande erhebt ſich hie und da eine, aus rohen Steinen zuſammengelegte Hirtenhütte und mancher Riff, die verwitterte Kante einer halb umgelegten Kalkplatte, ragt mit ſeinen zerfreſſenen Rändern halb aus dem Schaum empor, ein langer ſchwarzer Molo, welcher ſich vom Lande in die Salzfluth hineinzieht.

Im Meere draußen erſcheint Liſſa in dämmernder Ferne, eine hohe blaue Kuppe.

Viel näher aber ſchwimmen Scoglien auf dem

Waſſer, wenige Fuß über dasſelbe erhaben, völlig nackt, fladenförmige Felſen, Rücken ſteinerner Meerungeheuer.

Wenn man in der Gegend von Punta Rogosnizza das Feſtland betrachtet, ſo hat man den gewöhnlichen Anblick dalmatiſchen Grundes, den grauen Boden durch die Lücken der entfernt von einander ſtehenden Bäume wohl ſichtbar und die gelbgrauen Steinmauern, welche in langen Linien und Vierecken das Alles abgrenzen und einzirkeln. Auf dieſen Scoglien aber ſieht man gar keine Spur menſchlicher Anweſenheit, und nur auf einem einzigen erhebt ſich ein gelbes Gemäuer, am meiſten einer Kirche ähnlich.

So wechſelt die Anſicht, je nachdem der Blick ſich nach Oſten oder nach Weſten wendet. Hier ſpärliche und niedrige Büſche auf dem Felsland, dort die Inſeln und jenſeits derſelben die blinkende Metallfläche des Meeres am Geſichtsrande.

Je mehr aber, über Traù und Vecchio und Zirona hinweg, ſich dem Canal della Brazza nähert, auf welchen von allen Seiten hohe Gebirge herabſchauen, deſto großartiger geſtaltet ſich die Rundſchau.

Was iſt denn eine Schweizerlandſchaft, ein Thal des Hochgebirges gegen das Stück Erdoberfläche, welches vor uns liegt? Erſt, wann durch jene die Fluth des vielfarbigen Meeres rauſchen wird, dann mögen ſie ſich mit den Waſſerthälern Dalmatiens vergleichen.

In weiter Runde ſtehen im Meere umher die Gebirge, oben vom Winter mit glänzendem Schnee bedeckt, unten blau dämmernd wie Kornblumen.

Vor ihnen erheben ſich die gelben Scoglien, um ſie wallt in der Ferne das grüne, näher das purpurne, noch näher das blaue Meer und vor unſerem Schiffe der weiße

Schaum. Dazwischen ziehen sonnenglänzende Segel, denen der dunkle Schleppkahn folgt, stehen unbewegliche röthliche Pyramiden, ragen schwarze Blöcke schaumtriefend, erheben sich Inselchen, gebogen wie der schwarze Rücken verschwundener Saurier, ragen plötzlich gelbliche Steinhaufen, weiß umzüngelt, aus der bunten Wasserfläche.

Und das Alles wallt und haucht und schäumt und weht dir Leben und Gesundheit zu. — Fürwahr ein Genuß, welcher die Mühseligkeiten der Reise ganz anders belohnt, als das finstere Elend der Steinwüsten im Inneren.

Ehe man Spalato erreicht, fährt man an den steilen, gelben Abstürzen der Insel Bua hin, auf deren Rücken, den Oelbaume bedecken, Erdöl quillt. An den gelben Wänden hat sich hie und da auf einem Vorsprunge Strauchwerk angesiedelt. Sonst aber erscheint die Seite des Eilandes so kahl, wie nur irgend eine der ausgehöhlten Scoglien-Pyramiden.

Schon zeigt sich wieder im Osten der hohe weiße Gipfel des Mossor, und zur Linken erscheinen die blendenden Dörfer der „fünf Castelle“ im Hintergrund der Bucht. Ueber die Berge von Almissa hängt ein silberglänzender Bogen herab, der bis zum Meere reicht — einem Gletscher Grönlands vergleichbar, dessen Eiswand von den Wellen aufgelöst wird.

Im Meere draußen dagegen schließt unter einem hellgrünen Luftstreifen, der unheimlich und sturmdrohend im Südwesten glänzt, das langgestreckte Lesina, das liederreiche „Hwar“ der Slaven, den weiten Gesichtskreis.

— — — — — — — — — — — — — — — —

So viele Reize auch eine Seefahrt demjenigen gewährt, so sehr ermüdend würde ohne Zweifel für den

Leſer eine Aufzählung der Erſcheinungen des Ufers wie des Meeres werden, die ſich auch reichlich wiederholen.

Da es uns vorläufig — bei dieſer Fahrt — nur um eine panoramenhafte Anſicht des Landes zu thun iſt, um einen Anblick aus der Vogelperſpektive, ſo können wir uns, nach der eingehenden Schilderung der weſentlichen Merkmale des Uferlandes im Vorhergehenden, mit wenigen, bezeichnenden Strichen begnügen.

Die erſte größere Anſiedelung, welche man im Süden von Spalato erreicht, iſt Almiſſa, hart am Abſturze des Kalkgebirges ins Meer gelegen, ein ſchmutziges Felſenloch, von Cypreſſen überragt, mit gelben und braunen Häuſern, trübem Waſſer im Hafen, ein Sebenico im Kleinen.

In wenigen Stunden ſpäter wird Makarska erreicht, welches ihm gleicht, wie ſich Städte nur gleichen können. Schneeflecken und Wolkenkronen auf den grauen Feſtlandgebirgen, Oelbäume auf braunem Boden, glanzvolle Meeresfernen zwiſchen den Inſeln, dunkle Zacken von Leſina und Curzola, alte Thürme auf Klippen, drohende Nebel über Bergſtirnen herabgezogen. — überall unzählbare Scoglien, bis das Schiff im Hafen des blüthenreichen Grawoſa Anker wirft — Landſchaften und Seebilder, jedes einzelne voll von Pracht und Farbenglanz, doch unmöglich in ihrer Aufeinanderfolge eines unbeſchadet des andern zu beſchreiben, ohne die Einbildungskraft des Leſers zu verwirren.

Der Spaziergang, welcher von Grawoſa nach Raguſa hinüber führt, iſt ohne Zweifel einzig in Dalmatien. Dieſer Weg gleicht in der That den berühmten

Küſten von Sorrent oder der nicht minder gefeierten Riviera des liguriſchen Meeres.

Das grüne Meer ſchäumt in ſteile Buchten hinein, an deren Felswänden Agaven, Aloes und Cacteen jeder Art grünen und in deren Spalten keine Jahreszeit die Pracht ſüdlicher Blumen welken läßt.

In geringer Entfernung fließt die Ombla, der alte Orion, urplötzlich aus den Felsſpalten aufquellend, durch ein kurzes Thal voll ſüdlicher Herrlichkeit dem Meere zu, einer jener Flüſſe, welche mehr mächtige Quellen genannt werden können, die unweit des Strandes aus dem Kalke zu Tage treten, gleich dem Kaiſerbrunnen zu Borgo Erizzo. Von dieſem Fluſſe ſingt ein raguſäiſcher Dichter das ſeltſame Diſtichon:

Danubio et Nilo non vilior Ombla fuisset,
Si modo progressus posset habere suos.*)

Der Weg ober den duftigen Buchten des Meeres erinnert völlig an jene berühmten Landſchaften, welche die Einbildungskraft Claude Lorrain's geſchaffen hat. Es iſt eine griechiſche Gegend mit ihrem Meer und mit ihrem Himmel, mit ihren glänzenden Pflanzen und ſchroffen Bergſtirnen. Auch fehlt die Nachtigall nicht in den Gärten, aus welchen die Palme ihre langen Zweige erhebt und wie beim Sophokles die Nachtigallen Attika's, ſo werden von den Dichtern Raguſa's, des ſlaviſchen Athen, die der Gärten von Grawoſa geprieſen.

Als ich zum erſten Male von der kleinen Ha-

*) Die Ombla würde nicht geringer ſein als Donau und Nil, wenn ſie nur auf ihrer Bahn weiter fortſchreiten könnte.

fenstadt nach Ragusa hinüberging — es war ein sonnenheller Februarmorgen — konnte ich mich nicht satt sehen an der Blüthenmenge, welche eine unvergleichlich größere war, als auf jedem anderen Gefilde, welches ich bisher durchwandert hatte.

Wie groß war mein Erstaunen, als auf den Tisch des Gasthauses ein hoher Strauß aufgesetzt wurde, an dessen langen Stielen eiförmige Früchte hingen von der Farbe unserer Eicheln. Man sagte mir, das seien Datteln, in den Gärten von Ragusa gewachsen. Sie reifen allerdings nicht, und der Kern bedeckt sich niemals mit der braunen, honigsüßen Hülle, die Datteln bleiben länglichte, strohgelbe Wülste, doch ist auch ihr Heranreifen bis zu solcher Entwickelung ein Anzeichen der warmen Sonne, welche dem Lande von Ragusa leuchtet. Eine einzige der Frostnächte, welche die nördlichen Gegenden in der Nähe des Welebit jeden Winter heimsuchen, würde den Baum tödten, dessen Früchte da vor mir in einer hohen Garbe standen.

Die Bedeutung Ragusa's wird durch die vielen Consulate bestätigt, deren Behausungen in den Gärten stehen in dem Baumgange, welchen man, von Gravosa herkommend, durchschreitet und welcher zu einer Großstadt zu führen scheint, nicht zu einer Ansiedelung, deren Reichthum und Bedeutung seit Jahrhunderten im Sinken begriffen ist.

Was den Fremdling zunächst in Ragusa überrascht, das ist die Sauberkeit der Straßen und der Häuser, die Abwesenheit von all dem Unflath, welcher morlakischem Wesen anhaftet.

Der „Corso“, man kann sagen die einzige geräumige Straße Ragusa's, sieht so reinlich aus, wie irgend ein anderer Corso drüben in den größeren Städten der italienischen Halbinsel. Keine andere Stadt Dalmatiens hat einen ähnlichen öffentlichen Weg aufzuweisen.

Es gibt aber auch keine Stadt im Lande, deren Geschichte gleich merkwürdig wäre, als die des alten slavischen Dubrownik.

Von seiner Gründung an — Flüchtlinge aus Epidaurus siedelten sich im Jahre 659 an ihrem Strande an — bis zu Marmont, dem Herzog von Ragusa, welcher der Stadt und dem Lande durch weise Regierung neues Leben gab, von Kriegen, Erdbeben, Seuchen — das hat die Chronik von Ragusa mit den geringsten Orten des Festlandes und der Inseln, aber die Blüthe südslavischer Dichtkunst, welche sich in ihren Mauern entfaltete, gibt ihr einen absonderlichen Vorzug vor allen übrigen Municipien.

Es kann nicht gezweifelt werden, daß solche Blüthe vor Allem ihr Entstehen einem besonderen Umstande verdanket.

Ragusa hatte nicht gegen die Einflüsse wälschen Wesens zu kämpfen, welches allen anderen Städten durch die Oberherrschaft Venedigs aufgedrängt wurde. Es behielt seine volksthümliche Freiheit lange Zeit unter dem Schutze der Türken, und der südslavische Geist konnte sich wenigstens innerhalb der Mauern dieser kleinen Stadt ungestört entwickeln.

Es ist Sache der Literaturgeschichten und Biographien, die Poeten und Schriftsteller aufzuzählen,

welche vom fünfzehnten Jahrhunderte an zu Ragusa „blüthen“. Auch haben sich manche Reisebeschreibungen über Dalmatien, weit mehr mit diesem anregenden Gegenstande, als mit den Eigenthümlichkeiten der Natur und den heute lebenden Menschen beschäftiget. Ich kann aus diesem Grunde eine Abhandlung, welche sich gar leicht darüber zusammen schreiben ließ, bei Seite lassen. Dennoch aber will ich erwähnen, daß die Ragusäer Dichter, wenn sie sich jemals einer andern Sprache bedienten, als ihrer heimischen, in der nämlichen schrieben, in welcher zu ihrer Zeit das ganze gebildete Europa poetischer Kurzweil oblag, nämlich der lateinischen. Daß aber die Slaven Ragusa's italienisch gedichtet haben, davon ist mir kein hervorragendes Beispiel bekannt.

Von allen Poeten Ragusas wird am meisten Hieronymus Cavagin genannt, welcher sich durch eine dichterische Chronik der dalmatischen Familien unter dem Titel „Reichthum und Armuth“ hervorgethan hat. Auch ein Poet aus Curzola, Peter Canavelli, erregte durch seine Dichtungen in lateinischer und slavischer Sprache gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts großes Aufsehen.

Mir dünkt, die Dichterschule Ragusa's und das Aufblühen heimischen Schriftenthumes dortselbst seien Thatsachen, welche den wälschen Aufklärern, die alles geistige Leben in Dalmatien als Abklatsch italienischen Wesens hinstellen möchten, zu denken geben können. Da ist eine Stadt, welche nicht ihrer Botmäßigkeit und dem Zwange der Venediger unterworfen ist, und in dieser Stadt geht die geisterhafte Wila der heimatli-

chen Berge durch die blühenden Gärten hin und regt die begabten Söhne dieſes warmen Landes zum Geſange an. Was wäre wohl geſchehen, wenn es im Inſelreiche noch mehr als einen Freiſtaat, Raguſa, gegeben hätte?

Ich glaube, in dieſem Falle hätte an den Ufern des „Großen Meeres“ (ſo nennt die Bibel das Binnenwaſſer, welches ſich zwiſchen den drei Erdtheilen ausbreitet) ſich unter dem Einfluſſe eines milden Himmels der ſlaviſche Volksgeiſt, deſſen Schöpferkraft in ſo vielen Liedern erkannt wird, ſich unangefochten entwickelt und Früchte von wunderbarer Beſchaffenheit gezeitigt. — —

Nachdem wir ſo einen raſchen Blick auf die Felsküſte geworfen haben, welche ſich vom vierundvierzigſten Breitegrade bis über den dreiundvierzigſten hinauf erſtreckt, iſt es dem Leſer vielleicht erwünſcht, in eben ſo allgemeinen Umriſſen mit den Schickſalen dieſer Geſtade vor der Einwanderung des Slavenvolkes bekannt zu werden.

Selbſt wenn ich nicht die Abſicht hätte, über qieſe Vergangenheit nur wenig zu ſagen, weil ausführliche Mittheilungen aus dieſem Gebiete dem Zwecke des Buches nicht entſprechen, würde mich die Spärlichkeit der Quellen zur Kürze verhalten. Die alten Schriftſteller wiſſen gar wenig von Dalmatien zu erzählen.

Ich habe bereits früher darauf hingedeutet, daß ſich das fremde, öſtliche Weſen, das dem Wanderer auffällt, wenn er zu Raguſa, Traù oder in irgend einer anderen Stadt des mittleren und ſüdlichen Dal-

matiens aus Land steigt, in der Gegend von Zara viel weniger bemerklich macht, als jenseits der Kerka.

So wurde denn auch im Alterthume von den Römern und Griechen der Kerkafluß, damals Titius geheißen, als die Nordgränze des Landes angesehen, während seine südlichen Marken so ziemlich die nämlichen waren, wie heut zu Tage. Die Gegend von Fiume bis Sebenico hinab, welche jetzt in das croatische Küstenland und in den nördlichen Theil von Dalmatien zerfällt, wurde von den Alten stets Liburnien genannt.

Wenn wir bei der Uebersicht der Schicksale des Landes zu jener Zeit ebenfalls von Norden nach Süden fortschreiten, so finden wir eine Anzahl von Colonien und kleinen Städten an der Küste, von deren größtem Theile selbst der Name verschwunden ist und Niemand mehr mit einiger Sicherheit zu sagen wüßte, wo sie gestanden haben können.

Von wenigen anderen dagegen hat sich der Name deutlich erhalten und besteht an ihrem Orte noch heute eine Ansiedelung, die vielleicht bedeutender ist als der gleichnamige Ort vor tausend und so vielen hundert Jahren. Versetzen wir uns in das croatische Küstenland hinauf, so finden wir zuerst Senia, das heutige Zengg, an der Straße von Aquileja nach Siscia gelegen. Tacitus erwähnt es im vierten Buche seiner Historien, Plinius spricht davon und in den verschiedenen Itinerarien wird seiner Erwähnung gethan.

Weiter südlich, dort wo jetzt, der Insel Pervicchio gegenüber, das schmutzige Dorf San Giorgio sich zwischen dem Meere und dem Kalkfelsen ausbreitet, hatte

das kleine Völkchen der Lopsier, welches Ptolemäus erwähnt, eine kleine Niederlassung, Lopsica genannt.

Ich will gleich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die alten Geographen, wenn sie von den Einwohnern der Illyris Barbara (so nannte man bezeichnender Weise schon damals das Land) sprachen, stets eine Menge winziger Völkerschaften verstanden, welche sich einander fortwährend in den Haaren lagen, und von denen wohl die meisten ein Leben geführt haben mögen, wie heut zu Tage die Einwohner der Cernagora. Bald tauchte dieser Name, bald ein anderer als der des herrschenden oder des mächtigsten Stammes auf, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß schon von den frühesten Zeiten an diesem Küstenstrich ein Tummelplatz unaufhörlicher Kämpfe, Unordnungen und Wanderzüge war.

Was insbesondere die Liburner an der croatischen Küste und in der Gegend von Zara anbelangt, so galten dieselben vor allen anderen als die gewandtesten Seefahrer. Ihre Schiffe mögen im adriatischen Meere und im Quarnero so bekannt gewesen sein, wie heut zu Tage die der Fischer von Chioggia.

Eine ganze Reihe römischer Autoren weiß von ihren Fahrzeugen zu berichten, welche überall kurzweg Liburnicae hießen.

Der Grund, aus welchem die Liburner so eifrig der Schifffahrt oblagen, mag wohl derselbe gewesen sein, welcher noch heut zu Tage die Scoglianer von ihren Felsenriffen hinaus auf das Meer treibt, die Unwirthlichkeit des Felsbodens.

Die Alten schildern uns das Land als von rau-

hen Bergen bedeckt und von geringer Fruchtbarkeit. Die Hinweisung auf die Schafzucht, als den einzigen Gewinn, welcher neben dem Weinbau aus dem Boden gezogen werden konnte, erinnert an die großen Herden, welche auch jetzt Sommer und Winter das Land durchziehen. Aus einzelnen Nachrichten läßt sich auch schließen, daß die Liburner mit ihren schnellen Schiffen sich an dem gewinnbringenden Bernsteinhandel der Veneter fleißig betheiligten.

So stimmt also Manches mit den Eigenschaften und Verhältnissen, welche wir noch heute an Land und Volk wahrnehmen. Ganz und gar auffallend aber erscheint uns die Nachricht, daß dieses Volk, so rührig zur See und so wild auf dem Lande, sich von Weibern regieren ließ. Heute sind die Weiber so zu sagen die Heloten und Lastthiere der Küstenbewohner, und wenn es ein Volk gibt, bei welchem man an die Möglichkeit eines Weiberregimentes am allerwenigsten denken muß, so sind es die illyrischen Südslaven.

Weiter hinab, der Insel Arbe gegenüber, auf welcher der köstliche Wein Barbado gedeiht, befand sich die Ansiedelung Ortopula, von welcher man noch heute Trümmer bemerkt, die bei Ortpla, dem kleinen Hafen von Starigrad, aus dem Kalkgestein deutlich hervorragen. Gerade so verhält es sich mit den Trümmern von Argyruntum, die bei Obrawazzo stehen. —

Auch von Carin, heut zu Tage einem der berüchtigtesten Räubernester zwischen Benkowaz und Obrowazzo, unweit des kleinen Golfes von Nowigrad fin-

den sich Spuren im Alterthume. Plinius und Ptolomäus erwähnen Corinium in der Illyris Barbara.

Auch das öde Nona, welches wir in einem der vorhergehenden Capitel betrachtet haben, das slavische Nin, wird von denselben Geographen als Aenona (Aenona) angeführt.

Weit weniger sicher dagegen ist es, wo einst Blandona stand. Die Meisten verlegen es an die Straße, welche von Jadera nach Salona führte.

Mannert sucht es an der Ostseite des Binnensees Wrana, welcher südlich von Zara Vecchia in der grauen Steinhaide liegt, und zwar in der Umgegend des Dorfes Draschitsch, andere aber verstehen ohne Weiteres Zara Vecchia selbst darunter.

Wie unsicher es sich mit allen derartigen Ortsvergleichungen verhält, zeigt das Beispiel der vielbesprochenen Jadera. Diese Stadt ist nach den einen das heutige Zara, nach den anderen dagegen jenes nämliche Zara Vecchia, welches von den anderen für das alte Blandona gehalten wird. Aehnliche Beispiele der Dämmerung, welche über den Oertlichkeiten der Illyris Barbara liegt, finden wir bei der Erklärung des Namens des adriatischen Meeres sowie auch in der Meinung, daß die Donau (Ister) sich in dasselbe ergieße, weil eine der Halbinseln dieses Meeres den Namen Istria trägt.

Ein nicht minder zweifelhafter Ort ist die von Strabo angeführte Stadt Ninia, welche Augustus im großen dalmatischen Kriege niederbrannte. Die meiste Wahrscheinlichkeit dürfte jene Meinung haben, welche dieselbe an der Stelle des heutigen Knin sucht.

Der Geographe von Ravenna erzählt auch von einer Stadt der Liburner Arausa oder Arauzona genannt. Dieselbe wäre nach den am besten begründeten Meinungen an der Stelle des Klosters Wissowatz, unweit der großen Wasserfälle der Kerka zu suchen.

Von allen Städten Liburniens aber war am berühmtesten Scardona, am rechten Ufer des Titius, zwölf Millien von seiner Mündung in's Meer entfernt, mit diesem aber durch einen Landsee in Verbindung stehend, also ganz unzweifelhaft die gleichnamige heutige Stadt.

Hier aber begann erst das eigentliche Dalmatien, welches nach der mittelalterlichen und heutigen Eintheilung nordwärts bis zum Welebit reicht.

Dalmatien im Verein mit dem Lande der Liburnier und Japyden (deren Hauptstadt Metulum beim Dorfe Metule in der Nähe des Zirknizer Sees in Krain lag) bildete, wie mehrfach erwähnt, jene Illyris, welche man im Gegensatze zur griechischen Illyris die Illyris Barbara nannte.

Den Namen der Dalmater leitete man allgemein von ihrer Hauptstadt Delminion ab, von welcher freilich Niemand mehr die Lage zu bestimmen weiß.

Weit mehr aber als Delminion wird Salona genannt, dessen fabelhafter Goldreichthum wohl selbst in den Zeiten des Alterthums nur in der Einbildungskraft einiger wenig unterrichteten Scribenten bestand. Kein Ort in Dalmatien ist den Römern auch nur annähernd so bekannt, als diese Stadt, welche allerdings durch ihre Größe und Pracht die andern auch in der Weise überragte, daß vielleicht sie sämmtlich

zusammen nicht so groß waren, als die Ansiedelung am salonischen Golfe. Constantin Porphyrogenetos berichtet, daß sie halb so groß als Constantinopel war.

Solche Größe nun verdankte sie freilich dem Blicke der Römer für die Wichtigkeit ihrer strategischen Lage. Ich habe schon bei der Betrachtung von Spalato darauf hingewiesen, daß in allen Jahrhunderten durch die Schlucht von Clissa hierdurch hier der beste Weg aus dem Inneren der großen thracischen Halbinsel ans Meer mündet. In Anbetracht dieser Lage versäumten die Römer es auch nicht, die Stadt zu vergrößern, zu erweitern und ihr allmählig eine Wichtigkeit zuzuwenden, welche heut zu Tage erst wieder erreicht werden kann, wenn der besprochene Schienenweg aus demselben Engpasse „Clissura" hervor zu Tage tritt, bis zu welchem die Römer die Mauern Salona's vorgeschoben hatten.

Spalato, welchem nunmehr diese Rolle zufallen soll, war zu jener Zeit ein kleiner Flecken, Spalatum, etwa drei Millien vom großen Salona entfernt. Als unsere unruhigen Ahnen, die Gothen, jenes Salona zerstört hatten, flüchteten sich die Einwohner nach Spalatum hinüber, wo die Villa des Kaisers stand.

Von den Inseln, welche Spalato gegenüber liegen, ist es vor Allem Lesina mit seiner griechischen Stadt, welche bei den Alten vielfach genannt wird. Man nannte sie zu jener Zeit Paros oder auch Pharia, von welchem Namen die Slaven, bei welchen Lesina Hwar heißt, noch eine deutliche Erinnerung bewahren. Die Trümmer jener griechischen Stadt, die vom Consul Aemilius Paullus zerstört wurde, findet man noch

unweit von Citta Vecchia, welches heute der Hauptort der Insel ist.

Traù bestand als Tragurium und war wegen seines Marmors berühmt.

Lissa hieß bei den Griechen Issa und war vorzüglich wegen der Gewandtheit seiner Seefahrer und der Schnelligkeit seiner Barken (lembi Issaei) bekannt.

Auf dem Festlande, in der oberen Narenta hauste das kriegerische Volk der Autariaten. Auch dieses unterlag zuletzt den Römern und war zu der Zeit, in welcher Strabon seine Geographie schrieb, schon nahezu ausgestorben. Weiter hinab, längs des Primorje von Ragusa, wird Corcyra erwähnt, welches „Schwarz" heißt wegen der Fichten und Pinien, die seinen Strand bedeckten. Die Schakale, welche bis auf die neueste Zeit dortselbst hausten, sind nunmehr verschwunden.

Die Insel Meleda wird von den Griechen als Melita erwähnt. Sie lag der Halbinsel Hyllis, dem heutigen Sabbioncello gegenüber, und war wegen ihrer Hunde bekannt, was jedoch von vielen Schriftstellern als eine Verwechslung mit den Hunden der Insel Melita (Malta) bezeichnet wird. Auf der nämlichen Verwechslung scheint die Angabe zu beruhen, welche den Apostel Paulus dortselbst mit seinem Gefährten Schiffbruch leiden läßt.

Die Bocca von Cattaro (deren italienischer Name schwerlich von dem slavischen Bok, d. h. der Felsabhang, die steile Wand, abgeleitet ist) war den Alten „die Bucht der Rhizonäer bei Epidaurus", d. h. Ragusa Vecchia. In ihrem Hintergrunde lag Rhi-

zon, das heutige Risano, die einzige Stadt der Bocche, welche in den Zeiten des Alterthums erwähnt wird.

Dieses sind die hauptsächlichsten Oertlichkeiten, die mit den Geschicken des Landes in alter Zeit zusammen hängen. Eine sehr bedeutende Rolle hat Dalmatien in der alten Geschichte nicht gespielt. Dennoch aber findet der Freund der Landeskunde bei fast allen griechischen und römischen Schriftstellern eine große Anzahl von Daten, welche indessen für uns, die wir die Geschichte des Landes nur ganz nebensächlich überschauen, nicht hinlängliches Interesse darbieten.

Achtes Capitel.

Auf Meleda.

1.

Mitten auf der Insel Meleda, nicht viel unterschieden von dem Ansehen der anderen grauen Inselriffe des Landes, ragt ein Berg empor, Grado genannt, weit im Meere sichtbar.

Zwischen seinem mittäglichen Abhange und dem Meere erhebt sich eine kleine Ansiedelung, Babino Polje, „das Feld der Großmutter".

Dieses Babino Polje ist ein so schmutziges und verlassenes Nest, wie nur irgend eines auf den öden Eilanden jenes Meeres.

Viele Leute von Babino Polje ernähren sich vom Fang der Fische, welcher ihnen dadurch leichter gemacht ist, daß sie nicht, wie die Bewohner der meisten an-

deren Klippen des Inselreiches, eine lange Fahrt zu machen haben, bevor sie das hohe Meer erreichen, welches, von keiner vor die Insel hingelagerten Felsreihe abgehalten, frei an den gelblichen Felsstrand schlägt.

Von einer nächtlichen Fahrt auf dem Meere, auf welcher er eine ansehnliche Menge der von den Slaven Podlanizza genannten Fische erbeutet hatte, kehrte eben ein Nachen zurück, welcher seinen Genossen, deren Schiffe noch draußen vom Dunkel verborgen waren, einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen hatte.

Der Ostro (Südwind), von welchem den größten Theil der Nacht über das Meer bewegt worden war, hatte sich gelegt und die zwei Männer in dem kleinen Schiffe verdankten ihre raschere Ankunft am Strande nur dem größeren Eifer, mit welchem sie in die Ruder griffen.

Der Mond stand noch hoch am Himmel und einzelne Klippen des Ufers warfen pechschwarze Schatten in die goldflimmernde Brandung, aber dennoch deutete der Hahnenschrei, welcher manchmal aus dem Dorfe Babino Polje in die Öde herüberdrang, den nahen Morgen an.

Wäre der Hahnenschrei nicht gewesen, so hätte man eben so wohl meinen mögen, es sei Mitternacht. Denn mancher der steilen gelben Felsen des Ufers lag über dem Wasser wie eine Wolke, und auch der Anblick des Fischerkahnes hätte nicht an den Tag erinnert, denn die Thätigkeit des Fischers kennt keinen Unterschied zwischen Sonnenlicht und Mondenschein.

Es war der Morgen eines Wintertages. In

ſolcher Stunde brennt zur Sommerszeit die Sonne ſchon ſeit geraumer Zeit auf den Fels am Strande.

Aber um die Zeit des Neujahrfeſtes der Griechen, in welche die Begebenheit fällt, die erzählt werden ſoll, ſieht es ſechs Stunden nach Mitternacht noch aus, als läge eine endloſe Nacht über den Gewäſſern und als wäre der Strand noch ſo öde wie zu der Zeit, in welcher der heilige Hieronymus, wie die Sage der Slaven behauptet, in Mitten der dalmatiſchen Felſen als frommer Einſiedler Gott verehrte. —

Aber das Mondenlicht ſchien doch ſo hell herab, daß der eine der beiden Männer, welche ruderten, genau die Geſichtszüge des anderen erkennen konnte, der vor ihm ſtand, wenn jener ſich zeitweilig umwendete, was nicht ſelten geſchah, da ſie ein lebhaftes Geſpräch zuſammen führten.

Beide Männer waren augenſcheinlich in gleichem Alter, das heißt näher an dem ſechſten als an dem fünften Jahrzehnt ihres Lebens, beide auch gleich hoch und ſchlank gewachſen, gleich kräftig, beide mit denſelben grau geſprenkelten Haaren und Schnurrbart, beide auch in derſelben Kleidung, einer rothen Mütze, einer blauen Jacke und blauen Hoſen, wie es die Tracht der dalmatiſchen Slaven iſt, die auf den Inſeln wohnen. Sie waren ſich ſo ähnlich, wie ſich Hunderte von Männern ihres Volkes und ihres Gewerbes an dieſem Strande ähnlich ſind. Sie gleichen ſich in ihrer äußeren Erſcheinung, wie ſie ſich in ihrem Glauben gleichen, welchen ſie die heilige rechtgläubige Kirche des Oſtens lehrt.

„Ich habe das auch ſchon verſpürt, Schutina!“ ſagte der vordere der beiden Männer, indem er ſich halb zu ſeinem Genoſſen umwandte. „Bei der Nacht, wenn man ſo ganz allein draußen auf dem Meere iſt, ein ſchlechter Wind geht und unſer einer nicht weiß, ob er ſo viel heimbringt, daß er mit ſeinem Weib und ſeinen Kindern auf den nächſten Tag zu eſſen hat, da denkt man wohl an Allerlei, was einem ſonſt die ganze Woche über auf dem Lande und am Feuer in der Hütte nicht einfällt. Aber doch bin ich hundert Mal auch in der Nacht bei dem Felſenloch dort vorübergefahren, in dem die Wiſchtizza*) wohnen ſoll, und habe niemals etwas geſehen. Säßen wir bei unſerem Feuer, anſtatt daß wir auf dem Meere rudern, ſo wäre ſie dir auch nicht in den Sinn gekommen.“

„Ich habe das Gerede doch nicht erfunden, Arnaritſch!“ erwiderte der Angeredete gleichmüthig, indem er mächtig mit ſeinem Ruder ausholte, daß eine Menge feuerflüſſiger Kreiſe hinter ihm zurückblieben. „Aber ich erinnere mich, daß der Pope mehr als einmal davon geſprochen hat. Die Wiſchtizza iſt auch nicht erſt von geſtern her da, ſondern lebt wohl

*) Vistica, in der Hercegowina stuać, nennt man die geſpenſtiſchen Weiber, welche ſich auf Steinfeldern, in Höhlen, in Klüften aufhalten. In ihnen wohnt ein Teufel, welcher manchmal herausfliegt, ſich in einen Schmetterling verwandelt und als ſolcher Schläfern das Herz aus der Bruſt frißt. Sie tragen Opanken aus Menſchenadern. Iſt eine ſolche Opanke zerriſſen, ſo ergreifen ſie den Nächſten, der ihnen begegnet, und machen ſich aus ſeinen Adern eine neue.

viele tausend Jahre schon in dem Loch. Der Pope sagt, sie sei zur Heidenzeit da als Götze angebetet worden."

Arnaritsch ließ einen Augenblick lang das rechte Ruder los, um sich zu bekreuzen. Dann erwiderte er:

„Was ist's auch, wenn der Unhold wirklich in den Felsen lebt? Ich und Du und unser ganzes Haus tragen ja Münzen mit dem Bildniß des heil. Mütterchens Anna, und was mich betrifft, so lasse ich von meinem Weibe die ganze Winters- und Frühlingszeit über, von der heiligen Weihnacht bis zum heiligen Himmelfahrtstage, an jedem Abend die Kinder mit Knoblauch einreiben, auf der Brust und an den Achseln. Da hält sich die Wischtizza und ihr böser Geist wohl fern."

„Dasselbige thut auch mein Weib," entgegnete Schutina. „Doch —"

Er vollendete seine Rede nicht, sondern schwieg, wie von einem plötzlichen, vielleicht peinlichen Gedanken ergriffen.

Nach einer langen Pause, während welcher sie sich dem felsigen Strande der Insel wieder um ein bedeutendes genähert hatten, nahm abermals Arnaritsch das Wort.

„Gewiß drückt Dich etwas, Freund! Ich sehe es Dir an, wenn gleich nur der Mond scheint. Du bist seit einigen Tagen nimmer wie früher. Sonst, wenn uns ein so guter Fang geglückt war, wie heute, sangen wir und vertrieben uns die Zeit mit lustigen Reden, bis die Fische auf dem Trockenen waren. Heute aber geht Dir, seit

wir auf dem Heimwege sind, nimmer die Mora*) aus dem Kopfe."

Schutina seufzte, hielt die Ruder ein und ließ sich auf den Bündel niederfallen, den die beiden braunen Mäntel der Fischer bildeten, welche von ihnen trotz der kühlen Nacht ausgezogen worden waren.

Er stützte die Stirne in die Hand und blieb regungslos sitzen, die Augen starr auf das Wasser gerichtet, welches nunmehr fast unbewegt um die Barke herum ausgebreitet lag.

„ Um Gott, Brüderchen, Seelchen, was ist Dir?" rief nunmehr Arnaritsch, der ebenfalls die Ruder losgelassen hatte, auf ihn zusprang und ihn beim Arme faßte.

„Ich will dir's nimmer verschweigen," erwiderte Schutina, ohne ihn anzusehen. Erinnerst Du Dich an Stane den Haiduken?"

„Den nämlichen Räuber," den die türkischen Soldaten heuer im Spätherbste auf Popowo Polje erschlagen haben?" erwiderte der Fischer erstaunt. „Was soll es mit diesem Verfluchten, was geht Dich der an?"

„ Du weißt," fuhr Schutina tonlos fort, während das Schiff ruhig liegen blieb, daß sich dieser Uebelthäter manchmal auf unseren Scoglio herüberflüchtete, wenn die Verfolger zu hart hinter ihm her waren. So ist er denn auch in diesem Jahr, es mag um die Osterzeit herum gewesen sein, denn die Schuma**) auf den fest-

*) Hexe, auch Pustolowica, d. h. die wilde Jägerin genannt.

**) Suma, der niedere Buschwald.

ländiſchen Gebirgen war noch ſchwarz — in mein Haus gekommen und hat um eine Stätte bei meinem Feuer gebeten. Ich wollte ihn nicht behalten, aber die Weiber baten für ihn und meinten, er würde Rache nehmen, wenn wir ihn fortwieſen. Wie reut es mich jetzt, daß ich's nicht gethan habe! In der zweiten Nacht, in der ich ihn neben dem Feuer ſchlafen ließ, will er mir die Tochter Lijana verderben, und wie ſie ſich wehrt, ſagt er zu ihr, er wird als Wukodlak*) ihr Blut trinken, wenn er einmal erſchoſſen auf der Planina liegt."

„Weiter?" ſagte Arnaritſch neugierig, nachdem ſein Genoſſe eine Weile geſchwiegen hatte und wieder mit geſenktem Kopfe ſtarr ins Meer hinaus ſchaute.

„Iſt das nicht genug," antwortete Schutina. „Der Haiduk liegt drüben auf dem türkiſchen Felde begraben, und die Dirne wird mir jeden Tag wehmüthiger und bläſſer. Er hat es faſt voraus geſagt, daß er in dieſem Jahre ſtirbt. Denn mein Weib hat ihm einmal zugehört, wie er den Burſchen erzählte, daß es ein ſchlimmes Zeichen für den Räuber ſei, wenn der Kukuk ſchon ſingt und der Wald noch ſchwarz vom Berge herabſchaue."

„Narrethei!" rief Arnaritſch heiter. „Das will ſo viel ſagen, daß es einen dürren Sommer gibt, wenn der Winter ſo lang dauert, und dürrer Sommer ſchlechter Sommer für den Haiduken, wenn er nicht Waſſer findet in den Felsſpalten."

„Das tröſtet mich nicht Bruder!" Die Dirne

*) Vampyr.

welkt mir dahin. Seit der Zeit, in welcher die langen Nächte angefangen haben, wird sie mir immer nachdenklicher und schweigsamer."

„Weiß das Mädchen von dem Tode des Haiduken?"

„Nicht ein Wörtchen, Bruder! hat es erfahren dürfen. Weder das Weib noch die Anderen wissen davon und die Leute im Dorfe habe ich alle vom Popen bitten lassen, daß sie schweigen."

Arnaritsch schüttelte den Kopf, besann sich eine Weile, dann legte er die Hand auf die Schulter des Genossen und sagte:

„Getrost, Bruder, ich weiß Dir Rath. Mein Weib ist erfahren in Allem, was man im Hausstand erleben mag. Auch haben wir noch eine Kerze zu Haus, aus dem Kloster von den Koludrizzen,*) beschriebene Papiere und mancherlei heilige Sachen. Verlaß dich darauf, wir werden ein Mittel finden, wenn der heiligen Anna Münze nimmer helfen will."

In diesem Augenblicke ertönte Glockengeläute vom Strande herüber. Es wurde zur heiligen Messe gerufen. Auch begann es schon sich über den türkischen Gebirgen zu lichten und eine graue Dämmerung trat an die Stelle des goldenen Scheines, der bis jetzt über den Wassern gelegen war. Die Männer schauten auf und es schien, als ob mit einem Male das Dunkel ihrer Gedanken mit der schweigenden Nacht weichen wolle.

Sie bekreuzten sich, Schutina stand auf und nahm

*) Nonnen.

wieder sein Ruder zur Hand, sein Genosse begab sich nach vorne in das Schiff und nun ging es wieder rasch vorwärts durch die Fluth, welche schon Lichtstreifen wiederzuspiegeln begann, dem Lande zu.

Es war, als ob der Ton geweihter Glocken die gespenstischen Bilder verscheucht hätte.

Arnaritsch namentlich hatte völlig seine gute Laune wieder gewonnen.

Freilich wäre es ein Wunder gewesen, wenn in der Pracht, welche nunmehr über das weite Rund der See und der Felsen heraufstieg, das Gemüth einfacher, unschuldiger Menschen hätte umdüstert bleiben können.

Die fernen Scoglien von Lagosta glommen rosenroth, wie die Blüthe der Mandel, welche in der Sonne des Januar glänzt, andere Felsen, die kleinen und flachen Lagostini dagegen, glichen schwarzen Sonnenflecken in dem spiegelnden Feuer, welches sich auf's Meer senkte, und über allem glänzte in hoher Pracht als mächtiger Silberwall das hohe Gebirge, hinter welchem Hercegowina liegt, das Land der Türken.

Schon fuhren die beiden Fischer an den Felsen hin, welche nicht weit vom kleinen Hafen des Dörfchens in's klare Meer abfallen.

Es sind gelbe Kalkfelsen, von mancher Höhlung zerklüftet, welche das Wasser, das sich wie ein weißer Spitzenschleier an ihnen hebt und senkt, seit Jahrhunderten gegraben hat.

In eine dieser Höhlen versetzt eine uralte Sage die Wohnung jener Nymphe Kalypso, welche dem Odysseus ewige Jugend anbot, wenn er ihr Gestade nimmer verlassen wolle. Wäre das wahr, so ist Meleda jenes

Aeaea oder Ogygia, von welchem die alten Dichter singen. Heute aber haust, wie der Aberglaube des Volkes vermeint, in der Grotte, der „merumrauschten", die slavische Wischtizza, der bleiche wüste Währwolf.

Das Wasser schlägt grün und weiß schäumend in das Dunkel der Höhle. Vor ihr aber dringt der Blick in die Tiefe des Meeres, welche an diesem Strande schier einem Blumengarten gleicht.

Muscheln von allen Farben liegen auf dem Boden, kleine Korallenzweige ragen zwischen ihnen auf und bunte Fungus-Arten erheben sich, neben Algen und Tangen — Alles zusammen ein schillernder Strauß.

„Siehst Du, Schutina, da soll die Upirina*) drinnen hausen. Mir scheint aber, der Fels ist so hohl und leer, wie eine Paprika-Hülse. Jedenfalls hat die Upirina Recht, wenn sie sich so weit von den Leuten wegmacht. Es ist besser, sie kommt nur in Gesellschaft von den Seemenschen,**) als in die Gesellschaft von rechtgläubigen Christen. Aber behend muß sie klettern können, denn von dort oben herab wagt sich keine Geiß."

„Schau hin, was dort hängt!" unterbrach ihn sein Genosse, welcher während der letzten Augenblicke neugierig auf einen winzigen Vorsprung geschaut hatte, auf welchem ein Dornstrauch wurzelte, dessen Zweige von der See, deren Schaum bei stürmischem Wetter wohl zu ihm hinaufreichte, mit einer weißen Kruste bedeckt waren.

*) Ein anderer Ausdruck für Hexe.

**) Phoca crinita, eine Robbenart, die sich manchmal am Ufer sehen läßt.

„Bei unserer lieben Frau!“ rief Arnaritsch, „das ist nichts Anderes, als der Fetzen eines Gewandes. Wer in aller Heiligen Namen muß da herumgestiegen sein? Ich hätte Lust auf die Klippe zu springen und mit dem Ruder das Ding herabzuholen.“

„Bewahr uns Gott!„ entgegnete sein Gefährte, indem er sich bekreuzte. „Berühre nichts, was von der Wila herkommt, es wird dir Schaden bringen.“

Arnaritsch wollte sich nicht abhalten lassen. Aber ohne den Willen des Genossen, der rüstig in die Ruder griff, daß der Kahn sich eilig von der Stelle fortbewegte, war es ihm nicht möglich, auf die Klippe hinauszuspringen.

„Pristan voziti!“ *) rief er dem Furchtsamen fortwährend zu.

Dieser aber arbeitete ungestüm fort und schaute sich nicht mehr um. Er hätte sich nicht mehr beeilen können, wenn die Wischtizza mit ihren Schuhen aus Menschenadern selbst auf dem Gesteine gestanden wäre.

Eine Viertelstunde später war der Strand erreicht.

Es standen eine Menge Leute dort, welche die Rückkehr der Fischer abwarteten.

„Jeli srica?“ (Habt ihr Glück gehabt?) scholl es ihnen entgegen.

„Blaga Božja!“ (Gottes Segen) rief Arnaritsch, daß es an der Felswand gellte.

Sein Genosse aber war wieder so nachdenklich

*) Höre auf zu rudern.

geworden wie damals, als er noch auf dem Meere im Mondschein die wunderliche Geschichte seiner Lijana erzählte.

Er sah nicht einmal auf den Strand, ob ihn dort Jemand von den Seinigen erwarte. Und doch standen sie gewiß auf den gelben Steinen des Ufers umher — waren doch fast die meisten Männer des Dorfes auf den Schiffen, welche sich nun, in kurzer Entfernung von dem der beiden Genossen, dem Strande näherten.

2.

Einige Tage später sehen wir unsern Freund Arnaritsch in den Hof einer Pecara treten, das heißt, eines Weibes, welche sich damit beschäftigte, von den Kräutern, besonders aber aus dem Rosmarin, der überall auf dem Gestein der Insel wächst, wohlriechende Wasser zu brauen.

Die Pecara, ein hochgewachsenes Weib, hager und braun, mit tiefliegenden schwarzen Augen, gebückter Haltung, in einem weiß und rothen wollenen Rock ohne Hüfte, war eben damit beschäftigt, einer dürren Kuh, die vor der Thüre stand, Kohlblätter vorzuwerfen.

Die Insel erzeugt so wenig Gras, wie ihre felsigen Nachbareilande, und die armen Leute müssen sich sowohl zur Sommers- wie zur Winterszeit anstrengen, durch Blätter von Gemüsen, Bäumen, Sträuchern dem hungernden Vieh das gelbe Stroh zu würzen, welches man ihm Jahr aus Jahr ein vorwirft.

Es war Abend und der blaue Rauch aus der Hütte der Pecara, in welcher diese ihre Mahlzeit, die Prewrasta,*)

*) Maismehl mit Eiern.

bereitete, lag dicht unter den Oelbäumen. Die Abendröthe glühte wie Eisen über das dämmernde Meer her.

Die Pecara grüßte den Fischer freundlich, als sie nach geschehener Arbeit des Fütterns sich umwendend ihn gewahrte.

Sie lud ihn ein in die Hütte, neben das Feuer zu sitzen, und frug keineswegs nach seinem Begehr. Wußte sie doch, in welchen Angelegenheiten die Leute des Dorfes sich an sie zu wenden pflegten. Wollte man eine gute Salbe für irgend eine Wunde, ein kräftiges Wasser gegen eine Geschwulst oder Rath gegen allerlei Siechthum, so suchte man die Pecara in ihrer Hütte auf.

Daß sie auch sonst eine wohlthätige und gute Frau war, konnte man diesen Abend bemerken.

Manche der armen Menschen in den Häusern am Strande hatten weder Zweige noch Wurzelwerk mehr, um sich an dem kalten Abend, an welchem eine bittere „Trmuntana" (Tramontana, Nordwind) über das Meer hin fegte, erwärmen zu können. Da kam nun eine Nachbarin nach der andern und holte glühende Kohlen von dem Herde der Pecara und trug sie in ihrem irdenen Gefäß fort, für nichts Anderes, als für ein Wort des Dankes.

Und der eisige Wind verwehte draußen die oft gleichgiltig gesprochenen Worte, wie er die Funken aus den Geschirren fortjagte, welche die Weiber zum Hof hinaustrugen.

Wer das mit ansah, hätte vielleicht gefürchtet, das Feuer möchte die aus geflochtenen Zweigen erbauten Ställe des Kleinviehes, die rundlichen, durch angebundene Steine zusammengehaltenen Schober, oder das im Hofe umherliegende Stroh ergreifen.

Aber die Funken erloschen so rasch, wie vielleicht in

Manchem, der aus- und einging, der Gedanke an die empfangene Wohlthat.

Arnaritsch saß eine Weile beim Feuer, ohne mit der Pecara ein anderes Wort zu wechseln, als Redensarten, die sich auf die Nachbarinnen bezogen und auf ihre Bitten um die erwärmende Glut.

Endlich aber vermochte die Pecara ihre Neugierde nicht mehr zu überwinden.

„Bruder, was bringst Du mir?“ sagte sie in schmeichelndem Tone, indem sie neues Gestrüpp auf die Kohlen warf, deren Glutmenge durch die vorangegangenen Schenkungen stark geschwunden war.

„Nichts Gutes, Mütterchen. Es ist gut, daß ich erst meine Gedanken sammle, ehe ich mit Dir zu reden beginne.“

Die Pecara schaute ihren Besuch verwundert an. Die Einleitung ließ voraussetzen, daß es sich diesmal um andre Dinge handle, als um Wundsalben oder Rosmarinöl.

Während sie in die spärliche Glut blies, glänzte ihr sonnverbranntes Gesicht im rothen Schein, so daß sie selbst dem Bilde einer jener „Wüstenjägerinnen“ glich, wie sie sich das Volk in seiner Furcht vorstellt.

Arnaritsch schwieg noch immer. Seine Lippen fingen manchmal an sich zu bewegen, schloßen sich aber wieder. Er war unschlüssig, wie er sein Ansuchen vorbringen sollte.

„Sind sie Dir gesund in Deinem Hofe, das Weib, der junge Franjo, die Dirnen und alle Anderen unter Deinem Dache?“ sagte die Pecara endlich, während eine prasselnd aus dem Gestrüpp emporschlagende Flamme urplötzlich das Gesicht des Mannes beleuchtete, daß dem Weibe nicht die geringste Bewegung mehr entging.

„Sind wir allein und hört uns Niemand?“ erwiderte der Fiſcher.

Das Weib erhob ſich und ſchaute hinter die Bretterwand, welche den Raum ihrer Hütte nahezu in zwei Hälften theilte, und hinter welcher allerlei Geräthe aufgehäuft lag.

„Keine Maus iſt da,“ antwortete es zurückkehrend und dem Manne aufmerkſam ins Geſicht ſchauend.

„Nun, ſo will ich Dir's raſch ſagen, ehe wieder Jemand hereinkommt und unſere Rede unterbricht.“

Das Weib ſetzte ſich, halb dem Feuer zugewandt, auf einen braunen Schemel und der Fiſcher fuhr fort:

„Es iſt ein Mädchen in unſerem Dorfe, von dem der eigene Vater glaubt, der Wukodlak trinke ihr Blut. Ich habe mein Weib gefragt und das hat mich zu Dir gewieſen. Sage mir Pecara, was ſoll geſchehen?“

Die Frau erhob ſich betroffen von ihrem Schemel, daß dieſer in die Aſche umfiel.

„Hält mich Dein Weib für eine Bahornizza?“ *) rief ſie faſt zornig.

Auch Arnaritſch erhob ſich, faßte die Pecara am Arm und ſagte begütigend:

„Bewahr' mich Gott!“ Aber ſieh Pecara, ich habe mir gedacht, Du kennſt wohl eine Salbe, die wirkſamer wäre als der Knoblauch, mit dem man ſich die Bruſt beſtreicht, darum bin ich zu Dir gekommen. Ich ſchwöre Dir's bei der heiligen Anna, ich rede die Wahrheit. Auch mein Weib hat

*) Bahornica nennen die Slaven Dalmatiens ein Weib, welches verſteht, den durch Hexen bewirkten Zauber zu löſen, alſo für eine Art Gegen-Hexe.

es so gemeint, so wahr uns Beiden im ewigen Leben geholfen werden soll!"

Die Worte des Fischers mochten wohl den Eindruck der Wahrheit hervorbringen, denn das Weib hob ruhig wieder den Schemel aus der Asche auf und ließ sich nieder.

„Höre, Fischer," sagte es, nachdem es eine Weile vor sich hin in das Feuer geschaut hatte — „was ich Dir sage, weiß ich vom Popen, und wenn Du zu ihm gehst, wirst Du keine anderen Worte erfahren als die nämlichen. Daß der Wukodlak durch die Dörfer schleicht, das weiß ich, denn sie haben ihn im vergangenen heißen, dürren Sommer drüben auf dem Lande um die Mühlen herumschleichen sehen." *)

„Ist es wahr?" sagte der Fischer erschreckt.

„Andere sind ihm bei der Nacht begegnet," fuhr das Weib fort, „wie er mit seinem Grabtuche um die Schultern herumgegangen ist. Davon, daß er sich in unserem Dorfe hat sehen lassen, habe ich niemals etwas gehört. Wer ist der Mensch, an dem er nagt?"

„Ich weiß nicht, ob ich Dir's sagen darf," erwiderte der Fischer zögernd.

„Wenn Du Zutrauen zu mir hast, so verschweige mir nichts," sagte die Pecara dringend.

Der Fischer besann sich einige Augenblicke, dann fuhr er fort:

„Gelobe mir's bei der heiligen Anna, daß Du schweigst, und Du sollst den Namen erfahren."

---

*) Dürre Sommer sind Hungersommer; darum hält sich das Gespenst, wie zum Hohn der Leute, an den feiernden Mühlen auf.

Die Pecara that, was er verlangte, und Arnaritsch flüsterte ihr zu:

„Es ist Lijana, die Tochter Schutina's. Der Vater jammert, daß sie ihm bleich werde und hinsiechen wolle."

„Die sechzehnjährige Dirne?" rief das Weib mit sonderbarer Betonung. „Wer weiß, warum sie bleich ist."

Beide schwiegen, indem Jedes versuchte, die Gedanken des Anderen zu durchdringen.

Endlich nahm die Pecara wieder das Wort.

„Gehe zum Popen und der wird Dir sagen, was geschehen soll, um den Wukodlak zu vertilgen. Du nimmst ein schwarzes Füllen, an dem kein weißer Fleck sein darf und führst es hinaus in den Friedhof, auf die Gräber. An dem Grabe, in welchem der Unhold liegt, geht das Füllen nimmer vorbei."

„Das ist nicht nothwendig!" unterbrach der Fischer eifrig die Rede der Pecara. „Wir wissen, wer der Wukodlak ist. Stane der Haiduk ist es, den die türkischen Häscher drüben auf dem Popowo-Felde unter der Gradina-Planina getödtet haben.

„Er war im Frühjahre im Dorfe und hat uns den Hungersommer vorhergesagt und der jungen Lijana Gewalt anthun wollen. Der in seinem Grabe ist es und kein Anderer."

Ueber die Züge des Weibes glitt es hin wie ungläubiges Lächeln.

„Wenn es der todte Räuber ist, so bedürft ihr des schwarzen Füllen nicht," antwortete die Frau. Dann braucht ihr nur zu den türkischen Häschern zu gehen und euch das Grab zeigen zu lassen."

„Was soll nachher geschehen?"

„Dann nehmen Euer mehrere Männer Zweige von Weißdorn und graben den Leichnam aus. Ist es der Wukodlak, den ihr sucht, so wird er ganz rund und roth darin im Grabe liegen von dem Blut, welches er von den Menschen trinkt. Der Weißdorn aber muß mit heiligem Wasser besprengt sein. Damit geißelt ihr ihm den Körper und wenn ihr ihn zerfleischt habt, so werft ihn in's Feuer, daß ihm die Seele ausbrennt. So wird die Dirne von ihm befreit werden — wenn es wahr ist, daß sie von ihm leidet."

„Dank Dirs Gott, Pecara! Mir ist die Dirne selber ans Herz gewachsen. Sieh — Dir vertrau ich's an, was ich noch Niemanden gesagt habe. Meine Sehnsucht ist's, daß mir Franjo, der Sohn, ein solches Weib auf den Hof bringt, wie Lijana des Schutina Tochter."

„Eine schöne Jugend!" rief die Pecara, indem sie in die Hände klatschte.

Der Fischer lächelte befriedigt. Plötzlich aber fuhr er, von einem neuen Gedanken ergriffen, sich mit der Hand über die Stirn und schob fast das wuchtige Tuch zurück, welches er heute, der Abendkälte wegen, als Turban um seine rothe Mütze gewickelt hatte.

„Denke Dir nur, Weib, was mir in den Sinn kommt. Heute Morgen sind wir mit unserem Kahn an dem Felsenloch vorbeigefahren, wo die — nun, Du kennst ja den Felsen."

Er scheute sich das unheimliche Wort auszusprechen. Die Pecara aber nickte, zum Zeichen, daß sie ihn verstand, und er fuhr fort:

„Dort hängt Dir an einem Dornstrauch am glatten Felsen ein blaues Stück Zeug, das aussieht, als wäre

es aus einem Weiberrock gerissen. Wie mag das dorthin gekommen sein?"

„Der Wind wird's von der Weide oben hinabgetrieben haben gegen das Meer und da ist's am Dornstrauch hängen geblieben, wie die Wolle eines Schafs."

Dazu lachte das Weib, als ob sie sich an der Einfalt des Fischers ergötzte.

Dieser wollte eben antworten, als eine Frau mit einem irdenen Krug hereintrat und die Pecara um Wein ersuchte, denn sie verkaufte auch solchen aus den Fässern, die hinter dem großen Verschlage lagen.

Arnaritsch, begierig, die Rathschläge, welche ihm das Weib ertheilt hatte, noch am nämlichen Abend seinem Genossen, dem Vater mitzutheilen, benützte diese Gelegenheit und verabschiedete sich, nachdem er vor dem Bilde des heiligen Sabbas, über welchem eine Ampel aufgehängt war, seine Verbeugung gemacht hatte.

Die Pecara rief ihm zu, er solle am nächsten Morgen wiederkommen. Aber schon wenige Augenblicke später eilte er mit hastigen Schritten über das Geröll des Felsbodens weiter.

Die Nacht war so düster, daß es ihm unmöglich war, die nächsten Gegenstände zu erkennen, selbst die Hand vor den Augen war kaum wahrzunehmen.

Da hörte er plötzlich einen Gesang, welcher vom Wege oder der Wand, an welcher er hinging, deutlich durch die Finsterniß herabklang.

Die Stimme däuchte ihm so bekannt, als ob er sie hundert Mal gehört hätte.

Er blieb plötzlich still stehen, um selbst durch das

schwache Geräusch, welches seine Opanken auf den Steinen verursachten, sich im Horchen nicht zu stören.

Er lauschte wie ein Jäger, der in der Winternacht in seinem Mantel eingehüllt, auf ein Raubthier wartet.

Folgende Worte klangen ihm, nachdem er die vorhergehenden überhört hatte, ganz deutlich herab.

„Geh hin, Lijana, und bitte die heilige Mutter! Ich gehe über das Meer und will mir eine Barke ausrüsten.

„Meine alte Mutter, —

Die folgenden Worte wurden leiser gesungen, wie wenn der Sänger sie selbst der Oede und der Nacht verschweigen wollte.

Dann fuhr die Stimme fort.

„Er ruft mich mit sich. Gehe nicht, o Lijana, Tochter deiner Mutter!

„Heute Nacht, mein Seelchen, habe ich einen schlimmen Traum geträumt:

„Daß sie ertrunken sind — und Lijana."

Wieder wurde ein Wort so leise gesungen, daß es der Fischer nicht vernehmen konnte. Es war sicherlich ein Name, welcher nicht in die vier Winde hinaus getragen werden sollte.

„Nicht wollte Lijana der Mutter gehorchen. Die Beiden hatten eine Barke mit Silber beschlagen.

„Als sie hinauskamen in die Mitte des dunkeln Meeres, erhob sich der Nordsturm und es ertranken —

Abermaliges Stillschweigen.

„Herbei fuhren die Fischer, einen Fisch zu fangen. Sie dachten sich, das ist ein großer Fisch, aber es war —

Schon bei den letzten Worten hatte sich die Stimme immer weiter und weiter entfernt und allmählig verschwand sie ganz in der Richtung gegen das Haus der Pecara hin.

Arnaritsch besann sich hin und her, wer die Sängerin gewesen sein mochte. Er kannte ihre Stimme, aber es gelang ihm nicht, sich die Zeit und den Ort zurückzurufen, an welchem er sie zum letzten Male vernommen hatte.

Wenige Augenblicke später trat er in das Haus Schutina's, des Fischers, um ihm zu erzählen, was er von der Pecara vernommen hatte.

3.

Am nächsten Morgen, der abermals so klar und kalt über dem Strande lag, wie der vergangene, erhoben sich leichte Dampfwölkchen aus dem glitzernden Meere in die Winterluft.

An der Stelle, an welcher Arnaritsch gestern den bunten Lappen bemerkt hatte, lag nunmehr zwischen den Felsen sein Kahn.

Er selbst kletterte auf den Klippen umher und spähte hinauf.

An der Segelstange des Kahnes war das weiße Segel aufgerollt und hing, die braune Stange kreuzend, wie eine lange Gerte daran.

Das Wasser aber unten verzerrte in leichter Bewegung die Stange wie die lange weiße Ruthe des Segels zu zwei Riesenschlangen, welche sich in der Tiefe, in grauenhaften Windungen, einen Eingang zur Höhle unter dem Wasser zu gewinnen trachteten. Ein brauner und

ein weißer Wurm neben einander, diese Beiden leuchteten aus dem Wasser herauf den Augen desjenigen entgegen, welcher auf der Klippe stand.

„Es ist nichts!“ murmelte der Mann vor sich hin, „Ich hätte den Lappen gar zu gern herabgenommen, damit ich sagen möchte, ich besitze ein Stück vom Kleide der Wila. Die Pecara sagt, es käme von einer Dirne her, die oben in der Schuma die Schafe weidete. Ich glaube es freilich auch, aber die Dirnen werde ich necken mit dem Stück aus dem Wilenkleide.“

Er schaute sich abermals nach allen Richtungen um, aber er vermochte keine Spur von dem Tuche mehr aufzufinden, welches gestern seinen Genossen durch den bloßen Anblick in Bestürzung versetzt hatte.

„Der nämliche Wind, welcher es aus der Schuma herabwehte, wird es hinaus getragen haben in's Meer,“ sagte er endlich. „Da ist nichts mehr zu suchen.“

Als er eben im Begriffe war, das Tau anzuziehen, mit welchem er seinen Kahn um einen Steinblock herum befestigt hatte, hörte er vom Rande der Schuma einige Steine herabrollen. Er blickte hinauf und gewahrte zu seiner nicht geringen Ueberraschung den Kopf der Pecara, welche ihm lächelnd zunickte.

„Ich habe die Wila gefunden, deren Gewand der Dornstrauch zerrissen hat,“ rief sie, indem sie ihm den blauen Lappen hinabzeigte.

Arnaritsch stieß einen Ruf der Verwunderung aus.

„Warte ein wenig auf mich mit dem Kahn und ich will Dir's erzählen, wie ich's entdeckt habe.“

Einige Augenblicke später kam die Pecara geraden Weges an der Wand herab und der Fischer bemerkte

nun, daß es nicht das geringste Wagestück sei, an dem Felsen hinzugehen. Denn die Klippen eines hervorstehenden Absatzes dieser scheinbaren Mauer verdeckten einen schmalen Steig, der sich zwischen ihnen und der Wand bequem in der Breite einiger Handflächen hinabzog. Es war dort hinter dem aufragenden Gestein offenbar die bequemste Treppe, denn die Pecara kam leicht hüpfend wie ein Ufervogel herab.

„Ich denke, ihr braucht nimmer zu Gradina Planina auf die türkische Erde hinüber zu gehen, denn wir wissen, wer der Wukodlak ist, welcher der schönen Lijana das Gesicht bleicht. Dieses Tuch da hat's verrathen und neben dem Tuch die kleinen Fußspuren — da schau nur her!"

Wenn das Meer sehr hoch ging, erreichten die Staubsäulen nicht nur den salzüberzogenen Dornstrauch, sondern die Wellen warfen auch den fein zerschlämmten Kalk des Ufers gegen die Wand, daß er sich in die Ritzen senkte. Und so war denn auch der Zwischenraum zwischen der vorstehenden Zahnreihe des Geklippes und der kahlen Wand, eben jener Zwischenraum, welcher den gewundenen Weg darstellte, auf dem die Pecara herabkam, vollständig mit dem weichen Schlamm ausgefüllt, auf welchem der geringste Eindruck seine Spuren zurückließ. Auf diesem Schlamme sah man den Abdruck einer Opanke und zwar einer kleinen, wie sie zierlichen Frauenfüßen angemessen ist.

„Kennst Du diejenige, welche hier ging, wie man den Fuchs spürt?" frug mit ungläubigem Lächeln der Fischer.

„Wenn der Fuchs ein solches Stück von seinem

Fell dabei verliert, erkenne ich ihn sicherlich!“ sagte die Pecara und zog aus einer Tasche ihres Rockes den nämlichen Lappen, welchen der Fischer gestern an der Spitze des Dornstrauches hatte hängen sehen.

„Was soll das heißen?“ sagte er immer mehr verwundert.

„Wärest Du gestern Abend mir nicht so schleunig entlaufen, so hättest Du selbst mit Deinen eigenen Augen es mit ansehen können. Kaum warst Du aus der Hütte, so kam Lijana herein, von der wir gesprochen hatten. Sie brachte mir einen kleinen Korb voll von Podlanizza-Fischen, wahrscheinlich den nämlichen, die ihr in der Nacht mit einander gefangen habt. Für diese Fische wollte sie Wein haben. Ich bitte sie, mir einen Krug herunter zu holen, der auf dem Brett über dem Herdfeuer steht. Wie sie auf den Schemel steigt, sehe ich, daß ihr an dem Rocke ein Lappen fehlt. Ich weiß nimmer, warum ich nichts gesagt habe. Erst in der Nacht sind mir die Gedanken gekommen, und so ging ich heute in aller Frühe her und schaute über den Rand der Schuma hinab und entdeckte den Steig hier und sehe den Lappen am Dornstrauch hängen, genau den nämlichen, der ihr fehlt im Gewande.“

„Heilige Mutter Anna!“ rief Arnaritsch, „dann war es Lijana selbst, die ich in der Nacht singen hörte, als sie Deinem Hause zuging.“

„Was hat die Dirne gesungen?“

„Ich weiß es nimmer genau, ein Lied, das ich nicht kenne — von einem Mornar*), der sie mit sich auf

*) Marinero, Seefahrer.

die Barke nehmen will und mit dem sie ertrinkt oder irgend etwas dergleichen."

„Siehst Du, Arnaritsch, daß wir keinen Weißdorn und kein Feuer brauchen, um den Wukodlak zu vertreiben, die Dirne ist verliebt, fürchtet sich vor den Leuten, und hat die Felsgrotte da, vor welcher sich alle Hirten und auch die meisten anderen Leute scheuen, ausgesucht, um manche Weile mit dem zu verplaudern, den sie lieb hat. Ich und Du, wir sind alt geworden im Dorfe und haben alle Beide nichts gewußt von dem Steig da. Die Dirne aber oder ihr Geliebter — die müssen ihn finden."

Der Fischer sah niedergeschlagen drein bei dieser Erklärung, welche die kluge Alte über ihren Fund anstellte.

„Was hast Du?" frug ihn das Weib, durch sein scheues Wesen aufmerksam gemacht?

„Wenn das wahr ist, Pecara, was Du sagst, so ist es für mich schlimmer, als wenn ich das Geld verloren hätte, das ich in meiner Hütte vergraben habe. Siehst Du, erinnere Dich, was ich Dir gestern gesagt habe wegen meines Franjo, damit ist's nun aus. Ich habe mir vorgestellt, es gibt keine bessere Dirne auf der Insel. Und so muß ich, wenn das wahr ist — es macht mir wirklich Schmerz Pecara, was Du mir erzählst."

„Sei nicht thöricht, Bruder," erwiderte die Pecara, indem sie ihm die Hand auf die Schulter legte. „Wer Dich sieht, möchte meinen, Du wärest selbst vernarrt in die schlanke Dirne. Ist's die Eine nicht, so findest Du rasch eine Andere für Deinen Franjo. Komm, laß uns aber jetzt, weil wir schon auf der Klippe stehen, hinein-

gehen in die Höhle und sehen, wie es drinnen ausschaut im Hause der Wischtizza. Ha! Ha!"

Lachend zog das Weib, den fast widerstrebenden Fischer, welchen der Unmuth über das Gehörte und vielleicht auch ein Rest von Furcht widerwillig machten, hinter sich her.

„Ich muß sagen," fuhr die Pecara geschwätzig fort, während sie von einem Stein auf den anderen sprangen, „daß die Dirnen heut zu Tage muthiger sind, als zu meiner Zeit. Ich hätte mich an keinen solchen Ort gewagt, hätte mich hineinlocken dürfen wer immer."

Arnaritsch, welcher das Weib so munter vor sich herumspringen sah, gewann allmählig wieder einige gute Laune.

„Jetzt hast Du's freilich versäumt, Pecara," sagte er, sie mit dem ausgestreckten Zeigefinger berührend. „Heut zu Tage wird Dich Keiner mehr in eine Grotte locken."

„Mit Dir wage ich mich hinein," sagte die Pecara schnippisch.

Sie hatten nunmehr die Oeffnung erreicht und schon wurde es dunkel um sie herum.

Das Meer, obwohl draußen nur gering bewegt, rauschte in der steinernen Wölbung, deren Widerhall den Lärm steigerte, so mächtig, daß sich die Beiden nur mehr mit Mühe verstanden.

Zwischen der Wand der Höhle und dem aufsprühenden Wasser zieht sich ein breiter, ausgewaschener Wulst hin, dessen Oberfläche von scharfen Steinrändern wie von schneidigen Messern durchfurcht ist.

Nichts in dieser Höhle konnte an einen Aufenthalt

unheimlicher Wesen erinnern. Weder Schlangen, noch Ungeziefer, noch auch eine übermäßige und völlig undurchsichtige Finsterniß konnten abergläubischen Menschen Scheu einjagen. Auf dem ausgewaschenen schmalen Boden, über welchen die beiden dahingingen, lag nichts, als eine Menge weißer Muschelschalen, welche das Meer ausgeworfen und zwischen den Steinen zerrieben hatte. Diese knirschten wie trockener Sand, so oft die Neugierigen mit ihren Opanken darauftraten.

Bald hatten sie, mit der linken Hand sich fortwährend an der Wölbung stützend, den Hintergrund erreicht, in welchem ein ungeheures Wirrsal von Blöcken das weitere Vordringen des Wassers abwehrte.

Auf einem dieser grauen, ebenfalls stark ausgewaschenen Blöcke, in deren Zwischenräume die Wucht des von Stürmen hereingedrängten Wassers eine Menge buntfarbiger Schalthiere eingekeilt hatte, lag eine verwelkte Hyacinthen-Blüthe.*)

Die beiden Eindringlinge betrachteten sich mit einem Blicke des Einverständnisses und selbst Arnaritsch zwang sich zu einem Lächeln.

„Hier also sitzt der einsame Sperling!**)“ rief die Pecara und lachte laut auf, indem sie die weiße Blüthentraube in die Höhe hielt. „Wie schade, daß wir ihn nicht in seinem Neste überrascht haben. Doch — was meinst Du, Fischer — sind wir nicht auch ein feines Paar?“

Damit zog sie den Gefährten scherzhaft zu sich auf den

*) Die Hyacinthen blühen im Winter auf den Inseln im Freien.

**) Passero solitario, ein Singvogel, der einsam in Klüften wohnt.

rauhen Stein hin, von welchem sie die duftige Blüthe hinweggenommen hatte.

Ihre Gesichter waren jetzt dem Eingang der Höhle, dem Meere, zugewandt. Draußen über die vielfarbige Fläche zogen in der Ferne blendende Segel hin, weiße Punkte, scheinbar unbeweglich im blauen Raume befestigt. Das Wasser vor ihnen aber lag so hell und durchsichtig da, daß die Augen wohl jede weiße Muschel auf dem Grunde zu erkennen vermochten, welchen die Fluth mehrere Klafter hoch überwallte.

„Fürchtest Du Dich nicht, Arnaritsch, daß die Wischtizza hereingeflogen kommt, und uns einen ihrer bösen Geister auf den Hals schickt?“ sagte die Frau, ihrem Begleiter auf die Schulter klopfend.

Dazu fing sie die ersten Worte eines Liedes zu singen an, in welchem zwei Verliebte geschildert werden, die im Garten unter einem Myrthenbaume zusammen kommen.

Mit einem Male stockte ihre Stimme.

Sie fuhr erschreckt in die Höhe und zeigte mit dem Finger nach dem Eingange der Höhle, an welchem sich ein dunkler Menschenkörper vom blendenden Blau des Meeres abhob.

Weder diejenigen, die in der Höhle waren, noch weniger aber der neue Eindringling vermochten einander zu erkennen.

Die Augen des Letzteren mußten sich erst an das Dunkel gewöhnen und die Augen der Anderen waren von der glitzernden Fläche geblendet.

„Lijana!“ scholl es jetzt ganz deutlich durch das Gewölbe her.

„Lijana! Lijana!“ wiederholte sich der Ruf, denn der

Eintretende mochte wohl meinen, daß seine Stimme vom Geräusch des Wassers übertönt würde.

„Franjo!“ scholl es ihm nunmehr aus dem Hintergrunde der Höhle entgegen, und die Pecara hatte ihre Stimme zu einer so süßen und flötenden verstellt, daß der Fischer, welcher beim Anblick seines Sohnes überglücklich war, in ein Gelächter ausbrach, welches der Jüngling selbst neben dem brandenden Wasser wohl vernahm.

Denn er blieb plötzlich stehen, zuckte einen Augenblick zusammen und wandte sich sofort eiligen Schrittes wieder dem Ausgange zu.

Aber die Beiden waren rasch hinter ihm her. In seiner Verwirrung warf er einen ganzen Strauß frischer Hyacinthen weg, welchen die Pecara im Flug wieder aus der schwankenden Fluth herausfischte.

Trotz seiner Jugend ließ sich Franjo von seinen Verfolgern einholen. Die Ueberraschung und der Schrecken mochten ihm wohl in die Glieder gefahren sein, denn er konnte, als er, der Höhle entronnen, den Vater und die Pecara vor sich stehen sah, kein Wort auf ihre Anrede vorbringen.

Stillschweigend gingen alle drei zum Kahn. Die Pecara, welche hinter den Männern herschritt, lachte unaufhörlich und rieb sich die Hände.

„Dießmal machen wir es uns leichter,“ sagte endlich Arnaritsch, nachdem sie alle drei im Kahne saßen. „Wir klettern nimmer den steilen Weg hinauf und waren auch zum letzten Mal in der Höhle der Wischtizza. Der gute Kahn trägt uns zum Dorf, und Schutina wird nicht

wenig ſtaunen, wenn ich mit meiner großen rothen Mütze zu ihm komme und in meinem rothen Leibchen.*)"

„Aber erkläre mir nur, junger Franjo, Söhnchen, wie kommt es, daß ihr euch verſteckt habt? "

„Wir haben Beide nicht geglaubt, daß Lijana's Mutter und Vater die Tochter einem Mornar geben wollen."

„Gib Deine Gedanken auf und bleibe bei uns auf der Inſel, ſo will ich dir helfen," erwiderte der Vater und die Pecara nickte mit dem Kopfe.

Franjo reichte ſeinem Vater die Hand.

„Nicht Jeder kann nach Orebitſch**) gehen und ſich vermiethen und Jahr aus Jahr ein in fernen Welttheilen herumfahren. Bleibe Du in unſerem Dorf. Es wird Dich nicht gereuen. Mir hätteſt Du nie nachgegeben, das weiß ich wohl. Aber wenn wir Alle zuſammenhalten, ſo werden wir Dich wohl zwingen können."

Und der Zwang glückte.

Denn der jugendliche Held dieſer wahrhaften Geſchichte lebt auf der Inſel und denkt ſchwerlich daran, von ſeiner Lijana hinweg in ferne Meere zu gehen. Ihn nährt der Oelbaum und der Fiſchfang, und wenn ſeine Nachkommen klug ſind, ſo folgen ſie ſeinem Beiſpiele.

Wie eingewurzelt aber die Furcht vor der unheimlichen Höhle iſt, beweiſt der Umſtand, daß ſie auch nach dieſer luſtigen Geſchichte fort und fort mit Scheu gemieden wird.

---

*) Nothwendige Kleidungsſtücke des Hochzeitsbitters, rothe kapa und persluk.

**) Auf der Halbinſel Sabbioncello, Hauptſitz der Rhederei in Süddalmatien.

Neuntes Capitel.

In den Bocche.

Der Eingang zur weltberühmten Bocca von Cattaro befindet sich zwischen mäßig hohen Bergen, deren nördliche Spitze die Punta di Ostro heißt.

Diese Punta gehört zu denjenigen Oertlichkeiten, welche mitunter empfindsamen Reisenden des dalmatischen Meeres bedenklich werden. Wer aus der stillen Fläche des Golfes von Cattaro herauskommt, überschreitet bei der Punta die Ostro die Gränzlinie gegen das offene Meer und wird da nicht selten von dem Anprall eines Scirocco empfangen, von welchem er drinnen in der Huth der hohen Kalkgebirge keine Ahnung gehabt hat.

Die Aufwärter auf den Dampfschiffen pflegen deßhalb denjenigen, der sich noch innerhalb der Bocche bei ihnen eine Mahlzeit bestellt, darauf aufmerksam zu machen, daß er mit seinem Begehren bis jenseits der Punta di Ostro warten möge, weil es sich leicht ereignen könne, daß ihm „dort draußen im Meer" die Luft vergangen sei.

Ganz anders aber gestaltet sich der Eindruck für denjenigen, welcher in die Bocche hereinkommt.

Diesem geht nach und nach ein Bild auf, welches von allen anderen Naturerscheinungen unseres Erdtheils im Allgemeinen nur mehr mit dem Vierwaldstätter-See, in einzelnen seiner Theile aber nur mit noch mächtigern und erhabeneren Bildern der Alpenwelt, wie etwa mit dem Königssee, verglichen werden kann.

Bei solcher Vergleichung muß man sich jedoch fort-

während daran erinnern, daß hier Großes mit verhältnißmäßig Kleinem zusammen gestellt wird. —

In der That vermögen jene Alpenseen keineswegs jenen großen Gesammteindruck hervorzubringen, wie das Meer zwischen diesen öden Kalkfelsen, auf deren Geröll nur Ansiedelungen kleben, deren Name schon uns mitten in die wildesten Töne serbischen Kriegsgesanges hineinführen und auf deren Felsen Jahrhunderte lang das Blut vergossen worden ist, das immerfort unter dem Stahl fließen wird, bis die furchtbarste aller Fragen, der alte Zwist der Asiaten, die dort jenseits der Gebirge hausen, und der Christenstämme, welche hier noch ungebeugt die felsige Heimat schirmen, für immerdar gelöst sein wird. Freilich, wenn man die Bocche und den Vierwaldstätter-See auf einer Landkarte betrachtet, so ergibt sich eine Aehnlichkeit, welche in den Umrissen der Ufer eines Gewässers schwerlich zum zweiten Male wieder gefunden wird. Die nämliche Anzahl von Veräftelungen und Auszweigungen in die Gebirge hinein, das nämliche Labyrinth von Felsen und Wasser, die nämlichen Ueberraschungen, welche die sich öffnenden Felsenpforten urplötzlich bieten, indem sie unerwartet den Blick in ein neues Wasserbecken zwischen dem hohen Gebirge gestatten: Aber wie das Meer gewaltiger ist, als die Lache des Binnensee's, wie die wüsten Gebirge des Ostens nur Erinnerungen von Haß und Kampf, von Blut und Brand, von der heldenmüthigen Verzweiflung der Serben und der Zerstörungswuth des Osmanli in Wort und Lied bewahren, so lassen sich die Empfindungen desjenigen, der aus dem ungestümen Adria in diese Schlucht hineinfährt, in welcher das graue Kalkgestein aus dem grünen Meer bis zu den Wolken ragt, keines-

wegs mit den Eindrücken desjenigen vergleichen, welcher vom Dampfer des benannten Schweizerſee's aus, das rothe Buch in der Hand, die zierlichen Penſionen der Geſtade muſtert oder ſich beim Anblick der Tellsplatte für eine Heldenthat zu begeiſtern trachtet, welche nie geſchehen iſt.

Ueber dieſer großen Meerwildniß ſchwebt der Rieſenadler, der ſich, wie die ſerbiſchen Lieder von den „ſchwarzen Raben" erzählen, von den Augen und den Eingeweiden erſchlagener Krieger nährt und deſſen Stimme unheilverkündend durch die ſchattenloſen Klüfte dringt.

Es wird wohl Niemanden geben, der, wenn das Schiff von den grünen Kuppeln der Inſelkirche vor Peraſto, die auf dem tiefergrünen Meer zu ſchwimmen ſcheint, ſich gegen Südoſten wendet, und plötzlich die Rieſenberge der Cerna-Gora über dem weißen Kotar*) erblickt, ſich nicht, vielleicht unbewußt, von jenem Hauch der Freiheit und Wildheit durchdrungen fühlte, welcher mit dem ſchroffen Alpenwind von jenen unbeſiegten Höhen herabweht. Ja, was auch der kränkelnde Spott der Kulturvölker witzeln oder ſchmähen mag, das Kreuz, welches dort oben auf dem umwetterten Lowtſchen weit über das Meer und weit über die Cerna-Gora hinragt, iſt das Sinnbild der Kraft und der Hoffnung eines Häufleins von Menſchen, welche ſich durch die Kämpfe eines halben Jahrtauſends auf jener hohen Klippe ihr ureigenes Weſen zu wahren wußten.

Mögen die drunten euch Barbaren nennen, dich Volk der Berge! Während Jene Handel treibend genießen, wußtet ihr zu ſterben. Die Macht der Aſiaten, welche bis weit in die deutſchen Gaue hinein vordrang, zerſchlug ſich

*) Cattaro.

an eueren Felsen und an euerer Faust, wie das Meer, auf welches ihr von eueren Gipfeln herabschaut, an den Felsen der Küste.

„Schwarz" nennt man euere grauen Berge, über welche die Bora hinjagt und in deren Stürmen der schwächliche Mensch zu Grunde gehen muß, wie ein schutzloser Halm. „Schwarz" waren sie in der That den Türken,*) denn ihnen bedeutete ihr Boden, wenn sie ihn betreten wollten, bitteres Verhängniß. Wohl hätten sie ihn auch roth nennen mögen, denn das Geklipp ist vom Blute der Eindringlinge getränkt.

Ich werde das Bild nie vergessen, welches vor meinen Augen war, als ich die Höhen über Cattaro zum ersten Mal erblickte.

Ein Montenegriner in schwarzer Mütze, langem weißem Wollrock, schwarzem Gürtel, in dem die Waffen staken, faßte mich bei der Schulter, streckte den Arm aus und deutete hinauf zu den grauen Höhen.

„Evo Crnagora!" rief er mit blitzenden Augen.

Er war von einer weiten Reise zum Anblick seines Vaterlandes zurückgekehrt.

Wenige Augenblicke später legte das Schiff an den Steinquadern des Molo von Cattaro an.

Der Sonnenglanz, welcher draußen in der Bai über dem Wasser gelegen war, verdrängte hier die schwarzen Schatten der Cerna-Gora: Cattaro ist nächst Risano derjenige Ort im Lande, welchem die Sonne am wenigsten scheint und auf welchen aus dem Gewölk, welches

*) Türkisch: Kara Dagh = schwarzer Berg.

beharrlich in den engen Schluchten hängt, die meisten Regen niederfallen.

So ist es ein vorzüglich düsterer Eindruck, welchen die tiefe Lage der Stadt zwischen Fels und Meer hervorbringt. Es ist bekannt, daß von den Fremdlingen als Aufenthaltsort nichts so sehr gefürchtet wird, als Cattaro, und ein großer Theil des Mißbehagens, welches sie empfinden, und der Verwünschungen, die ausgesprochen werden, hat seinen Grund in dem Gefühle, als befinde man sich in einer vergessenen und der belebten Welt weit entrückten Höhle, in einer dunkeln Schlucht, aus welcher es keinen Ausweg gibt.

Das Innere der Stadt bietet nichts Erwähnenswerthes und unterscheidet sich kaum von dem allgemeinen Aussehen venetianischer Städte — enge Gassen, die Erde mit breiten Steinplatten bepflastert, einen kleinen Domplatz, finstere Winkel und Sackgassen.

Nicht minder merkwürdig, als der Wasserschwall, der urplötzlich aus dem Kalkgebirge von Makarska zu Tage tritt, ist die grüne Fiumara, der Alpenstrom, welcher aus den Wasseradern des Schwarzen Berges zusammensickernd, wenige hundert Schritte von Cattaro entfernt mit seiner grünen, krystallenen Fluth aus dem grauen Gestein aufquillt. Wenn man dieses merkwürdige Gewässer betrachten will, geht man zum gleichnamigen Thore hinaus am Bazar der Montenegriner vorüber, wo die Bergsöhne, welche bewaffnet herunter kommen, ihre Flinten und Dolche niederlegen müssen, bevor sie die Stadt betreten.

Steigt man etwas höher hinauf, auf dem weißen steinigten Wege hin, der zur Cerna Gora führt, so ge-

winnt man eine vorzügliche Ueberſicht der Bucht von Cattaro bis zu dem engem Canal der „Ketten“ hin, wo ſich Peraſto gegenüber das Kirchlein von „Unſerer Lieben Frau zu den Engeln“ erhebt.

Obwohl es im Allgemeinen einen verſtändigen Freund der Natur keineswegs befriedigt, wenn man ihrer Wirkung durch die kleinlichen Mittel des Menſchen zu Hilfe kommen und ihren Eindruck durch Machwerk ſteigern will, ſo läßt ſich vielleicht doch nicht ableugnen, daß die Bocca niemals ein wunderbareres Ausſehen gehabt haben mag, als in der Nacht des 29. Octobers 1842, in welcher man ſie zu Ehren des Erzherzogs Franz Karl bis nach Juritſch Lepetane hinaus mit buntfarbigen Flammen beleuchtete. Der Einbildungskraft muß es überlaſſen bleiben, ſich die finſteren Felſen und das brauſende Meer vorzuſtellen, die gewundenen Gänge aus Waſſer und Berghalden, an welchen ſo viele Lichter glänzen, als Sterne aus dem ſchmalen Himmelsſtreifen herabſchauen.

Als ich zum erſten Mal in Cattaro war, pflegten die Ankömmlinge ſich beim „Principe Ereditario“ einzuquartieren, heute aber iſt dieſes Haus verſchollen und an ſeine Stelle der Lione d'Oro getreten, nicht minder ungaſtlich, als ſein Vorgänger. In jenem traf man ſtets die Adjutanten und andere Würdenträger „Seiner Hoheit“, wenn ſie von ihrem Schwarzen Berge herabkamen. Es ſcheint, daß man dieſen „Hohen“ Perſönlichkeiten zu liebe von der Maßregel des Waffenabnehmens ſtets eine gefällige Ausnahme machte. Die Herren prunkten wenigſtens dort immer mit ihren Säbeln und Piſtolen und Handjaren, während man mich harmloſen Wanderer mit

einem Terzerol von dem auf das Meer hinausgehenden Thore zurückwies.

Die Herren Adjutanten und Würdenträger im goldſtrahlenden Prunkkoſtüm des Schwarzen Berges im Verein mit anderen „ſlaviſchen Freunden“ aus den Bocche waren immerdar beſchäftigt, Ströme von Wein zu trinken, wie es in zahlloſen Liedern des ſüdſlaviſchen Volkes am Beginne des Liedes heißt, als Einleitung zum ganzen Liede, als welche es in anderen Fällen heißt: „Ein Kukuk ſingt,“ „Einen weißen Brief ſchreibt,“ „Lieber Gott, was iſt das für ein großes Wunder!“ „Es fliegen auf zwei ſchwarze Raben,“ ſo heißt es dagegen am Anfange der meiſten Geſänge:

Vino piju mladi Crnogorci
U Cetinji usred gore Crne.

Oder:

Piju aga od Trebinja vino
Trides aga i više četiri.

Oder:

Vino piju tri Srpske vojvode
U bogatoj i ponosnoj Mačvi.

Und ſo weiter.

Vom Strome des Weines hingeriſſen, zeigten ſich jene Helden liebenswürdig, lächelnd und reich an Verſprechungen für uns, die wir das hochgefeierte „Feld“ von Cetinje zu betreten gedachten. Als wir den nämlichen Helden ſpäterhin „u slavnog Cetinji“ begegneten, wußten ſie freilich keinen Deut mehr von uns ſelbſt oder auch von den Geſprächen, die ſie beim dunklen Weine gepflogen hatten.

Cattaro vermag wohl in ſeiner Bevölkerung einen be-

ſonderen Vorgeſchmack des Schwarzen Berges zu bieten. Es ſind fortwährend eine Menge von Männern und Weibern aus dem rauhen Berglande in der Stadt. Slaviſche Lieder und dichteriſche Ueberlieferungen preiſen die Keuſchheit und Tugend ſeiner Frauen und Jungfrauen. In Cattaro aber weichen die Meinungen von ſolcher Anſchauung weit ab. Von der nördlichſten Spitze Dalmatiens bis zu ſeinem ſüdlichen Gebiete, bis zu den Grenzmarken des alten Serbenvolkes im ſchwarzen Berge ziehen ſich ſo die lügenhaften Behauptungen weiter, die der Verfaſſer einer Reiſebeſchreibung dem andern nachſchreibt. Das wunderlichſte Gewäſche haben in dieſer Hinſicht die Franzoſen zu Tag gefördert, von welchen man Bücher über das Land beſitzt. Man vergleiche zum Beiſpiel die Wirklichkeit mit dem, was der berühmte Charles Nodier als ächter franzöſiſcher Windbeutel und Oberflächlichkeits-Menſch über das Volk der Morlaken zu ſagen weiß, eine Bevölkerung, in welcher Rohheit und Verthierung von Jahrzehent zu Jahrzehent ſich in grauenhafter Weiſe ſteigern:

Si vous y arrivez n'allez pas plus loin cette fois. Vous avez trouvé la plus douce (!), la plus bienveillante, la plus hospitaliére, la plus génereuse (!) des populations Respirez en paix cette atmosphére d'innocence (!) et de jeunesse, d' enthousiasme (!) et de poésie, que le souffle de la science n'a pas altérée. — Vous êtes chez les Morlaques.

Eine ſolche Auslaſſung bedarf überhaupt keiner Widerlegung und zwingt denjenigen zum Lachen, der die générosité, innocence, douceur und den enthousiasme der Morlaques in ihren Hütten ſelbſt geſehen und empfunden hat. —

Wichtig wurde mir jener Aufenthalt zu Cattaro durch

eine Mittheilung des montenegriniſchen Senators Sabbas Janowitſch, welche in volksthümlichen Trochäen und in wunderbar aus dem Weſen einheimiſchen Geiſtes genommener Art den 1862er Feldzug der Montenegriner gegen die Türken darſtellt. Da meine ſpätere Beſchreibung der Umgebung von Cetinje ſich auf die Landſchaft, auf das Ausſehen der Menſchen, auf eigene Erlebniſſe und dergleichen beſchränken muß, ſo theile ich hier in wörtlicher Ueberſetzung dieſe Arbeit mit, aus welcher man die Cernogorzen beſſer kennen lernen wird, als aus der Schilderung eines Reiſenden:

„Es flog ein Berg-Kukuk von Moſtar, dem ruhmvollen Bazare, und flog bis zur Stadt Stambul und ruhte auf der Moſchee des Großherrn. Als er ſo ruhte, fing er zu rufen an und rief drei weiße Tage und drei Nächte ohne Aufhören und ſprach ſo:

„Ach um Gott, du mächtiges Türkenland, welches Leid wartet deiner heute! Du haſt keinen Herrn, welcher das große Unheil überſchauen kann. Dich verheeren die Säbel der Cernogorzen, ſie plündern und ſengen und ſchlagen die Köpfe ab und nehmen mit ſich Weiber wie Junge und rauben das Land und die Städte! Denn ſie ſind mitten in dein Bosnien eingedrungen mit Fahnen und blanken Waffen und jagen dich wie Wölfe die Schafe. Warte noch fünfzehn Tage und du wirſt die Trauerbotſchaft hören, daß dir dein Bosnien chriſtlich geworden iſt und weiße Kirchen werden gebaut werden, Glockenthürme in die Höhe ſteigen, und Glocken darin aufgehängt werden und ſtatt des Odſcha wird der Pope ſprechen!“

„Als das Aſiz, der Türken-Kaiſer, vernahm, vergoß er Thränen aus dem Auge wie ein einjähriges Kind. Stets

jammerte und klagte er und von Jedem wollte er einen Rath haben, was er thun und wie er regieren solle, denn er hatte seinen Verstand verloren. Er stampft mit dem Fuße und schüttelt den Kopf und klagt und heult.

„Darauf geht er in sein Gemach, nimmt weißes Papier und schreibt einen langen Brief an seine alte Freundin über dem Meer, die englische Kraljica, und schreibt ihr alles vom Anfang an und erzählt ihr seinen Jammer:

„Der Großherr sagt der Kraljica seinen Gruß und erzählt ihr von dem Unglücke, welches mich jetzt trifft. Meine Rajah hat sich erhoben unter Nikola*), dem Sohne des Mirko, unter meinem allerschlimmsten Feinde. Er will mir mein Türkenland wegnehmen, mich von der Herrschaft verjagen. Was wird das ruhmreiche Europa sagen, daß er mir so die Gewalt raubt! Seit Kossowo sind es vierhundert Jahre und noch drei und siebenzig Jahre darüber, daß mein Türkenland der Ahne mit dem Säbel gewann und ich Asiz soll es schmachvoll verlieren! Höre mich Du, die Du mich immer wie einen Bruder geliebt hast!

„Du weißt, o Kraljica, es ist nicht lange her, daß sich erhob Petrowitsch Danilo auf Cetinje, dem weiten Felde, gleich nach dem Tode seines väterlichen Oheims, des Kaludscher und Wladyka, daß er das Haupt wurde von Cerna Gora. Er ging hinab an das dunkle Meer und kam endlich nach Petrow Grad**) zu Nikolai, dem Zaren, und sprach so zu ihm: Ich verneige mich vor Deiner Hoheit und verlange von Dir mein Glück. Ich bin der Neffe des Peter Petrowitsch, die Cerna Gora hat mich gewählt. Darauf antwor-

*) Der jetzige Fürst von Cerna Gora.

**) St. Petersburg.

tete ihm der Zar: O Sohn, das kann nicht ſein, Du mußt es der heiligen Synode ſagen, daß ſie Alles ordne, was dem Wladyka gebührt, und Dir die heilige Mitra aufſetze."

„Danilo antwortete: „Ich danke Deiner Hoheit und verneige mich ehrerbietig. Aber ich verlange nichts von der Synode, denn nicht darauf iſt mein Wunſch gerichtet. Sondern ich bitte Deine Hoheit, daß Du mir mein Fürſtenthum gebeſt, welches mir zukommt ſeit der Schlacht von Koſſowo, ſeit Lazar, unſerem Knes. Vierhundert ſind es und mehr Jahre, daß wir darum mit den Türken hadern."

„Als der Zar Danilo angehört hatte, ſagte er zu ihm ſogleich: „Wiſſe, Danilo, Du verlangſt viel, Dein Fürſtenthum an Dich zu nehmen. Aber ich ſehe, daß du großen Geiſtes biſt, möge es Dir Glück bringen und Dein Volk ſich Deiner rühmen können! „Darauf zog er ihn an die Bruſt und küßte ihn wie ſeinen eigenen Sohn. —

„So gab er ihm das Fürſtenthum, ohne mich (den Sultan) zu fragen, und Danilo machte ſich auf den Weg.

„Als er auf das Feld von Cetinje gelangte, blieb er dort nicht vier Wochen, ehe er ſchlimme Befehle erließ an ſeine Anführer und Häuptlinge, es ſolle ſich Alles unter den Fahnen verſammeln und in meine Städte ziehen. Als das Heer ſich verſammelt hatte, zog er nach meinem Schabljak, zerſtörte das ganze Bollwerk mit der Kanone und pflanzte ſeine Fahne darauf.

(Nun folgt eine eingehende und ermüdende Beſchreibung der Thaten einzelner Führer.)

„Als die Kraljica dies geleſen hatte, lachte ſie laut auf und ſchrieb ſchnell dem Großherrn einen Brief und ſagte ihm Folgendes:

„Fürchte Dich nicht, lieber Freund! Ich habe einen

ungezählten Reichthum, ich werde Dir geben, so viel Dir gefällt!"

„Dann langte sie mit der Hand und zählte den Schatz auf, gerade achtzig Millionen, lauter Ducaten von einem Stempel, die zehn Gulden werth sind, die schickt sie dem Großherrn nach Stambul. —

„Als der Großherr den Schatz erhalten hatte, schickte er viele Tataren aus und versammelte ein neues Heer, ein mächtiges Heer von dreißig Tausenden, grimme Araber und wilde Leute.

„Zu ihnen sprach der Großherr und ermunterte sie: „Ich habe die ganze Macht ausgerüstet, damit die Cerna Gora gezüchtigt wird"

„Dieses Heer theilt er in zwei Theile. Den einen Theil befehligt Omer-Pascha in dem „blutigen" Berge (Brdo), den anderen Derwisch-Pascha in der Hercegowina. Auch gab er Jedem einen Medschidie von gelben Ducaten.

„So gingen die Heere aus Stambul und fuhren gerade über das dunkle Meer. Das sah die weiße Wila und flog mit leichten Flügeln bis auf das Gefild von Cetinje und rief den Knes Nikola, ehe die Morgenröthe schien und der Morgenstern am Himmel war:

„Guten Morgen, Fürst Petrowitsch!" Darauf antwortete der Knes der Wila: „Gott mit Dir, Du weiße Wila, woher kommst Du am frühen Morgen?"

„Weinend sagte darauf die Wila: „Ich komme aus Stambul der Kaiserstadt, ich bin vor zwei oder dre Tagen dort fortgegangen und habe mich nirgends verweilt. Als ich Stambul verließ, sah ich ein ungezähltes Heer, aus Asien grimmige Krieger. Ich sah es und

ging wieder weiter. Das eine Heer kommt bei Bar (Antivari) ans Land, dem Omer-Paſcha zu Hilfe, das andere dem Derwiſch-Paſcha. Es ſchickte ſie der Großherr aus Stambul, damit ſie Dir Dein Cetinje nehmen.

„Der Fürſt antwortete der Wila: „So lange ich Zar Alexander und andere Freunde habe, was können mir die Türken anhaben?“

„Aber die Wila antwortete ihm:

„Rußland iſt in die Politik verſtrickt und wenn es Dir hätte aufrichtig helfen wollen, wie es Recht iſt, ſo wäre heute das ganze Bosnien Dein, ohne das Blutvergießen der Helden. Auf Serbien darfſt Du auch nicht hoffen. Das ſchweigt lieber, als daß es ſeine Brüder umarmt.“

„Der Fürſt entgegnete hinwiederum der Wila:

„Laß auch jene uns nicht zur Hilfe kommen, ſo gehe mit Gott hinaus in die ganze Welt und verkünde es allen Slaven, ſo lange ich lebe (und bei meinem Kopfe!) und die Wände der Cerna Gora, ich werde mich Niemanden überliefern und ruhmvoll zu Grunde gehen.“

„Als ſie ſo in der Rede waren, kommt ein Brief auf das Gefild Cetinje von dem Wojewoden Mirko Petrowitſch, der ſchreibt von gewaltigem Kriege und Schlachten, die mit den Türken waren, ſeinem Sohne Petrowitſch Nikola.

„Da kommt die Fürſtin Darinka hinzu und die fragt, was es mit dieſem Briefe ſei.

„Du meine Muhme, Fürſtin Darinka! Dieſer Brief iſt von Mirko, dem Wojewoden. Höre was darin geſchrieben ſteht.“

„Zur Kenntniß Dir, mein Sohn Nikola, daß ein

mächtiges Heer aus Stambul gekommen iſt zu Hilfe den Türken. Wir haben uns mit ihnen im Feuer geſchlagen vom Morgen bis zum dunklen Abend. Der Donner aus den Gewehren hört nicht auf, auf dem ebenen Gefilde von Sagaratz, das ganze Feld iſt mit Dunkel bedeckt. Da gehen zu Grunde wackere Perjanizzen,*) Iwanowitſch Iwo aus Cetinje, es gehen zu Grunde Türken, es gehen zu Grund Cernogorzen, bis ſich unſere Fahnen erheben und auf die Türken einen Juriſch (Sturmlauf) unternahmen und ihnen hundert und zwölf Köpfe abgeſchnitten wurden. Darauf jagten wir ſie zurück aus Sagaratz bis zu den Berzkiſchen Schanzen und dort ſchnitten wir zweihundert Köpfe ab. Als jenſeits Garatz die Sonne nieder ging, weinten viele Türkenweiber.

„Darauf rief Darinka:

„Preis ſei Gott, noch glänzt das Glück der Cerna Gora, die keinen einzigen Freund hat, als Gott den allerhöchſten im Himmel!“

Es ließe ſich das zehnfache des Umfanges dieſer Bruchſtücke aus genannter Schilderung des Sabbas Iwanowitſch mittheilen; doch glaube ich, wird der Leſer an dem kleinen Auszuge genug haben.

Die Arbeit iſt, wie ſo viele andere von Wuk Stefanowitſch Karadſchitſch im vierten Bande ſeiner Narodne Pjesme gelieferten durchaus volksthümlich, wenn man gleich aus der naiven Zuſammenſtellung der Wila und der Prinzeſſin Darinka auf ein Stück fürſtlich montenegriniſcher Hofpoeſie ſchließen möchte. Aber die Cerna

*) Eine beſtimmte Art von Würdenträgern der Cerna Gora.

Gora ist sicherlich in dieser alten Welt das einzige Land, in dessen volksthümlicher Einbildungskraft die heute lebenden Fürsten und Heerführer gleich den Göttern der Sage umherwandeln, mit übersinnlichen Wesen verkehren und in welcher das ganze Dasein sich zu einer fortlaufenden Iliade gestaltet.

Ueberall sonst greift das Heldenlied in vergangene Tage zurück. Wer noch im Geringsten daran zweifeln will, daß die großen volksthümlichen Epen der Inder, Griechen, Deutschen in der Hauptsache nichts anderes sind, als eine mehr oder minder umfangreiche Zusammenstellung verschiedener Volkslieder, der betrachte sich die zahllosen Heldenlieder des Schwarzen Berges, welche täglich fort und fort erzeugt werden. Die endlosen Raubzüge, die „Tscheta's", die Unruhen an den Grenzen liefern dichterischer Gestaltung unerschöpflichen Stoff. Die ganze Scenerie ist wild, abenteuerlich, einzig in ihrer Art. —

Manche der Lieder brauchen von einer kunstverständigen Hand nur wenig abgerundet zu werden, um einen noch viel wirksameren Cyklus, ein viel urwüchsigeres Epos darzustellen, als es Herder mit der Aneinanderfügung einiger Cid-Romanzen gelungen ist. Als Beweis diene das Juwel südslavischer Poesie, der „Smail Aga" des Maschuranitsch.

Ueber diese Geschichte, die Geschichte einer Tscheta aus dem Jahre 1840, gibt es eine ganze Menge von Liedern, von welchen auch Karadschitsch mehrere aufbewahrt hat. Sie verhalten sich zu der Schöpfung des Maschuranitsch (die ich, beiläufig gesagt, zum ersten Mal ins Deutsche übertragen habe) wie das Edelmetall, in

dem Zuſtande, in welchem es aus der Grube gebracht wird, zu der Faſſung im blinkenden Diadem.

Um ein Beiſpiel zu geben, wie die Lieder, die einen Raubzug, eine Tſcheta beſchreiben, in der Regel beginnen, wähle ich das Lied vom Iwan Nikolin:

„Es erhob ſich eine kleine Tſcheta aus Spuſch*) der weißen Veſte, eine kleine Tſcheta von fünfzehn Türken. Führer der Tſcheta iſt Beg Sotowitſch, unter ihm ſteht Suljo Dſchakowitſch.

„Die Tſcheta geht hinab am Fluſſe, bis ſie nach Penar kommt, zu den Höfen des Wuk Schikmanowitſch:

„Wuk erwartete ſie und gab den Türken, was er hatte.

„Darauf ſprach der Beg zu Wuk: „O Du Schikmanowitſch Wuk! Wohin werden wir gehen und wohin werden wir uns wenden mit der Tſcheta?“

„Wuk denkt nach und ſpricht zum Beg:

„Höre mich, o Beg Sotowitſch! Gehen wir mit der Tſcheta an die Gränze zu den weißen Schafen des Wladika, ſo kommen wir zu den Schäfern. Denn die Schafe haben Schäfer und die Schäfer haben Jagd- und Fanghunde. Die Fanghunde werden die Tſcheta verrathen und die Cernogorzen vernichten. Gehen wir lieber ins waldige Donje und warten wir auf die Zekliniſchen Kaufleute. Dieſe werden wir dort ſicher erlauern und ihnen den cernogorskiſchen Kopf abſchneiden.

---

*) Eine Stadt am Setafluſſe, hart an der Grenze von Cerna Gora im nordöſtlichſten Winkel von Albanien.

*) herte i šljednike, Hunde montenegriniſcher Race.

Die Köpfe werden wir tragen nach Spuſch, damit es die Berdjaner merken, die den Städtern ſo viel Leid anthun."

„Darauf bewegte ſich die Tſcheta weiter, vor ihr ging Schikmanowitſch Wuk. Sie kamen in die waldige Donje, um zu warten auf die jungen Cernogorzen.

„Als der Tag kam und die Morgenröthe, ſchritt ein wackerer Held hinaus aus der weiten, ſteinigen Cerna Gora, aus Prewlak, Nikolin Iwan.

(Prewlak liegt an der nördlichen Spitze des Sees von Skutari).

„Dieſer ſah die türkiſche Tſcheta, und als er ſie ſah und nicht entrinnen konnte, verſteckte er das Meſſer unter ſeinen Mantel.

„Da faßten ihn die Türken und zerſchlugen ihm das Gewehr und warfen ihn auf ein Schiff und führten ihn fort auf dem Waſſer.

„Seht dort den Nikolin Iwan, wie er ehrerbietig die Türken fragt: „Wer iſt hier Beg Sotowitſch?"

„Die Türken zeigen ihm den Suljo Dſchakowitſch. Da zog er ſeinen Yatagan und trifft damit den Suljo Dſchakowitſch und durchbohrt ihm die Heldenbruſt, in die Schultern ſtoßt er ihm den Yatagan

„Er aber ſelbſt, der Held, ſpringt ins Waſſer und faßt das Schiff mit den Händen. Er ſchüttelt daran, damit er die Türken erſäufe.

„Aber die Türken ließen ſich nicht umwerfen, ſondern zogen die Meſſer aus dem Gürtel und ſchnitten ihm auf dem Schiffe die Finger ab.

„Da tauchte Iwan unter das Waſſer und ſchwamm

fort. Als er zum Lande gekommen war, erhob er den Kopf aus dem Waſſer.

„Aber Schikmanowitſch Wuk iſt ein Held, er zielt mit der dünnen Flinte und verbrennt dem Iwan das Herz.

„Iwan fällt auf den Grund des kühlen Waſſers.

„Die Türken aber gingen fort und als ſie nach Schabljak*) kamen, zogen ſie dem Sulio das Meſſer aus der Schulter, der aber hauchte die Seele aus!“

Aehnlicher Tſcheta-Geſchichten ließen ſich in Verſen eine unzählbare Menge mittheilen.

Eine Sammlung von ihnen wäre der bemerkenswertheſte Beitrag zur Kenntniß der Cerna Gora.

Nachdem wir uns mehrere Tage zu Cattaro aufgehalten und unſere Kenntniß der Verhältniſſe Montenegro's zu erweitern getrachtet hatten, auch keine Gelegenheit verabſäumten, um in der „Slavjanska Kavana“ mit den ſtets dort verkehrenden Leuten aus dem Schwarzen Berge zu reden, machten wir uns an einem heiteren Tage auf den Weg, um die zweiundſechzig Windungen anzuſteigen, in welchen ſich die (1842 gebaute) Straße zur Gränze des merwürdigen Landes hinaufſchlängelt.

Dieſer Weg würde ſehr große Aehnlichkeit mit einem jener Steige haben, die ſich an den Kalkwänden des Hallſtädter- oder Königsſee's hinaufziehen, wenn die Berge, ſo weit das Auge reicht, nicht völlig kahl wären und uns nicht, ſtatt der gutmüthigen Senner und Holzknechte, nur bewaffnete Männer, Maulthiere und laſttragende

*) Eine Stadt an den Mündungen der Moratſcha in den Skutari-See (Albanien).

Weiber im weißen Gewande begegneten. Diejenigen, welche einen Stern auf ihrer Mütze tragen, gehören zum eigentlichen Heere der Cerna Gora. Alle begrüßen uns freundlich und erkundigen ſich um das Ziel unſerer Reiſe, ja Mancher, der bequem auf ſeinem Pferde hinter uns herkommt, bietet uns gefällig das Roß an.

Doch der Fußgänger gelangt raſcher zur Höhe als der Reiter, weil er auf kleinen Steigen, welche durch das ſpitzige Kalkgeröll führen, die bequemen Windungen der Straße abſchneiden kann.

Es gibt wohl keinen höheren Reiz, als den erſten Reiſetag in einem merkwürdigen Lande, über welches man ſich vorher viel in Schriften unterrichtet hat. Der Geiſt iſt fortwährend angeregt und beſchäftigt, die von der Einbildungskraft im Voraus geſtalteten Formen nach der Wirklichkeit, welche hier vor die Sinne tritt, mehr oder minder umzubilden.

Alles erſcheint uns neu und doch längſt bekannt. Aber das Einzelne, die beſtimmten, abgegränzten Bilder, kann ſich die Phantaſie doch nicht ſchaffen, ſie müſſen geſehen werden.

In dieſer Beziehung ſind vor Allem die Haltſtellen merkwürdig, an welchen diejenigen, welche zum Schwarzen Berge anſteigen, zu raſten pflegen.

Der erſte dieſer Raſtpläſte iſt Kervava poljana, „der blutige Ort“, eine kleine Steinmulde auf dem Berge, welche ihren Beinamen mit vielen anderen Oertlichkeiten des Landes gemein hat.

Für einen Maler gibt es keinen bezeichnenderen Ort, um ein bedeutungsvolles Genrebild zu entwerfen.

Da raſteten, als ich mich auf einem Steine niederließ,

Mauleſel, welche Pulver in Holzkiſten hinaufſchleppten, zwei jugendliche Soldaten mit braunem Geſicht und blitzenden Augen, welche die Fracht begleiteten, und ein Laſtträger, welcher ein großes Brett, das zum Bau eines neuen Hauſes in Cetinje gehörte, in die waldloſe Cerna Gora hinaufſchleppen ſollte.

Wenn man dieſe Menſchen und Thiere, ſodann die grauenvolle Wildheit des Alpenlandes und die grellen Lichter, die über dem tiefen Meere und an den nackten Bergen liegen, betrachtet, ſo wird der Eindruck kaum geſteigert, wenn man zugleich von den Soldaten erfährt, daß die Maulthiere von den Leichen erſchlagener Türken weggenommen ſind und das Kreuz des einen die Belohnung für einen gelungenen Hinterhalt iſt.

Zur rechten Hand zieht ſich, als unheimliche Erläuterung zu den Reden, welche da gepflogen werden, einer jener Schlünde (gerli) in der Bergwand hinab, welche, wie der dichteriſche Geiſt des Sprachgebrauches durch ſeine Vergleichung grauenhaft deutlich ausdrückt, mit nichts mehr Aehnlichkeit haben, als mit der Kehle, der Halshöhle, — eine glatte, runde, von den Waſſern der Jahrtauſende ausgewaſchene Röhre, deren Abgrund ſich dem Blicke entzieht, weil der Boden in bauſchiger Rundung jäh in eine unbekannte Tiefe abfällt.

Dieſe gerli kommen überaus häufig in den Gebirgen von Cerna Gora, Albanien und Griechenland vor und ſpielen in der düſteren Kampfgeſchichte dieſer Länder eine furchtbare Rolle. Der von der Uebermacht erdrückte Feind rollt durch den glatten Trichter hinab und ſtürzt in die Tiefe, wo er zerſchmettert, während die Sieger oben am Rande ihr Triumphgeheul anſtimmen.

Wenn man zu München in den Arkaden die bekannten Bilder aus dem Befreiungskampfe Griechenlands betrachtet, sieht man einen türkischen Reiter, dessen Roß sich mit den Hufen an den Hervorragungen im Boden eines solchen „Schlundes" festklammern will, während die Griechen sich bemühen, ihn hinab zu stoßen. Es ist eben Alles ähnlich in diesen südöstlichen Ländern und nur die Sprache der Menschen stellt einen kleinen Unterschied dar, der in der Menge von Aehnlichkeiten in Natur, Ueberlieferungen, Sitte und Glauben fast verschwindet. Die Lieder der Griechen gleichen den Liedern der Slaven wie ein gerlo dem andern, und diejenigen, welche sich bemüht haben, das slavische Wesen des heutigen Griechenvolkes zu beweisen, hätten nur die beiderseitigen Volkslieder neben einander stellen dürfen. In diesen, als den eigenthümlichen Ausdruck volksthümlichen Wesens ist durchaus gar nichts verschieden als die Sprache: der Gedankenkreis, die Vorstellungen, die Redewendungen, die schmückenden Beiwörter, die Bilder — es ist vollständig eine und dieselbe Welt, die uns da in durchaus ähnlichen Gestalten aufgeht. — —

Eine noch beliebtere Haltstelle liegt weiter oben bei einer Quelle, welche in köstlicher Frische aus dem Kalkgestein hervorsprudelt und Kerstička voda geheißen wird — ein Name, den ich mir nicht zu deuten vermag, er müßte denn mit der Bezeichnung des mächtigen Krstatsch, eines Berges, zusammenhängen, der neben dem grauen Lowtschen über diese Halde emporragt.

Auch hier gibt das Bunte der östlichen Trachten, der Glanz der Waffen, das Gedränge der Thiere, welche nach dem Wasser lechzen, das über die weißen Steine

hinrinnt, das weite Rund gezackter und beschneiter Spitzen und der grüne Plan des Meeres ein ergreifendes Bild.

Als wir Cattaro verließen, lag eine schwüle und vom Dufte vieler Blumen gesättigte Luft am Meeresstrande.

Während wir über Kerstička voda hinaufstiegen, gelangten wir dagegen immer mehr in das Bereich der Bora, welche in den Winter- nnd Frühlingsmonaten fast unablässig um diese Höhe (etwa 2000 Fuß über dem Meere) hinfegt, daß die Steine rasselnd über die kahlen Wände hinabrollen.

Die Bora auf solcher Höhe ist kein Wind, den wir mit dem Unwetter unserer deutschen Gegenden vergleichen können, wenn wir uns nicht etwa auf die winterliche Jochhöhe einer unserer hohen Alpenketten versetzen wollen. So oft man den Fuß aufhob, wodurch der Körper nur mehr auf einen, den andern nämlich zu stehen kommt, drohte die Gefahr des Hinabgeschleudertwerdens. Glücklicher Weise kann man den mangelnden Stützpunkt durch die Hand ersetzen, welche sich am nnebenen Felshang anklammert.

Doch sahen wir nie ohne einiges Zagen der nächsten Windung des Weges entgegen, denn an den Windungen ist die Gewalt des Sturmes am allerheftigsten. Aufrecht zu gehen ist dort unmöglich. Man muß sich in der Stellung eines Menschen, welcher im Begriffe steht, in eine niedrige Höhle hineinzukriechen, mit beiden Händen an den Felsen tastend, um solche Ecken herumschlagen.

Während dieser Arbeit erblickten wir den Briefboten Seiner Hoheit des Fürsten, der, mit einer großen Tasche belastet, gewaltig schnell in der Weise, in welcher unsere Alpensteiger mit ihren Stöcken sich mitunter über steile

Halden hinablaſſen, ſchnurgerade und unbekümmert um den Weg über das Geröll gegen Cattaro hinab eilte, oder vielmehr rutſchte, um die Poſt, welche der heutige Dampfer gebracht haben mochte, nach der Hauptſtadt Cetinje abzuholen.

Endlich waren die Steigungen überwunden und wir ſahen eine weite Thalmulde vor uns, mit Steintrümmern überſäet und im Allgemeinen von jenem Ausſehen, wie viele der beſchriebenen dalmatiſchen Berglandſchaften.

Es war das erſte rawno polje, das erſte „ebene Feld“, welches wir von der Cerna Gora zu ſehen bekamen, von welcher wir bis jetzt nur Bergſpitzen erblickt hatten.

Hier empfing uns ein eiſiger Nebel, während zugleich — in wunderlichem Gegenſatze zu der Kälte — der Donner in fernen Gebirgen rollte. Am meiſten grollte es in den Schluchten des Lowtſchen, der doch bis weit herab mit Schnee bedeckt war. Solches aber iſt gerade der rechte Empfang in dem auf der Welt einzigen Berglande und die Natur der Dinge kann hier nicht deutlicher ſprechen, als durch das Getöſe des himmliſchen Aufruhrs über der weiten Felſenwüſte.

Die erſte Hütte, welche man auf dem Boden des Fürſtenthumes antrifft, iſt die Carinarnica, die Dogana, in welcher ein armſelig ausſehender Menſch erſcheint, welcher den Fremdlingen jedoch weniger Schwierigkeiten bereitet, als die Zöllner an der Grenze manches anderen Landes, deſſen Einwohner ſich ſeiner Sitte und vorgeſchrittener Bildung rühmen.

Mit Hinterlaſſung der Spende eines Silberſechſers geht man nunmehr getroſt ins Land hinein.

Zwiſchen den Felſen gewahrt man, ſorgſam durch

Steine gegen den Wind geschützt, in kleinen Anpflanzungen die Haupterzeugnisse des Landes, Erdäpfel und Kohl, von denen die armen Weiber schwere Lasten nach Cattaro und in die andern Städte im Meere hinabschleppen müssen.

Die Männer arbeiten nichts. Ihr Beruf ist das Tabakrauchen und das „Junačtwo", das Heldenthum.

Deutsche Bauernweiber wären ohne Zweifel unfähig, derartige Lasten zu tragen.

Selbst in unseren Gebirgsländern, in welchen man oft auf den Jochsteigen schwer beladenen Menschen begegnet, habe ich dergleichen nicht gesehen. Es ist das sicherlich eine Wirkung des in Europa einzigen Klima's. Die Cerna Gora, welche auf der Breite von Rom liegt, faßt die Eigenschaften des südlichen und nördlichen Himmelsstriches in sich zusammen. Die Hitze Italiens und die Kälte Deutschlands, der Nebel der Nordländer und die Dürre des Ostens, die weiche Luft des Adria-Gestades und die Bora des Karstes — Alles dieß stellt das Wetter der Cerna Gora dar. Es ist augenscheinlich, daß hier die Natur die Rolle des Gesetzgebers von Sparta übernimmt und die Schwachen, wenn es deren gibt, schon in ihrer Entwicklung tödtet.

Wir sollten an jenem nämlichen Tage noch eine Probe von der Vielseitigkeit der Witterungs-Launen durchzumachen haben. Der Nebel verdichtete sich allmählig zu einem Fluthregen und der Fluthregen verwandelte sich in einen dickkörnigen Hagel, durch welchen hindurch die Blitze leuchteten. Fürwahr, ein „tempo fantastico", wie der italienische Ausdruck bezeichnend sagt. —

Von dem Punkte an, an welchem das Steigen aufhört und jenes „ebene Feld" der Cerna Gora beginnt, sind es nur mehr wenige Schritte bis Njegusch, einer Ansiede-

lung, die freilich viel armſeliger ausſieht, als die ſchlechteſten Dörfer in Dalmatien.

Dennoch iſt es hochgefeiert als Stammort des regierenden Fürſtenhauſes und als Heimat ſo vieler in der Geſchichte der Cerna Gora genannten Helden.

So heißt es im Liede vom Alaj Beg:

„Wein trinken drei Verbrüderte (pobratime) auf dem blutigen Ktſchewo, dem Gefilde.

„Von Ktſchewo iſt Petar Pruſtachija, von Njeguſch ſind die zwei Brüder Laſar und Perizza.

„Als ſie ſich am kühlen Weine ſattſam gelabt hatten, fingen ſie an, über Allerlei zu rathſchlagen, vor Allem aber über das Heldenthum:

„Wo etwa eine gute Beute zu erbeuten wäre, oder gute Köpfe abzuſchneiden.

„Da ſpricht Petar Puſtachija:“ Um Gott, ihr zwei Verbrüderte! Ihr, die ihr immer in der Boka Kotorska ſeid und mit dem Herrenvolke Wein trinkt, habt ihr gar nichts geſehen, daß wir Beute erbeuten und ſchönen Reichthum heimtragen könnten?“

So ließen ſich noch gar viele Stellen in den Liedern anführen, in welchem Njeguſch genannt wird.

Beim Anblicke des Ortes ſollte man freilich nicht glauben, daß an ihm die Dichtung etwas zu verherrlichen findet. Die niedrigen, ſtallähnlichen Hütten, die meiſt nur einen Eingang haben, der zugleich als Fenſter dient und mit morſchem Stroh gedeckt ſind, werden insgeſammt von einer Umfaſſungsmauer umgeben, welche den Ort, ſei es gegen räuberiſche Angriffe oder vielleicht auch nur gegen die Stöße der Bora ſchützen ſoll.

Man würde ſich aber ſehr täuſchen, wenn man glauben

wollte, daß jene Sorte von Heldenthum, welche in dem oben mitgetheilten Anfange eines Liedes erwähnt wird, sich des Beifalles der Autoritäten im Lande zu erfreuen habe. Nichts wäre falscher als diese Voraussetzung, welche allerdings manche Berechtigung hat bei der geringen Werthschätzung, mit welcher nach den Aussprüchen der Volkslieder das Leben der Menschen betrachtet wird. Die Sicherheit des Lebens und des Eigenthumes ist im Fürstenthum Cerna Gora eine weit größere, als im benachbarten Dalmatien, und die Herren Autonomen, welche das letztere Land dermalen regieren, könnten in dieser Hinsicht von der „russischen Secte", den „Barbaren" u. s. w. nur lernen.

Es gibt in Cerna Gora eine strenge Gerechtigkeitspflege, welche den schuldigen Dieb, Räuber oder Mörder niemals verfehlt. Das Verdienst solcher Einrichtungen gebührt vorzüglich dem dermalen herrschenden Fürsten, welcher überhaupt mit manchen Ueberlieferungen seines Volkes brechen zu wollen scheint. So besteht beispielsweise in diesem Njegusch, welches weit mehr einer Ansammlung von indianischen Wigwamms gleicht, als einem in Europa befindlichen Orte, eine Schule, die bekanntlich in Dalmatien meist noch zu den Wünschen Weniger gehört. Ebenso werden die Kinder des Bergvolkes in fast allen anderen Orten unterrichtet und vom Fürsten überhaupt geistige Entwicklung seiner Unterthanen erstrebt, während im benachbarten Türkenstaat, den die Weisheit der europäischen Mächte mit aller Gewalt und der Natur der Dinge zum Trotze aufrecht zu erhalten strebt, von solchen Bemühungen keine Spur zu entdecken ist.

Wir verfügten uns zu Njegusch in eine kleine

Schenke, in welcher man Branntwein, Eier und die bei den Slaven so sehr beliebten Quitten feilbot. Auch hatten wir dort Gelegenheit, zum ersten Male jene geräucherten Hammelskeulen, Kastradina genannt, zu versuchen, welche es wohl verdienen, der ganzen Welt als Leckerbissen bekannt zu werden.

In dieser kleinen Schenke waren mehrere stattliche Männer versammelt, die uns von ihrem Tabak anboten und sich auch sonst hilfreich erwiesen in Rathschlägen und Auskunft über unsere Wanderung im Schwarzen Berge. Von der mehrmals gerühmten Gastfreundschaft des Bergvolkes verspürten wir da allerdings in sofern etwas, als besagte Männer unaufgefordert sich an unserem Mahle betheiligten und uns den größten Theil desselben mit auffallender Gemüthsruhe wegnahmen. Dasselbe kleine Abenteuer begegnete uns noch mehrfach auf unseren Märschen und wir kamen überein, solch Verfahren die umgekehrte Gastfreundschaft zu nennen.

Der Weg von Njegusch nach Cetinje bewegt sich Steinhügel auf, Steinhügel ab, allmählig bis zur Wasserscheide zwischen den Thälern von Njegusch und dem Flußgebiete des Skutari-Sees ansteigend — ein schneidiger Karst voll von Riffen und messerartig zugeschliffenen Steinen, von schneidigen Muldenrändern und übersäet mit Riesenblöcken, zwischen denen sich der Saumweg (denn eine Straße kann man derlei nicht nennen) in auf- und absteigenden Windungen hindurch klemmt.

Auf dem höchsten Punkte dieses Weges erblickt man im fernen Süden jenseits der zahlreichen, hervorstehenden Kalkrippen den Spiegel des Skutari-Sees, dessen Ufer mehr als alle anderen Gründe des Felslandes im Laufe

der Jahrhunderte vom Blute der unversöhnlichsten aller Feinde, der cernogorzischen Serben und der Osmanlis, welche die Herren von Albanien sind, befeuchtet wurden. Kein Gewässer wird in den Heldenliedern neben der Moratscha, dem Hauptflusse des Berglandes, häufiger erwähnt als dieses. Von keiner Seite her aber drohen der Cerna Gora auch mehr Gefahren, als von diesem albanischen See her, von welchem der Zugang ungleich leichter ist, als von jeder anderen niederen aus.

Von hier zog (1719) jener Mahmud Pascha hinauf, welchem fast das ganze Bergland in die Hände fiel.

Von jenem schrecklichen Kriege spricht noch jenes Lied, welches der Vladika Peter der erste, genannt der heilige Peter, verfaßt hat, und dessen Anfang lautet:

„Der Vessir Mahmud veranstaltete eine Versammlung im weißen Skadar an der Bojana*).

„In die Versammlung rief der Vessir alle Türkenhäupter und als er sie versammelt hatte, sprach er zu ihnen Folgendes:

„Jetzt ist die Gelegenheit, ihr Anführer, daß wir uns, mit mächtigem Heere den Schwarzen Berg aneignen, den Schwarzen Berg und das ebene Küstenland, welches wir uns von alter Zeit her gewünscht haben".

Freilich mochten zu jener Zeit die Türken noch mächtigere Beweggründe haben, das Felsenland gänzlich zu unterwerfen, als heute. Denn eine kurze Notiz, die uns erhalten blieb, besagt, daß am fünften Januar 1703 sämmtliche Osmanlis, die sich auf dem Boden des Schwarzen Berges befanden, an einem Tage umgebracht wurden.

*) So heißt der Ausfluß des Skutari-Sees.

Der See von Skutari, das rothe Licht der Abendwolken wiederspiegelnd, ringsum die graue Oede der Cerna Gora, hie und da von dunklem Gestrüpp unterbrochen, und zur rechten Hand der Lowtschen, auf dessen Spitze sich das wohlerkenntliche Kreuz erhebt — das ist wohl abermals ein Landschaftsbild des Schwarzen Berges, welches dem Beschauer unvergeßlich in der Erinnerung bleiben wird. Schon im Abenddunkel erreichten wir die kleine Kapelle, die dem Andenken des Jüngers der Liebe gewidmet ist. Wohl mag der Geist, der jenen Jünger beseelte, ein einsamer Fremdling sein in diesem Lande. Darum steht auch das Heiligthum verlassen da in der starren Wildniß. Es erregte uns manch trüben Gedanken, die freundliche Gestalt desjenigen, welcher noch als hundertjähriger Greis nicht müde wurde zu sagen: „Kinder, liebet einander!" sich neben den Menschen vorzustellen, welche diese Schluchten bewohnen, und deren ganzes Dasein hingeht im Sinnen und Trachten an blutige Abwehr gegen diejenigen, die jenseits ihrer Berge wohnen.

Endlich erreichten wir Cetinje, auf steiniger Halde gelegen, aus deren Geröll sich hie und da niederes Gestrüpp, dürftiger Grasboden und spärlich bebautes Land abhebt. Ich will in Kürze schildern, was wir während des mehrtägigen, eintönigen Aufenthaltes dort oben zu beobachten Gelegenheit hatten.

Die Wetterlaunen des Schwarzen Berges beharrten auf ihrem Grimme. Fortwährend jagte jener schwere, mit Hagelkörnern vermischte Sturmregen durch das Gebirge hin, welchen die Cernogorzen ersum nennen, eine Witterung, gegen welche das Wüthen unserer Wetter zu

Hause ein Maienregen genannt werden kann. Dennoch brachten wir in dem jämmerlichen Hause, in welchem wir ein Obdach gefunden hatten, während des Tages nicht eine Stunde zu.

Wir gingen in der „Hauptstadt" umher oder gesellten uns zu den Cernagorzen, welche diejenigen Häuser aufsuchten, in denen ein Feuer brannte, um welches sie sich rauchend und Café trinkend herumsetzten.

Was das Aussehen der Hauptstadt anbelangt, so gleicht dieselbe einem Städtchen im Inneren von Dalmatien, wobei man sich nur jede Spur von italienischer Bauart wegdenken muß, oder noch besser einem Dorfe der croatischen Militärgränze.

Die Häuser bestehen meist nur aus einem Erdgeschoß, und ihre Bewohner, obwohl glänzende Waffen tragend, machen den Eindruck der Verwahrlosung und der Armuth.

Bei der roth angestrichenen Burg des Fürsten, welche, wie ein Gefängniß, rings von einer ziemlich hohen Mauer umgeben ist, befindet sich ein geräumiger Platz, auf dessen einer Seite kleine Läden und gewöhnliche Wohnhäuser, auf der anderen dagegen die ansehnlichen Behausungen der Fürstin Darinka und die eines Senators stehen. Beide nennt man in Cetinje Paläste, anderswo aber würden sie auch in einem kleinen Landstädtchen keineswegs auffallen.

Darinka hatte sich zu jener Zeit in das sonnige Corfu zurückgezogen.

Da wir Gelegenheit gehabt hatten, den Fürsten, eine herrliche Männergestalt, seine Kinder an der Hand führend, über den Platz schreiten zu sehen, so suchten wir

nicht um die Ehre nach, ihn hinter seinen Mauern selbst sprechen zu dürfen.

Auch ist die Etiquette am Hofe der Cerna Gora nicht gerade so einfach, als man sich vorstellen möchte, und Seine Hoheit soll ziemlich eifersüchtig sein auf die Formen der Ehrerbietung, welche ihr als einem souveränen Haupte gebühren.

Dennoch aber mochten wir jeden Tag, in der Stunde, die uns der ersum gestattete, einen Gang auf dem Grasplane um die Mauer herum, wobei uns stets neugierig ein schwarzer Hammel folgte, der so sicher dort zu treffen war, wie die riesenstarke Schildwache, die am Thore der Mauer stand.

Den Besuch des „Museums" dagegen versagten wir uns. Erbeutete Waffen, Medschidiehs, von der Brust der Türken abgerissen, Uniformsetzen und dergleichen haben ebensowenig mit den Musen gemein, als die abgeschnittenen Köpfe und die ausgestopften Häute der Pascha's, die noch vor drei Jahrzehenten in der Burg zu sehen waren.

Mit Vergnügen besuchten wir dagegen die gleich neben dem Fürstensitz befindliche Druckerei, durch deren Einrichtung der Fürst sich ein edleres Denkmal gesetzt hat, als seine Vorgänger mit ihrem Museum.

Die Setzer sind dort freilich nicht mit Arbeit überladen, doch findet man etwa ein Dutzend Schriften, welche aus ihrer Officin hervorgegangen sind. Dieselben habe ich mir sämmtlich gekauft und sie fleißig durchgemustert.

Sie sind meist religiösen Inhaltes, wie man das bei der Nationalanstalt eines Volkes voraussetzen kann, bei welchem die Religion und das Dasein als Volk über-

haupt in Eines zusammenfallen. Doch befinden sich auch Kalender, Schulbücher und eine schöne Sammlung von Heldenliedern aus der jüngsten Zeit darunter.

Wollen wir dieser Pflanzstätte der Gesittung nur wünschen, daß ihre Typen nicht wieder einmal in Kugeln umgegossen werden, wie es in der Zeit der Noth geschah.

Bei gutem Weine, der in sonnigen Lagen der Cerna Gora selbst wächst, hatten wir bei manchem Feuer lehrreiche Gespräche mit den rauchenden Männern.

In der Cerna Gora bewegt sich alles Gespräch um die Hoffnungen der Serben, das mächtige Rußland und die Verzagung des Türkenvolkes. Serbische Officiere waren anwesend und auch einige wenige Dalmatiner, slavische Fenier des Heimatlandes, deren ganzes Dasein ein unaufhörliches Verschwörungs-Getreibe zu sein scheint. Viele trugen die als Geschenk zahlreich in den Schwarzen Berg herein gesendete Medaille, welche man zu Moskau als Erinnerung an die Gründung des russischen Reiches vor tausend Jahren geprägt hat. Hier tritt dem Fremdling die ungeheure Bedeutung, welche dem heiligen Rußland dereinst bei der Ordnung der Dinge des Ostens zukommen wird, weit verständlicher nah, als es durch tausend Bücher geschehen kann, und man begreift die Worte Tjutschew's, des Dichters!

V dospiechi vieri grud adjon
J s bogom ispolin derschawnoj!
O Rus! velik gradustschij djon
Vsselenskoj djon a prawoslawnoj!*)

*) Die Brust im Harnisch des Glaubens und mit Gott bist du ein furchtbarer Riese. O Rußland! es kommt der große Zukunftstag, der ökumenische und rechtgläubige.

So vergingen uns die Tage, und als der Sturm sich gelegt hatte, brachen wir um viele Erfahrungen reicher und um viele Silbergulden ärmer (die gastfreien Barbaren nehmen kein Papiergeld) wieder zum Meere auf. An einem anderen Orte aber, an welchem mir mehr Raum gegönnt sein wird, als in diesem Dalmatien gewidmeten Buche, werde ich vielleicht noch mehr einmal über den Schwarzen Berg erzählen, von welchem überhaupt die Welt noch mehr zu hören bekommen mag, als sich Mancher träumen läßt.

Zehntes Capitel.

Wintertage und Erinnerungen von den Zaratiner Scoglien.

Valja Kruha!*) war das erste Wort meines Gefährten, als wir in eine Bauernhütte der Insel Uglien traten.

Wir haben keines! lautete die Antwort, die vorauszusehen war.

Wie aber in den Büchern des alten Testamentes zum öfteren erzählt wird, daß die Hausfrau für Fremdlinge Brod buk, so geschah es auch hier. In nicht ganz einer Viertelstunde war der Teig angemacht, auf die Gluth gelegt und das dampfende Brod uns vorgesetzt. Wir ließen uns die Speise wohlschmecken und verachteten auch den schwarzen Wein nicht, der uns in einem großen Gefäße hingestellt worden war.

Wir hatten vom Festlande her eine schwierige Ueberfahrt gehabt.

*) Wir müssen Brot haben.

Am Morgen war ein wenig Schnee gefallen, jener staubförmige Schnee, wie er nur in wenigen Wintern die Küsten des Adria und des Mittelmeeres bedeckt und der stets auch ohne Sonnenwärme in der frischen Seeluft binnen einem halben Tage verdunstet. Das Meer hatte neben den weiß angestreuten Ufern eine tintenähnliche Farbe angenommen, von welcher sich die weißen Fittige der Vögel, die unruhig darüber hin und her flatterten, gar grell abhoben.

Als wir den Strand verließen, wehte ein leichter „Burin" gegen den Hintertheil der mit Menschen vollgefüllten Barke. Aber eine dunklere Färbung, die sich gegen Süden auf der Oberfläche des dunkeln Meeres zeigte, deutete die Bewegung an, welche ein heraufdringender Scirocco im Wasser verursacht. In der That mußte der Mann, welcher das ausgespannte Segel an einem Stricke hielt, seinen Platz auf dem Schiffe mehrmals wechseln, noch öfter aber den Strick über die Köpfe der ihm zunächst Sitzenden nach der andern Seite ziehen, weil das Segel bald in dieser bald in jener Richtung gegen seine Stange gestellt werden mußte. Als endlich die dem Scirocco vorangehenden Wellen mit immer breiterem Rücken und immer reichlicherem Schaum andrängten, wurde das Segel unter gewaltigem Geschrei festgebunden und die stärksten der auf dem Schiffe befindlichen Männer ergriffen die Ruder, um bald zum Strande der Insel zu kommen, deren vielgestaltige Giebel in bunter Uebereinanderthürmung, von Oelbäumen und Gestrüpp bedeckt, uns immer deutlicher entgegen traten.

Unter diesen Ruderern fiel mir ein etwa fünfundzwanzigjähriger Mensch auf, welchem statt der rothen

Morlaken-Mütze, die alle seine Genossen auf dem Kopfe trugen, eine schwarze von der gleichen Art auf den schwarzen Haaren saß.

Es bedeutet das, wie man weiß, Trauer um irgend einen der nächsten Verwandten.

Zu dieser Trauer stimmte seine Miene.

Denn während alle Anderen sich schreiend entweder an den Arbeiten betheiligten, die mit dem Segel zusammenhängen, oder in heiterem Gespräch auf dem Boden des Schiffes kauerten, lag dieser lautlos der Mühsal des Ruderns ob, nur hie und da den Blick seiner schwarzen Augen nach dem Strande richtend, den zu betreten er sichtlich ungeduldiger war, als die Uebrigen.

Während diese sich auf jede Schaar von Enten aufmerksam machten, die hier und dort auf den Wellenkämmen zu erspähen war, der Eine jammerte, daß er kein Gewehr bei der Hand habe, der Andere sich vergebens abmühte, die einzelnen Vögel zu zählen, verharrte dieser in traurigem, fast hochmüthig aussehendem Schweigen.

Als endlich das Schiff den aus rohen, gelben Steinblöcken erbauten Damm erreichte, welcher den Molo des seichten Hafens darstellt, war der junge Mann mit der schwarzen Mütze der Erste, welcher mit einem behenden Satze hinausſprang. Wir sahen ihn rasch auf den Felsen fortlaufen und bald war er unseren Blicken verschwunden.

Als wir die Hütte betraten, in welche mich mein Begleiter führte, saß der nämliche Mann bereits neben dem Feuer, welches in einer Ecke brannte, und hielt einen etwa zehnjährigen Knaben, dem er mitleidig ins Gesicht schaute, an den Schultern fest.

Gerne hätten wir gefragt, was es mit diesem Men-

schen für eine Bewandtniß habe, allein es fand sich keine Gelegenheit mit einem Bewohner der Hütte zu sprechen, ohne daß Jener es hätte gewahren müssen.

Zu dem waren nunmehr die Leute mit dem Brodbacken beschäftigt gewesen und so mußten wir wohl die Befriedigung unserer Neugierde bis zu der Zeit verschieben, in welcher wir von unserem Ausfluge in das Innere der Insel zurückkehrend vielleicht hier wieder vorsprächen. Nachdem wir uns mit Brodvorrath auf den ganzen Tag versehen hatten, gingen wir an den Strand hinaus.

Mein Begleiter führte mich zunächst an einen Garten, welchen sich ein wohlhabender Städter auf dieser Insel in geringer Entfernung vom Meere angelegt hat.

In diesem Garten standen Mandelbäume, deren röthliche Blüthe sich unter dem unverhofften, tückischen Frost der letzten Tage gebräunt hatte und nunmehr zerstört an den Zweigen hingen. Im kalten Winde bewegten sich die Cypressen und eine Amsel hüpfte lautlos durch die Oleanderhecken, aus welchen sonst an sonnigen Tagen des Vorfrühlings wohl laut ihr lieblicher Gesang erschallt.

Mitten im Garten erhebt sich eine mächtige mehr als zwei Klafter hohe Aloe, deren meergrünen Blättern der Schnee schlecht anstand, welcher in ihren weiten Höhlungen liegen geblieben war.

Auch die gelben Blüthenknospen des Lorbeer, welche gleich einem vor der Kälte zusammengekauerten Thiere, sich noch fest geschlossen hielten, gehörten nicht in das Bild dieser Landschaft, deren Boden von Schnee, wie von einer dünnen Schichte Mehl bedeckt war. Noch verwunderlicher aber sah die Blüthenpracht der Kirschbäume

aus, die weit blendender und weißer, als das frostige Pulver am Boden über der Erde glänzte.

Der Garten ist von einer Hecke jener von den Slaven Klediče genannten Dornsträucher umgeben, welche mit ihren langen blutrothen Stacheln eine stärkere Wehr bilden als eine aus Steinen aufgeführte Mauer.

Jenseits desselben ziehen sich neben dem trümmerartigen Mauerwerk der Dorfwohnungen dunkelbraune Pfade, immerwährend von schneidigen Felsrippen durchbrochen, bergan in's Innere der Insel.

Unter den zahllosen Oelbäumen grünte das helle Getreide, von grauen und gelben Mauern durchzogen. Wenn man so unter dem weiten Oelgarten und seinem dunkeln Grün hinausschaute in den vielfach eingerahmten Hintergrund, in welchem das blaue Meer liegt, so vergaß man leicht die dünnen Schneeschichten auf manchem Gesteine und hoffte den Sommer, dessen Farbe ja uns überall umgab.

Ueber den Mauern erhebt sich hie und da eine Akazie, an deren kahlen Zweigen noch die schwarzen Hülsen hängen, eine Esche, eine Linde, ein junger Ailanthus.

So ungefähr sieht es auch auf der ganzen übrigen Insel aus, die wir nunmehr bergauf bergab durchwanderten.

Auf der westlichen Seite gelangten wir endlich wieder an das Meer.

Dort breitete sich neben dem Meere ein dichtes Gestrüpp von Erdbeerbäumen, Lorbeer und wilden Myrthen aus, hie und da von den Schlammfeldern unterbrochen, welche die Ebbe zurückläßt.

Zwischen diesem Gestrüpp, in welchem manchmal,

wenn wir herankamen, eine scheue Amsel rauschte, weideten Schafe, deren Hirten sich unter einem vielfach gespaltenen Oelbaume ein Feuer angemacht hatten, dessen Rauch in blauen Wolken sich durch das Gestrüpp und die weiten Bogengänge der anderen Oelbäume vom Meere ab langsam ins Land hineinzog.

Wir gesellten uns zu diesen Hirten und bemerkten, daß sie an ihrem Feuer eine Wildtaube brieten.

Einer der unternehmendsten von ihnen war auf die hohe, bröckelige Mauer eines zerfallenen Kastelles auf einem der Inselberge gestiegen, um das Nest auszunehmen. Es war ihm geglückt, mehrere der jungen Vögel zu erbeuten, und die hungerigen Hirten freuten sich der seltenen Leckerbissen.

Da ich an dem Bilde, welches die Gesellschaft in dieser Umgebung bot, Vergnügen empfand, so verweilte ich lange Zeit entweder bei den Hirten am Feuer oder auf- und abgehend, wenige Schritte davon entfernt, am Strande. Es war dort einer jener Plätze, an welchen die Fischer ihre Netze ausnehmen, und deshalb der Strand auf einer ziemlichen Strecke mit einer dichten Lage zerbrochener Muscheln bedeckt.

Weit hinaus ins Meer hoben sich aus dem Schlamm des flachen Ufers niedrige Felsenkämme, halb Düne, halb Geklipp — ein sumpfiges Felsenwirrsal, das unter der bleichen Sonne des kalten Tages vielleicht noch trauriger aussah, als zu anderer Zeit.

Mein Begleiter zog das Verbleiben am Feuer solcher Wanderung vor und plauderte, die Hände fast stets gegen die Gluth ausgestreckt, mit den Hirten, von denen

sich ab und zu Einer erhob, um nach den Schafen zu sehen.

Plötzlich hörte ich einen Ruf. Ich wandte mich um und sah, wie mir der Mann winkte und auf eine Stelle zwischen den Oelbäumen deutete.

Mein Blick folgte der angezeigten Richtung und ich gewahrte unseren Genossen im Schiffe, den Besucher der Bauernhütte, den jungen Mann in der schwarzen Mütze, wie er langsam geraden Weges durch den Oelanger und das Gestrüpp von der Höhe gegen das Meer hinabging.

Ich schritt zum Feuer und forderte meinen Begleiter auf, da meine Rückkehr abzuwarten. Denn ich wollte nunmehr die Gesellschaft des Mannes, dessen Erscheinen in dieser abgelegenen Gegend der Insel mir noch mehr auffiel als alles Uebrige, aufsuchen, um vielleicht irgend etwas zu erfahren, was der Theilnahme und des Verständnisses werth war.

Als ich, ungesehen von ihm, auf ihn zuschritt, wurde ich jedoch bald gewahr, daß sein Gang nur von der Ferne betrachtet langsam schien. In Wirklichkeit schritt er sehr rasch gegen eine vorspringende Klippe am Strande hin, auf welcher ich nicht das Geringste wahrnehmen konnte, was einem Menschen von seiner Art als Ziel einer Wanderung dienen mochte.

Ich folgte ihm durch den lichten Oelwald und gewahrte an mancher Stelle des Weges von seiner Gestalt nur den Kopf, der über die Sträucher empor ragte.

Bald aber lichtete sich der Baumschlag und ich sah ihn auf einem grauen Felsenhange gehen, der mit

„smin“ bewachsen ist und an dessen Fuße, hart neben dem aufschäumenden Meere, sich ein gelber Pfad hinzieht.

Der Mann stieg von der Felsplatte langsam auf den Weg hinab, ging auf diesem eine Strecke weiter und blieb endlich vor einem weißlichen Gegenstande, den ich aus der Entfernung für einen Stein hielt, stehen.

Wenige Augenblicke später bemerkte ich, wie er sich dort auf die Kniee niederließ und sich über den Stein hinbeugte. In dieser Stellung verharrte er lange Zeit. Wie lange, das vermöchte ich nicht zu sagen, denn meine Verwunderung über das Gebahren des Mannes ließ mir nicht Zeit, an Anderes zu denken, als an die Umstände, welche ihn bewegen konnten, an einer einsamen Stelle des Strandes auf die Kniee zu fallen.

Als sich der Mann in der entgegengesetzten Richtung, gegen das südliche Ende der Insel hin, entfernt hatte, stieg auch ich den grauen Felshang hinab, um zu dem Steine zu gelangen.

Es war ein weißes Kreuz, in welches von einer augenscheinlich wenig geübten Hand Buchstaben eingehauen waren. Die meisten derselben hatte das bei hohem Wellenschlage heraufreichende Wasser und der Regen in dem weichen Kalke unleserlich gemacht.

Ich konnte nichts mehr entziffern, als die Worte:

ni kriv ni dužan*),

die in der Mitte standen, etwa da, wo die vier Theile des Kreuzes zusammenstießen.

---

*) Weder sündig noch schuldig.

Was konnte das heißen? zu wessen Angedenken, der „nicht schuldig“ hinüber gegangen war, stand dieser Stein am wüsten Strande des Meeres?

Indem ich mich abmühte, auf diese Fragen irgend eine Antwort zu finden, kehrte ich langsam zu dem Feuer zurück, welches noch immer, vom Rauch halb verhüllt, in der Ferne trüb zwischen den Bäumen glänzte.

Ich erzählte den Hirten und meinem Begleiter, was ich gesehen hatte. Sie schauten sich fragend an. Mehrere derselben waren nicht von der Insel und vermochten keinen Aufschluß zu geben.

Da nahm Einer, der eben herbeikam und bis jetzt dürre Zweige gesucht hatte, um das Feuer zu nähren, das Wort:

„Ich weiß Herr, was dort geschehen ist. Es müssen jetzt zehn Jahre sein, daß dort ein armer Mensch von der Insel starb, der in seinem ganzen Leben Niemanden ein Leid gethan hat.“

Die Hirten horchten alle hoch auf und unterbrachen ihn mit Fragen. Er aber warf den Bündel mitgebrachter Zweige in die Flamme, daß sie einen Augenblick fast ausgelöscht schien und dichter Qualm mit seinem Wachholdergeruch wie die Wolke von Weihrauch, die der Priester um einen Leichnam ausbreitet, uns alle miteinander einhüllte.

Dann fuhr der Mann fort:

„Die Sache ist so zugegangen. Da war Einer in einer Hütte, der Niemanden auf der Welt hatte, als ein ganz kleines Kind, das noch nicht einmal gehen konnte, und einen Bruder, der vielleicht zwölf oder vierzehn Jahre alt war. Die Frau war ihm eben gestorben,

als einmal sein Nachbar in die Hütte kam und ihn bat, von einem Rind, das der Nachbar geschlachtet hatte, die Haut abzuziehen. Denn der Mann war sehr geschickt in jeder Arbeit.

„Nachdem die Haut von dem Rinde weggenommen war, bat ihn der Nachbar ferner, er möge die Haut hinüber auf das Festland, nach Benkowatz, tragen, denn er wisse dort einen Käufer und habe jetzt eben keine Zeit, sie dorthin zu schaffen. Er versprach ihm einen schönen Botenlohn und auch, daß er die Kinder während der paar Tage, die Jener abwesend sei, in seiner eigenen Hütte bewahren wolle.

„Das war dem Manne recht, er wusch die Haut sauber aus, setzte sich auf ein Schiff, das nach Bibinje hinüber fuhr und ging zu Fuß nach Benkowatz.

„Die Hitze war groß und als der Mensch in die Nähe der Stadt kam, bemerkte er an dem üblen Geruche der Haut, daß beim Reinigen ein ganz kleiner Theil nicht völlig sauber gewaschen war. Da ließ er sich an der nächsten Wasserlacke nieder, um den Unrath wegzuwaschen.

„Die Leute vom Felde von Benkowatz aber hatten zu jener Zeit wegen der Hitze großen Mangel an Wasser und als sie den Scoglianer sahen, der ihnen diese eine Lacke mit seinem Fell verdarb, warfen sie von den Aeckern mit Steinen nach ihm. Ein Stein traf ihn gleich so, daß ihm der Arm zerschmettert wurde, und nachher trafen ihn auch noch viele andere am Kopfe und am ganzen Körper. Da lief er in seiner Todesangst mit dem Felle gegen das Meer zurück. Als er am Strande angekommen war, wollte er sich noch mit Wasser aus dem Meere die Wunden waschen.

„Es sahen ihn Fischer von unserer Insel. Ehe sie

ihm aber zu Hilfe kommen konnten, hatte er schon das Bewußtsein verloren.

„Darauf nahmen sie ihn auf ihre Barke und brachten ihn herüber. Wie sie ihn dort, wo jetzt das Kreuz steht, an das Land setzten, seufzte er noch nach seinem Bruder und nach seinem Sohn, that ein paar Athemzüge und starb.

„Vor ein paar Jahren hat ihm sein Bruder selbst eine Grabschrift ausgemeißelt und ein Kreuz an dem Ort gesetzt, wo er seinen letzten Athemzug gethan hat. Der Mann, den Ihr gesehen habt, wird wohl kein Anderer gewesen sein, als eben jener Bruder. Vielleicht hat er wieder einmal nach dem Stein sehen wollen."

Diese Vermuthung dünkte uns Allen wahrscheinlich.

„Was ist zu jener Zeit mit den Kindern geschehen?" frug ich weiter.

„Das kleine Kind ist von armen Leuten angenommen worden, den größeren Burschen aber hat der Bauer behalten, der damals seinen Vater mit dem Felle fortschickte. In späteren Jahren ist er nach Dielo*) hinüber gezogen und hat jetzt selbst vielleicht schon Weib und Kinder. Heute aber ist er vielleicht nur herüber gekommen, um einmal wieder nach seinem kleinen Bruder zu sehen."

„Weßhalb trägt er die schwarze Mütze?" frug der Morlak, welcher mit mir zu den Hirten gekommen war.

Niemand wußte einen Grund anzugeben. Der Eine meinte Dieß, der Andere Jenes, ich aber hörte ihre Aeußerungen nicht mehr, denn nunmehr nahm die Erinnerung an jene Hütte, in welcher wir Brod mitgenommen, und der

*) Ein kleiner Ort am Meere nördlich von Zara.

Mann den Knaben so traurig angesehen hatte, alle meine Gedanken in Anspruch.

Die Zeit rückte mehr und mehr vor und ich mußte daran denken, von dem Ausfluge auf diesen Theil der Insel nach dem Dorfe zurückzukehren, an welchem wir gelandet waren.

Unter allerlei Gesprächen, die sich auf das traurige Schicksal des Menschen bezogen, dessen Angedenken jener Stein am Meere gewidmet war, schritten wir langsam die Pfade zurück, auf welchen wir hergekommen waren.

Rasch verschwand uns die Zeit, die wir während unseres Ganges über das steinigte Gebirge zubrachten.

Als wir endlich die Hütte erreichten, aus der wir am Morgen das Brod geholt und deren Besitzer uns ein gastliches Obdach für die Nacht zugesichert hatte, entdeckten wir zu unserem Erstaunen den Genossen des vergangenen Morgens und den Beter am einsamen Kreuze des Strandes neben dem Feuer, über welchem ein Kessel voll von „blitwa“*) kochte, der Abendmahlzeit der armen Leute.

Wir hatten Lust, das Gespräch an die, wenn auch entfernte, Begegnung anzuknüpfen, welche im Laufe des heutigen Tages am jenseitigen Strande stattgefunden hatte; doch wußten wir nicht, wie wir das beginnen sollten.

Der junge Mann mit seiner schwarzen Mütze saß wieder mit demselben wehmüthigen Gesichtsausdruck neben der Gluth, wie am heutigen Vormittag.

Das Weib des Hauses merkte an meiner fragenden

*) Die Blätter einer Rübenart.

Miene, daß ich gerne etwas über den Beſuch vernommen hätte. —

„Der Knabe dort," ſagte ſie in dem Keſſel umherrührend, „iſt nicht unſer eigenes Kind. Wir haben ihn angenommen, weil er ein Waiſe war. Der Mann, bei dem er da ſteht, iſt ſein Bruder. Der iſt heute herüber gekommen, um ſich anzufragen, ob er nicht Oel herüber bringen darf, daß wir es ihm auf unſerer Kelter auspreſſen."

Der Mann, auf welchen hingedeutet wurde, nickte und ſchaute mich freundlich an. Er wollte mich augenſcheinlich durch dieſe Geberde an unſere Reiſegenoſſenſchaft erinnern.

Ich frug ihn, wie lange er noch auf der Inſel zu verweilen gedächte. Er antwortete, daß er morgen früh nur noch in die Kirche ginge und ſich dann nach einer Barke umſchauen werde, die ihn nach dem Feſtland hinüber trage. —

Es wurde an dieſem Abend wenig mehr geſprochen. Die Leute verhielten ſich ſchweigſamer als gewöhnlich. Ein einziger Menſch vermag bei vielen anderen ſolche Schweigſamkeit hervorzubringen und dieſer einzige war der Gaſt von Diclo.

Wir ſaßen alle mit einander um das Feuer und ſahen dem großen Wurzelklotze zu, wie er allmählig in Glut zerfiel. In den feurigen Spalten, den Labyrinthen der Glut ſah das erregte Auge, wie in den Wolkengängen des Abendhimmels, ferne Seligkeiten und Verdammniſſe. Hie und da ſprang ein Funke von einer Wand zur anderen hinüber, in einem Hintergrunde flammte es höher auf, im anderen verdunkelte es ſich, und endlich verblaßte und zerfiel unter

leisem Knistern der ganze Feuerpalast, ein Bild der Welt, die erblassend zusammensinken wird wie er.

Als ich, am nächsten Morgen erwachte und vor die Thüre hinausging, um nach dem Himmel zu schauen, schlug mir die dampfige Treibhauswärme eines heftigen Sirocco entgegen, welcher den ganzen Himmel mit grauem Gewölk überzogen hatte.

Nur im äußersten Südosten lag ein Goldstreifen über dem Gesichtskreise.

Wundersam aber und der gestrigen Gluth im Inneren des Feuerlabyrinthes auf dem Herde vergleichbar schimmerte das ferne Gebirge des Festlandes durch den feuchten Brodem.

Auf seinem Schnee mußte die Sonne glänzen, welche uns durch die Dunsthülle des Sirocco versteckt war. Wie eine stätige Weingeistflamme, aus zarten, durchsichtigen Feuern von der Farbe des Veilchens und der Rose zusammengesetzt, stand jenes mächtige Gebirge über dem Meere, dessen lebensvolles Rauschen das Walten des Luftgeistes aus ferner, heißer Erde verrieth.

Ueberall flatterten Vögel über den Wassern, zwischen allen Klippen schäumte es mächtig auf und die warmen Wallungen der Luft wie die schaumigen des Meeres schienen zu verkünden, das die Kraft des Winters gebrochen sei.

Der Schneestaub, welcher noch gestern über einzelne Theile der Insel hin verstreut gewesen, war verschwunden. Die warme Luft hatte ihn aufgelöst und mit hinausgetragen

in das Meer, aus deſſen Dünſten verdichtet er zur Erde gefallen war.

Es war noch Zeit in die Kirche zu gehen, wo ich den Bruder des Erſchlagenen noch einmal ſehen wollte, um vielleicht von ihm noch einige Mittheilungen über die traurige Geſchichte zu erhalten, die mir bezeichnend däuchte für die Menſchen und Dinge im Lande.*)

So ging ich denn hart an den Spuren, welche die vom Sirocco herauf gejagten Wellen auf dem Geröll des Strandes, in jedem Augenblick an- und zurückrollend, der Pendelſchlag des Meeres und der Zeit — liegen ließen, vorüber und badete mich mit wohliger Empfindung in dem warmen Luftſtrom, deſſen Brauſen ein Siegesgeheul zu ſein ſchien über die Gewalt der Bora, welche von ihm in den Norden zurückgejagt worden war.

Ein verwitterter Palmzweig — weiß der Himmel, von welcher ſüdlichen Inſel — vielleicht vom Strande der Phäaken, von der felſigen Heimat des Odyſſeus von lauer Meeresſtrömung hiehertragen — lag am Strande.

Und als ob an dieſem Morgen ein Bote des Südens nach dem andern mir vor die Augen kommen ſollte, gewahrte ich in dem kleinen Hafen, den die Felſen an einer hervorragenden Stelle der Inſel bilden, eine Barke geankert, auf der ſich Männer zu ſchaffen machten, deren Fez und ſonſtiges Gewand ihre Herkunft aus Griechenland oder aus irgend einem der osmaniſchen Häfen anzeigte.

*) Wie ich ſpäter aus der ſicherſten Quelle erfuhr, wurden in einem der vergangenen Sommer von der Bevölkerung der Umgegend von Bankowatz aus dem nämlichen Grunde während ſechzehn Tage ſiebenzehn Mordthaten ausgeführt.

In geringer Entfernung bemerkte ich ein Boot am Strande und einen Mann, welcher ein Fäßchen auf dem Rücken trug.

Dieſer gehörte zur Beſatzung der Barke und erzählte mir, daß ſie heute Nacht ſich hier vor Anker gelegt hätten, einmal, weil ihnen der Wind in dieſem gefährlichen, von Scoglien durchzogenen Kanale zu ſtark und dann auch, weil ihnen ihr Vorrath an Waſſer ausgegangen war. Die Barke war aus Candia und führte Badeſchwämme nach Trieſt.

Da er eben ſein Waſſerfäßchen auf den Boden ſetzte, um ſich ein wenig auszuathmen, und ihn auch die Zeit, wie er ſagte, nicht drängte, weil die Barke ohnehin erſt gegen Mittag aufbrechen und im Hafen von Zara ankern wollte, ſo bat ich ihn. mir zu ſagen, auf welche Weiſe man an ſeinem Heimatufer die Schwämme aus dem Meere ärnte.

Was er mir ſagte, ſchien mir ſo merkwürdig, daß ich es in dieſer kleinen Skizze nicht übergehen will.

Dieſe Schwämme, ſagte er, ſind in der Gegend von Beirut an einem felſigen Ufer eingeſammelt worden. Es iſt ein mühſeliges Geſchäft. Der Mann, der die Schwämme aus der Tiefe des Waſſers wegnimmt, ſpringt nackt ins Waſſer und hat nichts an ſich als ein Netz und einen großen Stein, der an einem Strick hängt, welcher oben auf dem Schiffe angebunden iſt. So ſinkt er raſch hinunter und muß dort in der Tiefe die Waare ſuchen.

Den Stein darf er nicht aus den Händen laſſen. Wenn ihm der Athem verſagt, ſo zerrt er an dem Strick, welcher den Stein hält. Dann ziehen ihn die Kameraden raſch in die Höhe. Da ſolltet Ihr ſehen, wie der Mann ausſchaut, wenn er in das Schiff hereingehoben wird.

Das Waſſer fließt ihm aus Mund und Naſe und oft noch Blut dazu.

Nach ihm kommt ein Anderer an die Reihe und ſo geht es fort, bis die Kräfte von Allen erſchöpft ſind oder das Wetter nimmer erlaubt, ſo nah an den Felſenküſten ſtehen zu bleiben. Mehr als fünf Schwämme auf einmal wird Keiner heraufbringen.

So iſt es ein blutiges Geſchäft, Herr, was die Leute treiben, welche die Schwämme auffiſchen.

Ich dankte dem Mann für ſeine Mittheilung, ſah ihm zu, wie er das Waſſerfaß an Bord ſeiner Barke brachte, und wie die Anderen ſich gleich daran machten, den Inhalt zu koſten.

Während ich mich anſchickte, zu dem Dorfe zurück zu kehren, in welcher ich die Nacht zugebracht hatte, hörte ich von dem kleinen Kloſterkirchlein zur Meſſe läuten.

Es befindet ſich zwar eine Pfarrkirche mit hohem, weißem Glockenthurm im Dorfe, allein Sonntags pflegen die Bewohner auf die kleine Inſel hinüber zu fahren, auf welchem das Kirchlein ſteht, und dem feſtlichen Tage zu Ehren ihre Andacht an jener einſamen Stätte zu verrichten.

Ich trat in eine Barke, welche eben, mit Kirchengängern beladen, im Begriffe war, vom Lande abzuſtoßen.

Die Ueberfahrt iſt kurz, aber die rudernden Männer hatten alle Mühe, das Fahrzeug vom Sirocco und den mächtigen Wellen nicht zu weit ab von dem Eilande treiben zu laſſen.

Bei dem Kirchlein befindet ſich ein kleines Kloſter, in welchem nur wenige Mönche und Laienbrüder ihre Tage zubringen.

Die Kirche war noch wenig von Andächtigen gefüllt, denn der Gottesdienst sollte erst etwa nach einer Viertelstunde beginnen. Aus diesem Grunde entschloß ich mich, einstweilen zu den Mönchen zu gehen, um mir das kleine Kloster zeigen zu lassen.

Es ist nicht viel daran zu sehen. Einige Gänge, an welchen links und rechts die rothen Thüren der Zellen, ein freundliches Zimmer, für die seltenen Gäste bestimmt, mit weiter Aussicht auf das Meer und die Menge der aus dem Meere aufragenden blauen Gipfel.

Das Merkwürdigste aber in jener Ansiedelung der Mönche sind die Grüfte, deren Grund, so wie der des Klosters selbst, mehrere Klafter über das darunter anbrausende Meer erhaben ist und die deshalb der Feuchtigkeit entbehren, welche überall in die Erdöffnungen auf gleicher Linie mit dem Meeresspiegel eindringt.

In diese Grüfte werden die Leichen derjenigen aus der Stadt geschafft, deren Angehörige dieselben nicht dem Friedhofe von Zara anvertrauen wollen, dessen Erdreich zeitweilig von einem Wildbache bedroht wird.

Die meisten dieser Grüfte, welche mit großen Steinplatten geschlossen sind, beherbergen bereits ihren Einwohner. Nur wenige stehen leer da und die Sonne scheint hinein in die mit Mörtel ausgemauerten Wände und die Kalkplatte lehnt daneben und es ist Alles bereit, im nächsten Augenblicke einen Schläfer aufzunehmen, einen Müden, der vom kurzen Traume der Welt für immer rasten will. Drüben auf dem Festlande war nicht Jedem diese Ruhe gegönnt. Denn es hat sich ereignet, daß der Wildbach kam und die Särge ins Meer hinaus trug, und mehr als einmal wurde

bei solcher Gelegenheit der eine oder der andere an dem felsigen Strande von Oltre gefunden.

Während ich diese Grüfte betrachtete, verdunkelte sich allmählig der Glanz auf dem hohen Schneegebirge des Nordens und nur die höchsten Spitzen schimmerten noch in seligem Scheine, in jenem Lichte, welches sich in der Einbildungskraft der Gläubigen entzündet, wenn sie sich den Herrn vorstellen, den auf dem Berge Tabor ein Strahl aus der ewigen Heimat des Lichtes trifft.

Neben mir die Grüfte und dort hoch oben jener Schein, ein Sinnbild des Verlangens nach dem Reiche des Schönen und der Wahrheit — ein Bild, wie es vielleicht auf allen Kugeln, die durch den Weltraum rollen, nur die unserige zeigt, in welcher der thierische Moder und die Sehnsucht der Geister neben einander bestehen, so daß im Sinne der Menschen die Doppelmeinung möglich geworden ist, von welchem die eine das weite Rund als sinnlos zusammen gehäuften Jammer, die andere als das Werk eines hohen und guten Geistes betrachtet.

Abermals gab die Glocke ein Zeichen und ich ging in die Kirche hinab.

Beim Eintritt in den Raum fiel mein Blick auf ein Gemälde, welches in wunderlicher Weise denselben Eindruck darstellte, den ich selbst aus der Welt draußen mitgebracht hatte. —

Da stand der heilige Rochus im dunklen Einsiedlergewande, das Haupt nach oben gerichtet. Alles lag in Dämmerung da und nur auf der gegen Himmel gerichteten Stirne lag ein Strahl der Seligkeit, welche der Büßer jenseits des Dunkels suchte, in welches sein Leib eingetaucht war.

Ich konnte den Blick nicht von diesem Bilde ver-

wenden und hörte nur halb die Formeln des Prieſters, jene Zauberformeln, durch welche das Ueberſinnliche auch den Armen, den Bauern und Fiſchern der einſamen Inſel nahe gelegt werden ſoll.

Ich traf den Mann, welchen ich ſuchte, erſt beim Herausgehen aus der Kirche.

Er theilte mir mit, daß er heute noch nicht nach dem Feſtlande zurückkehren könne, weil der Bauer, der ſeinen Bruder an Kindesſtatt angenommen hatte, ihn gebeten habe, eine Botſchaft wegen Oelkaufes an einen Ort zu tragen, der am ſüdlichen Ende der Inſel Pasman liegt. Er konnte die Bitte, wie er ſagte, nicht zurückweiſen, denn die Leute hatten an dem Knaben ſo viel Gutes gethan, als es die eigene Armuth geſtattete.

Das war mir eine angenehme Nachricht. Denn auch ich beabſichtigte nach jener Inſel hinüber zu gehen und fand auf dieſe Weiſe die am meiſten erwünſchte Geſellſchaft.

Auch er ſchien es zufrieden zu ſein, den weiten Weg nicht allein machen zu müſſen, und ſo traten wir vergnügt unſere Reiſe an, nachdem ich noch den Leuten in der Hütte meine Dankſagung gebracht hatte.

Ich verweile gern mit einiger Ausführlichkeit bei einer Wanderung durch dieſe Scoglien, weil, wie ich ſchon öfter angeführt habe, die Natur eines der Felseilande überaus ähnlich iſt der von allen übrigen und ſich die Profile und Landſchaften im Allgemeinen auf ihnen wenig unterſcheiden, wohl dagegen der Grad ihrer Bebauung und Fruchtbarkeit.

Auch genießt man wohl nirgends die herrliche Meerluft auf dem Festlande in solcher Frische, wie auf den überall umbrandeten Felsen. Auf ihnen erfreut man sich der großen Gesichtskreise, der hohen Wogenrücken, des mächtigen Windes, des weiten und gesunden Lebens, aller beruhigenden und heilsamen Einwirkungen des Urelementes viel ungestörter, als an dem grauen Strande dort drüben unter den Bergen.

Vor Allem ist es das dichte Lorbeergestrüpp, welches an den Halden der Scoglien-Hügel auffällt. Zwar sind es keine Wälder von Lorbeer wie zu Volosca bei Fiume am istrischen Strande des Quarnero, doch bedecken sie an manchen Stellen den Boden so dicht, daß der Blick den steinigten Grund nicht erreicht.

Freilich wechselt der Lorber auch hier mit der grünen Wachholderstaude und dem fast kahlen Hange ab, den nur mehr das jetzt winterlich graue Sminkraut bedeckt. Aber zusammen mit diesen haucht er in die laue Siroccoluft einen wundersamen Wohlgeruch, und wenn man sodann hoch über dem Gestrüpp die runden Kronen der grünen Steineichen gewahrt, welche mitunter in dichten Gruppen beisammen stehen, so hält man es für ein absonderliches Wintermärchen, für ein Zerrstück der Einbildungskraft, daß gestern über diesen Boden hin die Krystalle des Frostes ausgestreut waren.

Dabei gewahrt man ächt dalmatische Figuren und Bilder: Rondaren, die mit ihren langen Gewehren im Lorbeer-Gebüsch liegen und sich entweder durch Schlaf von den Folgen des im nächsten Dorfe genossenen „schwarzen" Weines zu erholen suchen, oder aus Lust am Knall und um den vorübergehenden Fremdling zu begrüßen, ihr Pulver

in die Luft verkrachen — zerlumpte Menschen, die auf den braunen aufgeackerten Boden hingebeugt, sich zwischen den abgehackten Weinreben zu schaffen machen — mitten im Oelwald plötzlich ein viereckiges Gemäuer, in welchem man, durch eine Lücke schauend, die langen grünen Blätter der (blitwa genannten) Rübe entdeckt. —

Dann wieder dichtes Gestrüpp des Planika-Baumes*) (italienisch Corbezzolo), an welchem noch hie und da die scharlachrothen Beeren hängen, abwechselnd mit Myrthengehölz und Steineichen, in welchen sich gerne die schwarze Amsel verbirgt — dichte Hecken von Rosen, an deren kahlen Zweigen gelbe Schnecken ihren Winterschlaf halten — Schlammfelder am Meere, Fischeinfänge, kleinen Hafen ähnlich, niedere, viereckige Mauern am seichten Wasser des Ufers, in welchen sich nur ein wenige Fuß breiter Eingang gegen das Meer hinaus befindet, aufgebaut zum Fischfange. Hat sich ein Fisch dorthinein verirrt, so wird die Oeffnung geschlossen und die Leute waten schreiend im seichten Wasser des „Einfanges", bis sie die Beute erhascht haben.

Hie und da bemerkten wir auch in einer tieferen Mulde ein kleines Wasserbecken, welches der erlösende Südwind noch nicht hatte erreichen können und dessen dünne Eiskruste noch vom mehligen Schnee überstreut war. —

So gelangten wir nach und nach zu der kleinen Ansiedelung Kuklice, der südlichsten auf Uglian.

Merkwürdiger Weise gibt es zwischen diesen zwei großen Inseln des adriatischen Meeres eine Furth, das

*) Arbutus Unedo.

heißt eine Stelle, an welcher ein rüstiger Mensch, wenn er die Oertlichkeit und den Grund des Wassers genau kennt, es wagen darf, hindurch zu waten.

Mein Begleiter wußte genau Bescheid, aber bei dem herrschenden Siroccosturm war es keine Möglichkeit, diese bequeme Art des Ueberganges zu versuchen.

Die Wellen brausten zwischen den Klippen hindurch, als ob wir uns auf offenem Meere und nicht im Schutze vieler Inselwälle befunden hätten, deren größter, derjenige der Isola Grossa, mit seinen blauen Felsen in der feuchten Luft näher und gewaltiger vor uns lag, als an Sonnentagen.

So versuchten wir es denn mit einer Barke.

Nachdem wir eine Zeit lang fruchtlos umher gespäht hatten, bemerkten wir ein Fischerboot, das jäh wie ein Pfeil mit seinem viereckigen Segel, welches der Sirocco bauschig anschwellte, in den kleinen Hafen von Kuklice hereinkam.

Als die Leute am Ufer anlegten, bemerkte mein Begleiter, das es Fischer von Uglian selbst waren, welche von ihrer Arbeit zurückkehrten.

Sie waren von Sale, der kleinen Ansiedelung auf Isola Grossa herübergekommen, in deren Gewässern sie den ganzen Tag gefischt hatten.

Gegen eine geringe Belohnung erklärten sie sich jedoch bereit, wieder umzukehren und uns nach der Insel Pasman überzusetzen.

Es war kein gar leichtes Stück Arbeit, weil der Sirocco heftig blies und die Wellen mit hohen Schaumkämmen von Südosten her gegen den Strand anstürmten.

Indeſſen, die Fiſcher lachen ſtets über ſolche Hinderniſſe. —

Sie nahmen uns auf und ruderten ſofort gegen einen weiter draußen liegenden Molo hin, an welchem ſie das Segel aufzuſpannen und ein Drittel des Windes zu faſſen gedachten, um allmählig, immer wieder die Stellung des Segels und die Richtung ändernd, durch Laviren (bordeggiare) zum naheliegenden Nordende von Pasman zu gelangen, welches bei ruhiger See wohl in einer Viertelſtunde zu erreichen geweſen wäre.

Das war ein Tanz durch den Schaum und durch die grün klaffenden Wellen!

Auf einem Boote, welches in ſolcher Eile mit Hülfe des nämlichen Windes, gegen deſſen Richtung es vordringt, durch das Waſſer und durch die würzige Salzluft hindurchjagt, macht Jeder ein frohes Geſicht.

Man hat oft von dem Stolze geſprochen, welchen die Menſchen darüber empfinden, daß Dampf und electriſche Kraft den Raum überwältigen — iſt aber dieß einfachere Kunſtſtück nicht minder ein Sieg über die roheſte aller Naturkräfte, das empörte Meer, das Kunſtſtück ſich mittelſt eines alten Leinwandfetzens und des Stückes Holz, aus welchem das Steuerruder verfertigt iſt, auf dem Meere herumzuſchlagen und ſich hohnlachend von demſelben Sturme treiben zu laſſen, deſſen Wogen uns zurückwerfen wollen?

Es ſieht aber auch aus, als ob dieſes Siegesgefühl unbewußt in allen den Leuten wäre, die von Jugend auf Wind und Waſſer mit den gebrechlichſten Mitteln beherrſchen.

Sie ſitzen vergnügt lächelnd, wie ein behäbiger Feſtländer, der ſich eben in ſeinen gepolſterten Lehnſtuhl niederläßt, auf den paar Brettern und feiern, denn der Sturm

arbeitet für sie. Nur derjenige, welcher am Steuerruder sitzt, überwacht mit den Augen das Gebahren der Wogen, auf deren glatten Hängen das Boot steigt und fällt.

Die Anderen rauchen oder plaudern und halten die Hände über das viereckige mit Asche und Glut angefüllte Gefäß, welches in der Mitte des Bootes steht und an welchem sich die Ruderer in der Nacht erwärmten, als noch der schwache und kalte „Burin" über dem Meere lag.

Nur wenn der am Ruder ihnen zuruft, daß es jetzt wieder Zeit sei, das Segel auf die andere Seite zu wenden, um zu einer neuen Linie des Zikzak-Laufes umzuwenden, entsteht lärmende Bewegung im Boote.

Die Fischer haben noch die ganze Beute bei sich im Boote, welche sie nach vielstündiger Arbeit aus dem Meere zwischen den Klippen der Isola Grossa gewannen. Die kleinen Fische, die sogenannten Marillen, liegen auf dem kleinen Deck des Vordertheiles, unter welchem ein frierender Knabe Schutz vor dem Sturme gesucht hat, um die Segelstange herum. Die größeren aber, insbesondere die aalähnlichen, langen „cronche" und andere sind zwischen dem Kiel und dem Boden der Barke verwahrt und werden gesehen, wenn man ein Brettchen in diesem aufhebt.

Der ganze Fang mag etwas über einen Gulden Werth haben, wenn er auf dem Markte der Stadt verkauft wird. Wohl ein geringer Gewinn, der da auf einen der Männer entfällt, welche noch dazu ein Fünftel ihres Antheiles dem Herrn der Barke überlassen müssen.

Sonst ist auf einem solchen Schiffe nicht viel zu sehen — vielleicht ein hölzernes Gefäß, in welchem die Männer ihr Getränk, die „Bevanda" (eine Mischung von Wasser

mit Wein oder Essig) aufbewahren, eine große Holzschüssel mit Ueberbleibseln der Mahlzeit, kalten Polentabrocken.

Bei solchem Sturme muß man wohl mehr als eine Stunde hin und her laviren, bis man die Spitze von Pasman, eine röthliche Kuppe, erreicht. Nicht mehr als etwa zehn Minuten aber brauchen die Schiffer, um, vom Südsturm lustig gejagt, zu jenem Steindamme zurückzukehren, von welchem aus wir ihr Schiff bestiegen haben.

Die Insel Pasman ist zum größten Theile, von den grauen Kuppen ihres ansehnlichen Gebirges abgesehen, ein Oelgarten.

Durch diesen Garten geht man auf guten Wegen, überall von der schönen Farbenwirkung erfreut, welche das Meer im Hintergrunde langer dunkler Laubgänge hervorbringt, und begleitet vom Geräusche der Wogen, die zwischen den vorragenden schwarzen Klippenrändern sich in Schaum verwandeln.

Hie und da erhebt sich das Mauerwerk irgendwelcher Ruine, deren Bestimmung nicht mehr zu erkennen ist, im lichten Oelhain. Manche derselben mag wohl ein Kirchlein gewesen sein, denn noch heute steht mehr als eine Kapelle völlig einsam, an menschenleerer Stätte. Das eigenthümliche Schweigen, welches (vielleicht wegen der Schwere der Blätter) in den Oelwäldern herrscht, umgibt solches Gemäuer mit einem Reiz von ganz besonderer Art, welchem sich das eintönige Rollen des Meeres in schönem Zusammenklang einfügt.

Die Mauern der Ruinen bieten Pflanzen, deren Samen der Wind hineingetragen hat, gesicherten Raum des Gedeihens, ungefährdet von den zahlreichen Schafen, welche das Gestrüpp und die Gründe, die der Oelbaum beschattet,

durchwandern. Darum sieht man Gartenblumen darin und aus mancher ragt schon ein ansehnlicher Feigenbaum hervor.

Mein Begleiter führte mich endlich in das Haus, in welchem er seine Botschaft abzugeben hatte.

Es liegt in einem stillen überall gegen die Seewinde geschützten Thale in der Nähe des kleinen Dorfes Merljane.

Dort wurden wir von Mädchen bewillkommt, von denen, wie bei den einsamen Fräulein in den Wäldern der Märchen „immer eines schöner war als das andere."

Keines von ihnen redete ein Wort slavisch. Sie waren die Töchter eines Neapolitaners, welcher — der Himmel weiß, durch welche Schicksale — auf dieses Eiland verschlagen worden ist.

Während sie uns mit freundlichem Lächeln und höflichen Reden vom dunklen Wein der Insel credenzten, ließen wir uns auf einen Balken neben der Rinne nieder, durch welche vom Oelmahlen die schwarze Jauche abfloß.

Die Mädchen waren nicht so entzückt von den schweigsamen Oelwäldern und den einsamen Häusern wie ich. Sie meinten vielmehr, dort drüben, jenseits des Meeres in den Städten Italiens, sei es viel schöner, als auf dem morlakischen Scoglio.

Unter heiteren Gesprächen verging der Abend.

Zuletzt trat auch noch der Mond aus den Dünsten hervor und erfüllte den Oelwald mit jenem Glanze, den nur der Süden kennt. Alle Gegenstände schwammen in himmelblauem, phosphorischem Licht, in welchem sich die rothe Flamme, um die wir im Hofe saßen, wie der gelbliche Schein des Gestirnes selbst ausnahm, wenn es in weiter Ferne aus dem Gesichtskreise des Meeres emporsteigt.

Am nächsten Morgen aber trat ich mit meinem Gefährten, der nunmehr frischerer Laune geworden war, als in den vergangenen Tagen, den Rückweg nach dem Festlande an.

Dießmal aber benützten wir den Sirocco, mit dem wir auf dem Herwege zu kämpfen gehabt hatten, um uns schneller als auf einem Dampfer durch das aufgeregte Meer jagen zu lassen. Die Fährleute hielten den Wind für zu mächtig, um das Segel vollständig zu entfalten, und erst mitten im Golfe wuchs ihnen der Muth dazu. Dann aber eilten wir dahin, daß von der Spitze die weißen Schaumtraufen über unsere Köpfe flogen.

Als wir gegenüber der Stelle angekommen waren, an welcher ich den Mann vor dem Kreuze hatte knien sehen, frug ich ihn, aus welchem Grunde er die schwarze Mütze der Trauer trage.

So oft ich den Besuch dort mache, entgegnete er wehmüthig, die Hand nach dem Felsen hinüber ausstreckend, kleide ich mich, als wenn ich ihn heute begraben müßte. Und so werde ich es immerfort halten, bis einmal selbst mein Bruder oder Sohn um mich mit schwarzer Mütze zur Kirche gehen.

Eilftes Capitel.

Die Hero von Sant' Andrea.

Es ist in alten Chroniken manche wunderliche Geschichte aus dem Lande Dalmatien zu lesen, wenngleich deren, wie überall in der Welt, noch hundert tausend Mal mehrere und auch merkwürdigere nur eine Zeit lang im Gedächtniß

der Bewohner des Inſelreiches geblieben und mit den Menſchen völlig verſchwunden ſind, ohne daß nur eine einzige Zeile, eine Inſchrift oder irgend ein anderes Erinnerungszeichen der Nachwelt von ſolch denkwürdigem Schickſal Kunde geben.

Wie heut zu Tage, ſo waren auch zu allen anderen Zeiten die Söhne des Inſellandes gar träge im Mittheilen vaterländiſcher Geſchichten und Begebenheiten. Die Slaven insbeſondere ſtehen darin an Eifer hinter den Italienern der Städte noch weit zurück und in Valentinelli's großem Verzeichniſſe aller Bücher, deren Inhalt das Land auch nur in entfernteſter Weiſe berührt, befindet ſich nicht ein einziger Titel irgendwelcher Erzählung, in welcher ein Slave den, von den Wortführern ſeines Volkes ſelbſt ſo hochgerühmten Reichthum an Ueberlieferungen, merkwürdigen Sitten, ja irgend etwas aus dem Schatze, der in der Natur und im Treiben der Meeranwohner, den zahlloſen eigenthümlichen Erſcheinungen des Landes ſelbſt liegt, auch noch ſo beſcheiden zum kleinſten Theile vor den Augen der Welt ausgeſtellt hätte.

Die kleinſten Völkchen erzeugen von Zeit zu Zeit einen begabten Menſchen, der plötzlich in dem Bildervorrath unſeres Jahrhunderts eine ganz neue Reihe vorher unbekannter Anſichten und Verhältniſſe einführt.

Wir kennen heut zu Tage aus den Werken einheimiſcher Dichter das Leben der Bauern in den entlegenſten Thälern der Alpen, in den Fjords von Norwegen, am Strande des baltiſchen Meeres, in den Steppen Ungarns und in den weiten Flächen Podoliens und der Ukraine. Aus Dalmatien aber beſitzen wir keine Geſchichten aus dem vielfarbigen Leben der Menſchen, und den Kennern des

Volksthümlichen fehlt es entweder an Begabung oder an Eifer, um den gebildeten Völkern irgend etwas vor die Augen zu bringen, welches ihre Theilnahme für die Südslaven im Adria mehr anregte, als die hohlen Schreiereien ihrer politischen Blätter, die Citaonica's mit italienischer Tombola, Damenkränzchen und Declamationen für die Größe des Russen- und des Serbenvolkes.

Die Slaven werden vielleicht antworten, daß äußere Gewalt die Liebe und das Verständniß für ihre Sprache unterdrückt.

Nichts aber hindert sie in italienischer Sprache, welche von allen Unterrichteten besser verstanden und gehandhabt wird, als die eigene, irgend einen Stoff aus dem Leben, den Kämpfen, den ganz absonderlichen Zuständen des Vaterlandes so einzukleiden, daß das eigene Volk daran Freude, das große Europa aber, welches nach nichts mehr Verlangen trägt als nach Ursprünglichem, dafür Theilnahme empfände.

Wie unermeßlich der Reichthum an Vorstellungen ist, welche ausschließlich dem Slavenvolke eigenthümlich sind, darüber geben immerhin die Sammlungen der Volkslieder einigen Aufschluß, wenn auch einen höchst dürftigen und unzureichenden. Kein Mensch unter den vielen wohlhabenden Leuten des Landes bringt für solche Bestrebungen das geringste Opfer. Von allen Großmäulern, welche die Welt mit den „nationalen Leiden" behelligen und sich als vatrene domorodci" (glühende Patrioten) geberden, will Keiner das vaterländische Schriftenthum auch nur durch wenige Kreuzer unterstützen.

Es ist in diesem Lande unmöglich, daß ein armer Autor eine Sammlung von volksthümlichen Liedern oder

irgend ein anderes Büchlein, welches heimische Dinge mittheilt, herausgibt, ohne vorher von Thür zu Thür herumzubetteln und sich durch das Sammeln von Unterschriften der Abnehmer sicher zu stellen, welche darauf warten, ihren Namen auf der ersten Seite unter den „Beschützern" vaterländischer Talente abgedruckt zu sehen.

Mir ist nur ein einziger Roman bekannt geworden, welcher seinen Gegenstand einer vaterländischen Begebenheit entlehnt hat.

In mehreren Büchern wird eine traurige Liebesgeschichte erwähnt, die sich vor etwa zweihundert Jahren im Castell Petturi zutrug.

Diese Geschichte hat ein gewisser Cassotti, von welchem auch ein kleines Büchlein über Dalmatien geschrieben worden ist, zu einer jener Erzählungen bearbeitet, wie sie in der Epoche Walter Scotts bei fast allen Völkern Europa's beliebt waren — eine Schablonenarbeit, betitelt „Miljenko und Dobrilla", im Geschmacke zahlloser Ritterromane, welche zu jener Zeit auch in Deutschland die Leihbibliotheken füllten.

Während ich überall nach Aufzeichnungen suchte, in denen auffallende Begebenheiten zu finden wären, fiel mir eine Geschichte in die Hand, welche werth ist, daß sie unvergessen bleibe.

Ich habe diese Bemerkungen vorausgeschickt, um den einen und anderen Dalmater aufzufordern, Stoffe aus der Gegenwart oder Vergangenheit seines Landes, wenn auch in schmuckloser Form zu verarbeiten, damit sich die Welt an dem Farbenreichthum dieses Lebens erfreuen könne.

Dem Einheimischen ist es unbestreitbar viele Male leichter gemacht, mitten aus dem Treiben eines Landes heraus, in

welchem es Räuber und Fischer, Bewohner steiler Alpen und umbrandeter Küsten, Hirten in unabsehbarer Wüste und Pfleger des Oelbaums auf fruchtreichem Gefilde gibt, in welchem zwei völlig verschiedene Völker und zahllose Lebens-Contraste einander gegenüber stehen, völlig unbekannte Dinge aufzufinden, als einem Fremdling, welcher einen ganzen Wall von Schwierigkeiten zu überwinden hat.

Bis dahin aber, bis zu den Tagen, in welchen auf den grünen Inseln und in den Städten des Festlandes einheimische Dichter sich des vaterländischen Lebens annehmen, mögen auch geringe Beiträge Fremder nicht ganz unnütz oder unwillkommen sein.

In dieser Meinung habe ich nachstehende Geschichte niedergeschrieben, deren Inhalt in allen wesentlichen Stücken — manche Einzelnheit, von welcher die Ueberlieferung nicht spricht, muß die Einbildungskraft ergänzen, — als vollständig thatsächlich verbürgt wird. Man sieht daraus, wie aus manch anderer Begebenheit der neueren Zeiten, daß mancher Name von der Lippe der Jugend wiederhallen würde, wenn sein Träger vor zweitausend Jahren ein Grieche oder Römer gewesen wäre. Alle berühmten Geschichten jener Völker haben ein Gegenstück in einer weniger entlegenen Vergangenheit und oft überragt dieses letztere das Urbild noch um ein Gewaltiges.

Ich will dem Urtheil des Lesers nicht vorgreifen, ob diese Bemerkung auch in Hinsicht auf die Geschichte gemacht werden kann, welche ich nunmehr erzählen werde, sondern will lieber gleich damit beginnen.

Es war zu Anfang des Jahres 1750, als ein Mann, welchen man vorher noch niemals auf dem Eilande gesehen

hatte, die kleine felſige Inſel Lopud (bei den Italienern Iſola di Mezzo geheißen), jenes Eiland, welches in geringer Entfernung von der Mündung der klaren Ombla und keinen Kanonenſchuß weit von den Vorſprüngen des Feſtlandes bei Val di Noce im Meere liegt, ganz allein betrat.

Er war mit einer Barke gekommen, deren Anſtrich und Segelwerk den wenigen Einwohnern der Inſel nicht minder fremd vorkam, als der Mann ſelbſt.

Die Anzahl der Häuſer auf der Inſel war eine geringe und der Zuſtand derſelben ſo ſchlecht, wie heut zu Tage derjenige der allerärmſten Hütten im Gebirge. Wie groß war daher das Erſtaunen der Leute, als ſie vernahmen, daß der Fremde, der ſich kurzweg Božidar oder Teodoro nannte, beabſichtige, eine der Hütten zu kaufen, um ſich darin niederzulaſſen.

Sein Anzug, die Barke, in welcher er an's Ufer gekommen war, und ſeine Geberden verriethen, daß er zu etwas Anderem geboren ſei, als ſein Leben auf dieſem Felſen in der Umgebung unwiſſender Fiſcher und Hirten zuzubringen.

So gern nun die armen Leute in jedem der Häuschen ihr Eigenthum für den Preis hingegeben hätten, welchen der Mann bot, ſo unterließ es doch Keiner, ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß für einen Herrn von ſeiner Art ſich ſolche Behauſung keineswegs zieme.

Auf dieſe Bemerkung pflegte er zu lächeln und ging zum nächſten Hauſe, wo er dasſelbe zu hören bekam.

Es läßt ſich vermuthen, daß bei ſolchem Gerede das Mißtrauen der Menſchen gegen Jemanden, der im Begriffe war, etwas ihnen Unbegreifliches zu thun, vielleicht mehr mitwirkte als jeder andere Gedanke und nicht minder mochte

es Jeden reuen, wenn der Fremde seine Worte scheinbar sogleich beherzigte und sich zu einer anderen Hütte wandte.

Einige Stunden mochten so vergangen sein, als Teodoro sagte:

„Ich will mir überlegen, was ich heute gesehen und gehört habe. Nunmehr will ich noch einen Gang um die ganze Insel herum machen und dann wieder hinüberfahren. In wenigen Tagen seht ihr mich wieder."

Die Insel Lopud unterscheidet sich wenig von anderen Klippen längs der Küste.

Ihr Boden ist mit wohlriechenden Kräutern, mit allerlei Gestrüpp, auch mit Oelbäumen und anderen Nutzpflanzen bedeckt und zu jener Zeit sah man sogar noch hie und da eine mächtige Buche, eine Edelfichte, eine Pinie mit hochgewölbtem Schirmdach.

Teodoro ging mit behenden Schritten unter den Bäumen und über die Felsen hin, hielt sich aber stets so nahe wie möglich am Strande des Meeres, dessen Wellen den Fels bis zu einer Höhe von mehreren Klaftern vom Pflanzenwuchs entblößt haben.

Seine Blicke richteten sich mehr in die See hinaus und auf die gegenüberliegenden Scoglien, insbesondere auf das Felsgestade der Insel Giupana und die Fischer, welche ihm neugierig nachgingen, konnten wohl glauben, der Ankömmling spähe mehr nach irgend etwas anderem, als nach einer Hütte auf ihrer Insel.

Plötzlich blieb der Mann stehen, zog ein Täfelchen heraus, schaute bald auf dieses, bald auf die dunklen Felsen im Meere, wie wenn er eine Karte mit dem Landstriche vergleichen wollte, welcher auf ihr aufgezeichnet war.

Dann setzte er seinen Weg rasch gegen diejenige Spitze

der Insel fort, welche dem Scoglio Sant' Andrea gegenüber liegt.

Hier befand sich auf dem abfallenden Strande in der Entfernung mehrerer Klafter von der äußersten Linie, bis zu welcher die Wellen ihren Schaum auf den flachen und ausgewaschenen Felsen vorrollten, vor jeder Fluth sicher, eine dichte Gruppe von Oelbäumen.

Unter diesen Oelbäumen stand allerlei Mauerwerk, welches in früherer Zeit einen Garten eingefriedet haben mochte, und inmitten desselben ein Bau, von welchem übrigens außer den vier Wänden nichts mehr übrig war.

Zu den Fensterhöhlen wuchsen Sträucher heraus und die Balken des Daches hatte sicherlich einmal ein Einwohner der Insel fortgetragen, um sie in seiner eigenen Hütte zu verwenden oder sie an kalten Winterabenden in seinem Feuer verkohlen zu lassen. —

Das Gehölz der düsteren Bäume umgab die Ueberreste des Häuschens, welches an diesem Orte mit Wahrscheinlichkeit als der ehemalige Landsitz eines Ragusäers betrachtet werden konnte, von drei Seiten so dicht, daß man es nur in nächster Nähe zwischen den Stämmen hervorlugen sah.

Die Aussicht nach Norden hin aber war vollständig frei und offen, das heißt die Aussicht nach jenem Theile des Meeres, aus welchem der Scoglio Sant' Andrea als eine große, grüne Kuppe hervorragt.

Dem einstigen Besitzer dieses Landhauses mochte das bunte Schauspiel der über die Wasser aufragenden Felsen, der Schaumkränze um ihren Rand, der hochaufsprühenden Cascaden, deren Bogen manchen der vorspringenden Felspyramiden überbäumte, belustigender vorgekommen sein, als der

Fernblick auf die unendliche Fläche, an deren Gesichtskreis jeden Abend die Sonne hinabsinkt.

Vielleicht aber war die Oeffnung des Gehölzes in dieser Richtung nur dem Zufall zuzuschreiben und hatte sich derjenige, welcher die Bäume anpflanzte, weder um diese, noch um jene Aussicht bekümmert.

Als Teodoro dieses Mauerwerk erblickte, stieß er einen Ruf der Ueberraschung aus, schwang sich rasch über eine niedrige zerbröckelte Stelle der Umfassungsmauer und eilte durch die Oeffnung, welche einst die Hausthüre gewesen war, in das Innere.

Hier drehte er sich um, stieg auf einigen hervorragenden Steinen zur ersten Fensteröffnung und blickte nach dem Scoglio von Sant' Andrea hinüber.

Die Entdeckung, daß er jenes Eiland, von dieser Fensteröffnung aus gerade so gut überschauen konnte, als von irgend einer Stelle des freien Strandes, mochte ihn mit lebhafter Freude erfüllen. Denn er sprang sofort vergnügt herab, klatschte in die Hände, ging um das Mauerwerk herum und beschaute es sich von allen Seiten, manchmal mit dem Stocke daran tastend, um seine Festigkeit zu prüfen.

Während er so in dem Buschwerk zwischen den Mauern, dessen Blätter noch vom jüngsten Regen befeuchtet waren, herumstieg, bemerkte er jenseits der Umfassungsmauer zwei der Männer stehen, in deren Hütten er vorhin Nachfrage gehalten hatte.

Als diese gewahrten, daß der Fremde sie erblickte, lachten sie und riefen ihm freundlich zu:

„Wenn das heute noch wäre, Herr, wie es einmal gewesen ist," sagte der Eine von den Beiden laut zu ihm hinüber „so hättet Ihr gefunden, was Ihr sucht."

„Was für ein Haus war das?“ frug Teodoro, zufrieden, daß die Auskunftgeber gleich bei der Hand waren.

„Wir wiſſen nur, daß vor langen Zeiten da einmal ein Stadtherr gelebt haben ſoll, erwiderte der andere Mann eifrig. Die Oelbäume gehören jetzt mir. Mit den alten Mauern aber weiß ich freilich nichts anzufangen. Steine haben wir auf der Inſel ohnehin genug und ſo ſtehen ſie nur da, damit die Nattern darin hauſen können.“

„Ich will Euch etwas ſagen,“ rief Teodoro, raſch zur Mauer hingehend. „Ich kaufe Euch die Oelbäume und den Grund ab. Die Schlangen will ich ſchon ausquartieren. Seid Ihr's zufrieden?“

Die Bauern ſteckten, wie es ſchon ihre Art iſt, niemals geradeweg auf eine Frage zu antworten, ihre Köpfe zuſammen und ſchauten ſich wie angedonnert an.

Darauf ſagte Einer von ihnen:

„Was mögen ſie werth ſein? Das kann ich nicht ſagen. Darüber muß ich erſt zu Hauſe mit den Nachbarn ſprechen. Auch will ich den Pfarrer fragen.“

Sein Genoſſe aber betrachtete den Fremden nunmehr faſt mit ſcheuen Blicken. Niemals hatte man auf dem Eilande Lopud von einer ſolchen Wundergeſchichte gehört.

Die weiteren Nachfragen des Fremden nützten ihm nichts mehr. Er bekam immer wieder dieſelbe Antwort und zuletzt immer mehr ſtörriſche Reden.

Zudringlich werden meine künftigen Nachbarn nicht ſein, dachte er ſich endlich, als er wieder in ſeine Barke ſtieg und indem er den Leuten, die ihn bis dorthin begleiteten, einen Gruß auf baldiges Wiederſehen zurief, ſeinen Cours nach dem Feſtlande hinüber nahm.

Die Barke war ſchon längſt hinter den Scoglien des

Eilandes Koločep*) verschwunden, als die Gesellschaft noch immer am Ufer stand und in's Meer hinausgaffte.

Wäre aus dem Meere plötzlich eine neue Insel aufgetaucht, die Leute hätten nicht verwunderter dreinschauen und nicht länger und eifriger davon reden können.

Dieser kleine Vorfall, so wunderbar er den Leuten vorkam, war doch nur die Einleitung von andern, noch viel auffallenderen Geschichten.

Einige Zeit später erschien Teodoro abermals auf der Insel.

Diesmal aber war er von einem Priester des slavischen Seminars Priko bei Almissa begleitet, welche Anstalt gerade ein Jahr vorher gegründet worden war.

Dem Ansehen dieses Mannes gelang es, die Bedenken der Bauern zu zerstreuen und sie zu bewegen, daß sie den Fremdling ohne Bedenken auf ihrer Insel aufnahmen.

Der Eigenthümer ließ sich zwar seine Oliven und sein Mauerwerk so theuer wie möglich bezahlen, aber er machte doch ein freundlicheres Gesicht, als bei der ersten Verhandlung.

Nun dauerte es auch nicht mehr lange, bis Zimmerleute aus der Stadt herüberkamen, die alten Mauern ausbesserten und ein Dach darüber errichteten. Die inneren Räume wurden ebenfalls in kurzer Frist wohnlich ausgestattet und als die Glocken vom Festlande herüber das Osterfest verkündeten, zog Teodoro in seine Behausung unter den Oelbäumen ein.

Schon hatten die Tage begonnen, welche mit ihrem

---

*) Kolocep slavisch für Calamotta.

Glanze der sommerlichen Zeit gleichen, aber durch Hitze weder den Inselbewohnern, noch den Leuten auf den Bergen beschwerlich werden. Um das Haus Teodoros blühten allerlei wilde Blumen, deren Samen in dem Boden, welcher eine unbekannte Anzahl von Jahren hindurch brach liegen geblieben war, keine geschäftige Hand gestört oder beseitigt hatte.

Das war dem Fremdling gerade recht. Er dachte nicht daran, sich einen Garten zu pflegen und um die Oelbäume bekümmerte sich weder er, noch der Diener, den er mit nach seinem Hause genommen hatte.

Nach und nach gewöhnten sich die Fischer auf der Insel an das Dasein ihres Nachbarn. Das Gerede verstummte immer mehr und mehr und es konnte wohl auch nicht anders sein. Denn Teodoro ließ sich fast niemals in der Nähe der bewohnten Hütten blicken und verließ seinen Oelhain nur, um zwischen den triefenden Felsen des Strandes umherzuklettern. Auch die Barke, welche ihn herübergetragen hatte, ruhte stets müßig in einem kleinen Hafen, welchen der Diener nach und nach mühelos zwischen den Klippen hergestellt hatte.

Sicherlich aber hätte das Thun und Treiben des Fremdlings abermals sämmtliche Insulaner beschäftigt, wenn sie ihn von Zeit zu Zeit an der Fensteröffnung, die gegen Norden auf das Meer und auf den Scoglio Sant' Andrea schaute, mit einem Instrumente gesehen hätten, welches in jenen Tagen auf den abgelegenen Inseln des Königreiches noch eine Seltenheit war, nämlich mit einem Fernglase.

Mit diesem Fernglase schaute Teodoro fast zu jeder Stunde des Tages und auch in Nächten, in welchen der

klare Mondenschein auf dem funkelnden Meere lag, nach den bräunlichen Felsen von Sant' Andrea hinüber.

Auf einem Punkte dieses Scoglio stand ein Haus, welches in vielen Stücken der Ansiedelung Teodoro's ähnlich war.

Wie dieses war es von dichten Bäumen, von breitkronigen Steineichen umgeben. Auch stand es abgesondert von einigen anderen Hütten, die sich auf dem Scoglio erhoben. Auch war es ebensowenig eine kuca (das gewöhnliche, nur aus einem Erdgeschosse bestehende, slavische Bauernhaus), sondern gleich dem Hause Teodoro's schon ein Palast, wenigstens nach den Begriffen der Inselbewohner. Auch war seine Vorderseite, wie die des Hauses auf Lopud, dem Norden zugewendet.

Teodoro konnte deshalb nur die Rückseite überschauen und auch von dieser war ihm der größte Theil durch die dichten Bäume verdeckt.

Unter solchen Umständen wäre es sicherlich räthselhaft gewesen, daß Teodoro sein Fernrohr immerwährend, statt auf die weißen Segel, die am fernen Gesichtskreise vorüberglitten, oder auf die Berge des Festlandes und die sichtbaren Häuser der Scoglien, auf ein kleines Gehölz und auf ein Stück Mauerwerk richtete, das von ersterem verdunkelt war. Es wäre räthselhaft gewesen für das bloße Auge, welches in der Entfernung von drei Miglien allerdings kaum mehr die einzelnen Bäume und auch nur undeutlich ein Haus erkennt.

Das Räthsel würde sich aber gelöst haben, wenn man einen Blick durch das mächtige Fernrohr Teodoro's geworfen hätte.

In dessen Gesichtsfeld bewegte sich nämlich zu Zeiten

eine ſchlanke und jugendliche weibliche Geſtalt. Das ſchwarze Haar reichte ihr weit auf den Rücken herab, nur ſchwach durch einen goldenen Reif zuſammengehalten. Sie trug das grelle Gewand, wie es die Mädchen und Frauen in der Gegend von Orebitſch auf Sabbioncello lieben — weiß und roth, mit allerlei Schnürwerk und Putz ausſtaffirt.

Ihre Blicke waren, ſo oft ſie am Strande umherging oder, den Rücken gegen ihr Haus gewendet, unter den Bäumen ſaß, ſtets gegen die Klippen von Lopud herübergerichtet, zu dem ſchaumigen Felsrande und zu den Bäumen, unter welchen Teodoro's Haus ſtand.

Ihre Erſcheinung dort drüben war eine ſo ſtetige, daß Teodoro ſein Fernrohr auf dem Dreifuße, auf welchem es ſtand, immer nur wenig zu bewegen brauchte.

Meiſt befand ſich die liebreizende Geſtalt des jugendlichen Weibes in deſſen Geſichtsfeld, ſo ſtetig wie die Gedanken des Mannes ſelbſt nur ihr zuſtrebten und, wenn ſie ſich körperlich abſpiegelten, kein anderes Bild geſtaltet hätten, als das der Einſiedlerin des Felſen-Eilandes.

Jenes Haus, welches der neuen Anſiedelung Teodoro's gerade gegenüberlag, nannte man „das Haus der drei Brüder.“

Iwo, Sawa und Wladko waren die Söhne wohlhabender Eltern zu Almiſſa. Nach deren Tode zogen ſie ſich aus der Stadt auf das Landhaus zurück, welches ſie auf dieſem Scoglio beſaßen, und verließen es nur zeitweilig, in den düſterſten Wintermonaten auf wenige Wochen, um den Stürmen und Regen des Scoglio zu entgehen.

Es war indeſſen keineswegs der Palaſt, den ſie in

ihrer weinberühmten Vaterstadt besaßen, welchen sie dann, während der Zeit ihrer Abwesenheit von der Insel, zu bewohnen pflegten. Vielmehr ließen sie diesen Jahr aus Jahr ein öde stehen und zogen es vor, ihre Wintertage in Ragusa zuzubringen, wo sie wegen ihres Reichthums und ihrer Freigebigkeit überall gerngesehene Gäste waren.

Ragusa ist freilich eine viel anmuthigere Stadt, als das von den Felsen im Meere eingeengte Almissa, und dann liegt es ja auch viel näher am Scoglio von Sant' Andrea, als jene andere Stadt, welche durch so viele Inseln, Klippen und Meerbuchten von ihm getrennt ist. Doch war diese Bequemlichkeit und mancher andere Vorzug, welchen der Fremdling dem schönen Ragusa zugestehen muß, keineswegs der einzige, oder auch nur der Hauptgrund, warum sich die Brüder in ihrer Vaterstadt nicht mehr sehen ließen.

Zu Almissa hatte es, wie einst in der Vaterstadt Romeo's und Julien's, zwei Parteien gegeben, die sich einander aus irgend welchem Grunde — vielleicht ist es ein unabweisliches Bedürfniß kleinstädtischer Bürger — so unablässig befehdeten, wie einst in jener Alpenstadt die Geschlechter der Montecchi und der Capuletti, oder heut zu Tage in allen dalmatischen Städten die Autonomen und die Nationalen.

Lange Zeit hindurch waren die Bürgermeister aus jener Stadt gewählt worden, welcher der Vater der drei Brüder angehörte, ja zuletzt hatte eben diese Würde eines Podestà der Vater selbst bekleidet, zum großen Ingrimme der gegnerischen Partei, welche in ihm stets ihren hauptsächlichsten Widersacher erblickt hatte.

Aber es ging zu jenen Zeiten keineswegs anders als heute. Durch einen Umschlag in der Laune der Menge,

welcher sich so wenig erklären oder vorhersehen läßt, als die Veränderung des Windes auf dem Meere, gelangte nach dem Tode des Vaters nicht bloß die gegnerische Partei überhaupt, sondern insbesondere jener Mann an die Spitze der Gewalt, welcher ihrem Vater am meisten abgeneigt gewesen war.

Diese Zwietracht wurzelte in einem Streite, welchen die Ahnen der beiden Familien, der Himmel weiß vor wie viel Jahren, mit einander gehabt hatten.

Dieses beleidigte den Stolz der Brüder, welche sich zu den reichsten Leuten der Stadt zählen konnten, in solchem Grade, daß sie schwuren, niemals wieder das schlechte Pflaster der engen Gassen des Bergnestes zu betreten, so lange jener Erzfeind ihres Namens und seine Sippschaft von den Bürgern der Regierung für würdiger gehalten werde, als Jemand ihres Hauses oder ihrer Partei.

Bis hieher ist die Sache so ziemlich alltäglich, aber nunmehr muß eines Umstandes erwähnt werden, welcher sie solcher Alltäglichkeit entrückt und vielmehr jener Gallerie denkwürdiger Dinge einreiht, aus welcher die Dichter von Romanen und Erzählungen, von Balladen und Trauerspielen sich ihren Stoff holen.

Besagte Brüder, nunmehr die Einwohner oder vielmehr die Herren des Scoglio von Sant'Andrea, hatten eine Schwester, Margita, italienisch Margarita, genannt, von einer Schönheit, deren Preis sowohl von der einen, als von der andern der zürnenden Parteien gesungen wurde.

Dem Leser braucht sie nicht mehr besonders beschrieben zu werden, denn er hat ohnehin errathen, daß diese Margita und das reizende Geschöpf, welches tagtäglich im Fernrohre des Einsiedlers auftaucht, ein und dasselbe Wesen ist.

Die ganze Jugend der Stadt begeisterte sich für sie, gleichviel ob ihre Väter und Familien zu diesem oder jenem Lager geschworen hatten. Es wurden ihr nach wälscher Sitte Serenaden gebracht und am Abend, wenn mit eingebrochener Kühle Alles auf der Piazza lustwandelte, waren die dichtesten Gruppen der Spaziergänger stets in ihrer Nähe zu bemerken. Wenn sie, von ihrem Vater und den Brüdern begleitet, auf einer Gondel in's Meer hinausfuhr, — was übrigens nach Brauch des Landes viel seltener geschah, als man meinen sollte — so schlossen sich flugs andere Kähne an, und wenn sie zeitweilig abwesend war, so richteten sich die Blicke der Jünglinge, die vor dem Hause vorübergingen, voll Erwartung nach den Fenstern, ob die Läden, welche während der Dauer ihrer Entfernung geschlossen waren, schon wieder geöffnet seien oder nicht.

War es nun ein eigenthümlicher Reiz, der, mit dem Reize der verbotenen Frucht verwandt, die Sinne des Menschen mitunter anlockt, das am meisten Schwierige und Unmögliche zu begehren, oder die Schönheit des jungen Mannes, oder die blinde und unbegreifliche Tyrannei des Verhängnisses, oder endlich dies Alles miteinander — genug, vor den Augen des Fräuleins fand keiner der Verehrer Gnade, welche es umdrängten, als Teodoro, der junge Sohn des am meisten von ihrem Vater und den Brüdern gehaßten Mannes der kleinen Stadt.

Nicht nur die Freundschaft, sondern, vielleicht mehr noch als sie, das Böse, welches man über die Menschen sprechen hört, erregt die Theilnahme für dieselben.

Die Blicke Teodoro's hätten Margita auf der Piazza unter den Lustwandelnden gesucht, auch wenn sie weniger schön gewesen wäre, und die Augen des Mädchens hätten

sich forschend nach der Gestalt des Jünglings gewendet, auch ohne die Empfehlung, welche ihm sein anmuthiges Aeußere vor vielen seiner Altersgenossen verliehen hatte. Hörte doch Keines von Beiden irgend einen Namen öfter im eigenen Hause aussprechen, als den Familiennamen des Andern und verstand auch im Grunde Keines die Verwünschungen, welche nicht selten damit verbunden wurden.

Wenn sie sich nun so verstohlen beim Vorübergehen betrachteten, wollte es ihnen, je häufiger es geschah, immer weniger einleuchten, daß die Eltern in offenbarem Zwiste mit einander lagen.

Die Neugier steigerte sich zum Wohlgefallen, das Wohlgefallen zur Liebe, die, von Niemanden gesehen, von Ihnen aber wechselseitig in ihrem Aufwachsen wohl wahrgenommen, sich durch jede Begegnung steigerte.

Bald genügten ihnen die Blicke, das Lächeln und die Winke nicht mehr. Sie vertrauten Briefen, welche von verschwiegenen Dienern ausgetauscht wurden, ihre Geheimnisse an und es blühte ihnen ein Frühling, goldener und prächtiger, als den Gärten Ragusa's unter ihren Palmen.

In diese Zeit fiel das gewichtigste Unglück, welches sie treffen konnte, nämlich der Tod von Margita's Vater und die Erhebung des Vaters ihres Geliebten zur Würde, deren Uebertragung auf ihn nunmehr den drei Brüdern, welche den Haß ihrer Familie geerbt hatten, jede Versöhnung unmöglich machte.

Aber gerade dieses mächtigste aller Hindernisse goß Oel in die Flamme, daß sie höher aufloderte als jemals. Die Liebenden gelobten sich ewige Treue und schwuren einander, daß nichts im Stande sein würde, sie zu trennen.

Wer hat nicht die Schilderungen des britischen Dich-

ters geleſen, welche das Liebespaar von Verona darſtellen, deſſen Geſchicke vom gleichen Unglück bedroht werden? Noch erfüllt jener ſüße und wehmüthige Geſang aus der Jugendzeit her unſer aller Ohr.

Das erſte Jahr, welches Margita mit ihren Brüdern auf der Inſel zubrachte, war für die Beiden voll von Kummer, welchen ihre Einbildungskraft bis zur Höhe eines vermeintlich auf der Erde nie gekannten Unglückes ſteigerte.

Auf den kleinen Scoglio Sant'Andrea konnte ſich Teodoro nicht wagen. Der Argwohn der Brüder wäre erwacht und mit ihm jeder Verkehr unmöglich gemacht worden. Sich in ihrer Nähe anzuſiedeln, das vermochte er nicht, denn ihm gebrach es an Freiheit und Geld. —

Margita ſprach in den Briefen, welche zeitweilig durch Vermittlung der Fiſcher nach Almiſſa gelangten, von der Flucht, die ſie beabſichtigte. Sie wollte mit ihm in die weite Welt gehen, unbekümmert um Brüder, unbekümmert um alles Andere, was ihr ſonſt am Herzen lag. —

Teodoro gewann es nicht über ſich, dieſer Eingebung zu folgen. Wohin hätte er gehen und in welches Land ihr doppeltes Unglück tragen ſollen?

Da half ihm ein Zufall aus der Noth.

Es ſtarb ein Prieſter, der Bruder ſeiner Mutter, welcher in dem eben errichteten Seminarium zu Priko die Stelle eines Beichtvaters bekleidete. Dieſer hinterließ ſeinem Neffen, welchen er ſehr liebte, ein kleines Vermögen und der Vater erlaubte ihm, es nach ſeinem Gutdünken zu verwenden, ſich ein Haus oder einen Garten zu kaufen und überhaupt damit zu thun, was ihm beliebte.

So war der junge Mann auf das Eiland Lopud gekommen und auf dieſe Weiſe gelang es den Liebenden, ſich

täglich über das Meer hinüber zu sehen und Grüße zuzuwinken. —

Der finstere Abgrund der Wasser, welche zwischen ihnen wallten, trennte sie weniger, als die Kluft, welche vom thörichten Haß der Menschen geschaffen war.

Niemals wohl verstrich ein Maienmonat, welchen man die Zeit der Liebe nennt, Liebenden glückseliger, als diesen beiden, zwischen welchen die Wellen ihre breiten Kämme rollten.

Margita vermochte freilich seine Gestalt nicht zu sehen, doch sie wußte aus seinen Mittheilungen genau die Stunden und Augenblicke, an welchen er sich auf diesem oder jenem ihr wahrnehmbaren Felsen aufhielt oder auch sie selbst durch das wunderbare Glas betrachtete. — Tag und Nacht sann sie auf Mittel, wie sie, von den Brüdern unbemerkt, entkommen und sich dem geliebten Einsiedler deutlicher, als es durch das Fernglas möglich war, zeigen konnte.

Ein Zufall machte die Brüder zu Mitwissenden des Geheimnisses.

Wladko, der jüngste der Brüder, ein Bursche von etwa sechzehn Jahren, war das leibhaftige Ebenbild seiner Schwester.

Eines Tages hatte er sich im Meer gebadet und saß, in ein großes weißes Tuch, welches er mit sich genommen hatte, eingehüllt, im Schatten einer Steineiche am Strande und trocknete die langen schwarzen Haare.

Ein Fischer, welcher von Lopud herüberkam und Margita einen Brief zu übergeben hatte, täuschte sich und hielt den Jüngling im Schatten für die anmuthigere Schwester.

In dem Augenblicke, in welchem er ihm das Papier

hinreichte, wurde er freilich seinen Irrthum gewahr. Aber es gelang ihm nicht mehr, es zurückzuziehen.

In dieser Erzählung kann füglich übergangen werden, was nunmehr auf dem Scoglio von Sant'Andrea geschah.

Den armen Fischern wurde gedroht, daß man sie niederschießen würde, wenn sie sich unaufgefordert in der Nähe des „Hauses der drei Brüder" sehen ließen. Mit welchem Schrecken und welchen Mißhandlungen aber Margita von den in die höchste Wuth versetzten Brüdern gepeinigt wurde, dafür gibt nur der unbeschreibliche Groll eine Erklärung, welchen sie gegen den Namen des Einsiedlers auf Lopud hegten. Es ist leicht begreiflich, daß die Entwürfe, welche in Folge der ungeheuerlichen Entdeckung von ihnen erwogen wurden, hiebei nicht stehen blieben.

Welches war die Verantwortung, die Strafe, die den Menschen auf der Klippe von Lopud treffen sollte?

Wladko hatte keine Stimme im Rath. Iwo und Sawa, welche Beide um mehr als zehn Jahre älter waren, fürchteten seine Unbedachtsamkeit oder seine Schwäche.

Nachdem sie sich lange Zeit über die eine und andere Art besprochen hatten, in welcher sie Teodoro züchtigen wollten, gelangten sie zu dem Entschlusse, in der nächsten finstern Nacht hinüberzufahren und, von keinem menschlichen Auge gesehen, den Verführer, wie sie ihn nannten, zu ermorden und das Haus über seinem Kopfe anzuzünden — ein Gedanke, welcher die Echtheit des südslavischen Blutes verräth, das ihre Adern füllte.

Es währte über eine Woche, bis mit dem Neumond das Licht vom Himmel schwand und zugleich Gewölk, welches ein herannahendes Gewitter verkündete, die Nacht fin-

sterer machte, als es gewöhnlich Sommernächte auf diesem Meere sind.

Wladko wurde die Absicht geheim gehalten.

So brachen die zwei Brüder nach Mitternacht auf, als die Finsterniß am dichtesten war und sie nicht erwarten durften, einem Fischer auf dem Meere zu begegnen. Denn sie konnten sich wohl darauf verlassen, daß vor dem herannahenden Unwetter die Leute, welche auf dem Meere draußen beschäftigt waren, sich an den Strand der Scoglien flüchten würden.

Iwo und Sawa schliefen in einem Zimmer des Erdgeschosses und konnten deshalb durch das Fenster das Haus verlassen, ohne von einem Diener oder irgend einem andern lästigen Zeugen bemerkt zu werden.

Lautlos zogen sie die Barke aus dem kleinen Hafen, lautlos, wie es die Art nächtlicher Verbrecher ist.

Solche Vorsicht wäre nicht von Nöthen gewesen. Denn das Meer schlug schon gegen den Felsendamm und übertönte jedes andere Geräusch. Es hätte sich eines der Mordgewehre entladen dürfen, welche sie bei sich trugen, und der Knall wäre vielleicht von Niemanden im Hause vernommen worden.

Als sie in das Meer hinauskamen, bemerkten sie Licht am geöffneten Fenster des Gemaches, in welchem Margita schlief.

Sawa sagte zu Iwo:

„Die Schwester hat die Lampe brennen gelassen, als sie einschlief. Wir müssen sie auslöschen, damit Niemand zu sagen vermöge, er habe in der Nacht, in welcher der Hundesohn dort drüben seinen Lohn erhalten, ein Fenster unseres Hauses beleuchtet gesehen.“

Sie wendeten den Kahn und fuhren zum Strande zurück.

Sawa, der jüngere, geschmeidigere kletterte am Stamme der Steineiche, die hart neben der Mauer stand hinauf, bis sein Athem an der Fensterbrüstung die Leuchte erreichen konnte.

Schlummerstille herrschte im Gemache der Schwester. Nichts rührte sich hinter den seidenen Vorhängen ihres Lagers. Es war sicherlich so, wie er vorhin gesagt hatte, Margita war eingeschlafen. Kein anderes Geräusch, als das dumpfe Summen des Meeres und der knisternde Flügelschlag eines großen schwarzen Falters, welcher die Leuchte umkreiste.

Im nächsten Augenblicke war das Licht erloschen. Vielleicht hätte Sawa bald darauf der Wind die Mühe erspart, welcher immer ungeduldiger in den Wellen zu wühlen begann.

Mit halbem Winde flog nunmehr die Barke über das dunkle Meer und eine Viertelstunde später standen die Brüder vor dem Hause Teodoro's.

Das Gemach, in welchem sie ihren Feind schlafend wußten, ließ durch das offene Fenster die frische Luft des Meeres eindringen.

Die Brüstung war in wenigen Augenblicken erklettert und bald darauf fiel der Schein der mitgebrachten Laterne auf die Gesichtszüge des Schlummernden. Ein freudiges Lächeln spielte um seine Lippen, es schien, als liege er in einem seligen Traume befangen. — Dann blitzte das Eisen — der Schlafende wollte sich aufbäumen — das Blut quoll ihm aus dem Munde.

Noch ein krampfhaftes Zittern und der Träumer war

zu jenem Schlafe hinübergegangen, aus welchem es kein Erwachen giebt.

Die Brüder warfen noch einen Blick auf den Leichnam und einen andern durch das Gemach.

Beide fuhren wie erschreckt zusammen, als sie vom Fenster her bis zur Lagerstätte des Gemordeten den nassen Abdruck kleiner Füße gewahrten, wie er von Meerfrauen des Nachts, wenn ihr juwelenfunkelnder Schleier in den Mondstrahlen glänzt, auf dem weichen Sande des Ufers zurückgelassen wird.

Daneben lagen schleimige Stränge grüner Meerkräuter und winzige Muscheln, die dem wallenden Haare der Nixe entfallen sein mochten.

Die Brüder sprachen kein Wort mehr miteinander.

Als sie zum Strande hinabkamen, rollten Wogen, deren Schaumkämme mitten durch die Finsterniß hindurch weißlich schimmerten, gegen den Felsstrand.

Von Zeit zu Zeit zuckten Blitze und beleuchteten die fernen Felsen im Meere und ihr eigenes Haus mit grünlichem Licht.

Es war ihr sicherer Tod, wenn sie den Nachen solchem Wüthen der Wasser aussetzten. — Die kurze Sommernacht war rasch vorüber und der Dämmerschein des Tages erreichte die Brüder, wie sie triefend und schweigsam auf dem umbrandeten Felsen saßen.

Vor ihnen aber, mitten in einem schwarzen Viereck spitziger Felsen, schwebte die leichtumhüllte Meerfrau mit bleichem Gesicht und gebrochenen Augen auf den Wassern. Die grünen und rothen Ranken des Meeres schmückten sie, wie Lilien eine frühverwelkte Braut. — —

So wiederholte sich auf dem entlegenen Felseilande

des Adria die Geschichte des Leander und der Hero, der Priesterin der Kypris. Die unendliche Mannigfaltigkeit aber, welche tief im Wesen des Verhängnisses und des Jammers verborgen liegt und jeden Tag auf der Erde zahlreichere Keime entfaltet, als die Pflanzen auf dem endlosen Grunde des Weltmeeres, hatte in den Schicksalen der Hero und der Margita jene Veränderungen eingeflochten, welche den Satz zu Schande machen, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe.

Zwölftes Capitel.

Frühlingstage an der Küste.

In Dalmatien, wie in den anderen südlichen Ländern Europas, gibt es keinen raschen Uebergang aus dem Winter in den Frühling.

Tage, welche der Nordwind oder Regenstürme durchkälten, wechseln schon im Januar mit solchen, an welchen die Sonne fast lästig wird. So geht es, indem die Witterung sich während eines Tages oft zwei-, dreimal ändert, fort, bis mit dem Monate April der unwandelbare Sonnenschein und der blaue Himmel den dauernden Sieg erringen.

Da sehr viele Blumen fortwährend den Grasboden bedecken, Mandelbäume stets im Januar und die Kirschen im Februar blühen, demnach der Wind die röthlichen Blüthenblätter manchmal über dünne Eisrinden oder eine leichte Flockenschichte hinstreut, so verwirrt sich völlig das Anschauungsvermögen des Nordländers, und es wäre ihm

gewiß ſchwer, ſogleich die Jahreszeit in einer ſolchen Landſchaft zu beſtimmen, in die er plötzlich und unvermuthet verſetzt würde.

Schon im März jedoch überwiegt die Anzahl der angenehmen und ſonnigen Tage. Die Wärme iſt nur ſelten ſo drückend wie im April, in deſſen Tagen ſie gar oft ſchon mit deutſcher Sommerglut auf das dürre Land brennt. Darum iſt auch der Windmonat März an dieſen Küſtenſtrichen der eigentliche Lenzmonat zu nennen.

Ich verſuche es, dem Leſer die Bilder eines Spazierganges zu dieſer Zeit anſchaulich zu machen.

Lange, niedrige Wellen ſchlagen langſam ihre Schaumreihen an das Ufer. Ein ſonniger Duft liegt über dem Meere — eine unendliche Bläue und Ruhe, aus welcher nichts hervorhallt, als das rhythmiſche, melodiſche Geräuſch der glänzenden Fläche. Draußen, am äußerſten Geſichtskreiſe, jenſeits des leiſe aufgewühlten Blau ſchimmert ein weißer Spiegel, aus welchem duftig verklärte Felſen auftauchen — ein wunderbarer Wohlgeruch haucht über das Meer gegen uns, das nach ſchwarzen Stürmen den Frieden gefunden hat.

Schauen wir uns am Ufer ſelbſt um, ſo ſehen wir Bienen um rothe Baumblüthen ſchwärmen und an den Zweigen der Mandelbäume, deren Blüthe längſt abgefallen iſt, die gelblich grünen Blätter zum Vorſchein kommen. Das iſt vielleicht die einzige Zeit des Jahres, in welcher ſelbſt ein morlakiſches Dorf geſchmückt und lieblich daſteht — die dürren ſchwarzen Dornen der Mauern ſind von Blüthen überſtreut und die niedrigen Hütten unter der Pracht des Frühlings verſteckt.

Wandern wir ins Land hinein.

Schon blendet die Sonne auf dem Geſtein der kahlen Fläche viel mächtiger, als noch vor wenigen Wochen, und die Schafe, die mit ihren Neugebornen dort umherziehen, gleichen glitzernden Schneeflocken. Blaue Säulen der Hirtenfeuer erheben ſich nach wie vor aus der Haide. Noch ſind die Brunnen gefüllt, welche hie und da auf den weiten Flächen durch die weißen Stämme der Pappeln bezeichnet werden. Hie und da ſieht man ein kleines Rind in einem der durch Dornen gehüteten Vierecke weiden, an deſſen Mauer ſich der Hirt lehnt, der ſeine Heerde überwacht, deren Stimmen von jener Höhe zu uns herab ſchallen. Hie und da begegnet uns ein Weib, das einen Schäffel mit Waſſer auf dem Kopfe trägt, das bei den, weit vom Dorfe entfernten, „weißen Pappeln“ geholt worden iſt.

Dringt von Süden der laue Sirocco heran, ſo dämpft ſich die grelle Farbe der Einöde zu tieferen Tönen.

Auf den Gränzgebirgen des Oſtens, deren tiefe Falten und Schluchten ſich noch immer ſo klar durch den Schnee abzeichnen, der, hier in der Sonne glänzend, dort beſchattet, den ganzen Wall überlagert, liegen dicht ballige Sommerwolken, deren weißer und purpurrother Schein mit dem Grau und dem Braun der endlos vor den Gebirgen hin ausgedehnten Steinwüſten einen Gegenſatz ſeltener Art bildet.

Dort liegt ein großer, blau ſtrahlender Waſſertümpel, ein anſehnlicher Winterſee, aus deſſen Ried die Köpfe der Reiher lugen und in deſſen ſchilfiges Waſſer ſich bei unſerer Annäherung raſch die Schildkröten eintauchen und mit ihren breiten Tatzen gewandt ſchwimmend den ſchützenden Grund ſuchen. Ueber ihn ſchwirren am Abend die Mooſſchnepfen hin, während weiter draußen, über das blaue

Waſſer des Meeres, die Möven, weiß wie ferne Segel in der Abendſonne, quiekend auf und abſchießen.

Das Wunderbarſte ſind aber um dieſe Zeit immer die Morgen über dem kaum vernehmlich ſich bewegenden Meere. Aus grauer Frühe treten mit dem Aufgange des Geſtirnes die roſigen Scoglien hervor. Bei ſolchem Anblick vergißt man wohl den Schmutz und den Jammer des Daſeins und freut ſich der Schönheit, welche, die Menſchen mögen wähnen was ſie wollen, aus den Erſcheinungen des All doch ganz anders und unendlich wirkſamer ſpricht, als aus den Schöpfungen, die ihr Gehirn erſann oder die Menſchen ſchufen.

Was ſind denn die Eindrücke, die wir aus den Büchern ſämmtlicher Dichter und aus jeder Sammlung von Gemälden mit uns forttragen, gegen den Strand am dämmernden Frühlingsmorgen, wenn der Morgenſtern noch hoch über der flammenden Mauer des Oſtens glänzt und ein geheimnißvolles Erglühen beginnt über den endloſen Waſſern? Dann verſchwindet in der Bruſt des guten Menſchen die Erinnerung an das Trübe, Stürmiſche und Gemeine — es wird ihm zu Muth, wie wenn die Welt ein Reich des Friedens und des Lichtes wäre.

Nur Stubenmenſchen, deren „Idealismus“ eben vorzüglich darin wurzelt, daß ſie, aus welchen Gründen immer, die Erſcheinungen der Welt nicht kennen, vermögen im Ernſte menſchliches Machwerk an Wirkſamkeit über die Natur zu ſtellen. Man ſtelle ſich ja nicht vor, daß bei ſolchem Bilde, wie es das Heraufkommen des Tages über das ſüdliche Meer oder irgend ein anderes iſt, nur an die Farbe oder das Auge allein gedacht werden müße.

Der Hauch des Frühlings und der Waſſer, das Licht, das ſanfte, liſpelnde Geräuſch des Meeres, die Ahnung

des Tages — die weite leuchtende Kugel des Himmels und der blauen Fläche, die Wirkung unsichtbarer Strömungen: das Alles zusammen durchfluthet und ergreift uns nicht auf der Leinwand oder im Bilde, welches wir uns nach der Schilderung eines Dichters entwerfen.

Die Farben in der Natur sind mit der höher stehenden Sonne greller geworden.

Zieht dort vor dem Gebirge manchmal eine dichte Wolke über den Himmel, so lagert sich schwarzblauer Schatten über das flache Land vor den Bergen, daß man vermeint, das dunkle, vom Ostro aufgewühlte Meer rage dort hinein.

Die Thiere, welche auf manchem Steinhügel die spärlichen Gräser suchen, schneiden mit ihrer scharf abgegränzten Gestalt schwarze Schattenbilder in den lichtüberquollenen Himmel.

Wenn man am Abend, ehe die Sonne hinabsinkt, in das bunte Land schaut, so scheinen alle Dinge in eine Glorie zusammenzufließen. Der Kirschbaum, dessen weiße Blüthenzweige zittern, die dunkeln Oelbäume über den lichtgrünen, saftfrischen Halmen, die weißen Steine und die schwarzen Dornen der einfassenden Mauern sind gleich rosig angehaucht, so daß das Auge, anmuthig getäuscht, das Dunkle kaum mehr vom Hellen zu unterscheiden vermag.

In der Umgegend der Städte ist es freilich den ganzen Winter über Sitte eines Theiles der Bevölkerung, in die Dörfer hinauszugehen und in irgend einem der „Häuser," an welchen (je nach der Farbe des dort fließenden Weines) ein weißes oder rothes Papierfähnchen befestigt ist, zuzukehren. Mit Beginn des Frühlings aber verallgemeinert sich diese Sitte, um mit den heißeren Tagen allmählich wieder

eingeſchränkt zu werden, wenigſtens auf die ſpäteren Stunden des Abends und der Nacht. Es iſt eine ganz eigenthümliche Art von Kneipenleben, welches ſich da in der warmen Sonne entwickelt, und ich will in Kürze an einigen Beiſpielen ſchildern, wie es hiebei ausſieht und in welcher Umgebung ſich die Zecher befinden.

Bei Zara ſind es vor Allem Albaneſe, von dem wir bereits auf Seite 55 dieſes Buches geſprochen haben und einige Häuſer auf dem (Seite 41 geſchilderten) Strande jenſeits des Hafens, welche an ſchönen Nachmittagen und Abenden von den Städtern heimgeſucht werden.

Die dalmatiſchen Weine ſind bekanntlich ſchwerer als irgend ein Wein Europas.

Wenn man ſie mit einer Flamme in Berührung bringt, ſo brennen ſie mit gelblicher Flamme, wie ich, Anfangs ungläubig, mich ſpäterhin mehr als einmal durch Verſuche überzeugte. Es läßt ſich alſo ohne Weiteres eine Vorſtellung von dem Lärm und dem Geſchrei gewinnen, welche nicht ſelten dort den Eintretenden empfangen.

Das Haus hat nur ein Erdgeſchoß. In einem Raume liegen die Fäſſer, im anderen, einem langen, finſteren Gemache, ſind einige Bänke für die Gäſte aufgeſchlagen, wenn dieſe es nicht vorziehen, im kothigen Hofe unter freiem Himmel zu ſitzen. Beim „Petritſch“ zu Belafus beiſpielsweiſe ſtehen auch Tiſche im Freien, die Bank vor ihnen aber beſteht aus einem ſchmutzigen viereckigen Balken.

Da wird denn nun in einem weißen Thongeſchirr (den ſogenannten „Quartuzz“-Gefäßen) der Wein aufgetragen. Die ſchwarze, mit rothem Schaum bedeckte Flüſſigkeit wird für ſo wenige Kreuzer feilgeboten, daß man ſolche Wohlfeilheit für doppeltes Unheil halten muß. Einmal, weil

dem Bebauer des Bodens damit seine Arbeit nur kümmerlich belohnt wird und dann wegen der Versuchung zur Völlerei. Man sieht deßhalb auch in wenig Ländern fortwährend so viel Betrunkene und hört so viel Lärm, als in Dalmatien. Vergegenwärtigt man sich noch dazu das Verwildernde, womit der Aufenthalt in den finstern Schmutzhöhlen die Sitten überhaupt gefährdet, so muß man es noch mehr wünschen, daß durch bessere Cultur dem Weinpflanzer es ermöglicht werde, den Rebensaft durch Absatz im Auslande höher zu verwerthen und dem Volke das Uebermaß des Genusses etwas zu beschränken. Die vielen blutigen Verbrechen müssen zum nicht geringen Theile auf die „Kertschme," die Weinschenken, zurückgeführt werden.

Im Hofe tummeln sich die Vierfüßer und das Federvieh des Hausherren, magere Hunde, schwarze Säue, lärmende Truthähne. Ein mächtiges Schwein lagert in der Sonne und freut sich des liebkosenden Kratzens der Hausfrau, welche dem grunzenden Thiere mit Schmeichelworten zuspricht. In einem Winkel liegen Strohhalme, das einzige Futter der knochendürren Rinder und der armseligen, winzig kleinen braunen Esel. Vor der Thüre draußen tanzen einige betrunkene Weiber den Kolo, welchen Tanz sie mit heiserem Geschrei begleiten. Im Schmutze liegen abgehaute Baumstämme, Aeste und dürres Reisig zum Brennen umher. Da und dort erhebt sich ein zuckerhutförmiger Strohschober, den um seinen Stock herum zusammenzuhalten, große Steine, an Stricken befestigt, längs seiner Außenseite hinabhängen. Auf den weißen Steinen der Mauer liegt die Brustwehr schwarzer Dornen.

Ueber der Thüre des Hauses befindet sich ein in die Mauer gebrochenes viereckiges Loch. Erkundigt man sich

um den Zweck dieſer Oeffnung, ſo erhält man meiſt die lakoniſche Antwort: za ubit (um zu tödten). Brechen Räuber im Hofe ein, ſo wird nämlich aus dieſer Schießſcharte auf ſie gefeuert.

Man muß in Dalmatien geweſen ſein, um es nicht mehr auffallend zu finden, daß beiſpielsweiſe der Schwiegerſohn des Wirthes, bei dem wir uns eben niedergelaſſen haben, wegen verübten Mordes ſich im ſchweren Kerker befindet, ſo wie daß ein anderer Wirth, eine hohe, prächtige Männergeſtalt, ſelbſt ſich einige Monate unter den Räubern des Welebit aufgehalten hat. Letzterer hatte im Streite einen Mann verwundet und zwar, wie er glaubte, tödtlich. Statt ſich von den Häſchern ergreifen zu laſſen, entfloh er zu jenen freien Bewohnern der Planina und kehrte erſt zurück, nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß die Verletzung eine unbedeutende geweſen war.

Ein Prieſter und Stimmführer der ſlaviſchen Partei wird von der öffentlichen Stimme beinzichtigt, ein ihm gehöriges großes Gut in gewinnſüchtiger Abſicht angezündet zu haben, ein anderer Prieſter in der Nähe von Zara wird allgemein als Helfershelfer der Räuber betrachtet, denen er jeden Vorſchub leiſtet und ohne Weiteres den Ablaß gibt, wenn ſie einen Theil der Beute ihm abtreten.

Eine Magd erzählte mir einmal von ihren zwei Brüdern, die wegen eines zu Babin Dub (ſiehe Seite 75) an zwei bosniſchen Händlern verübten Mordes lange Zeit in Unterſuchungshaft gehalten, zuletzt aber durch die lügenhaften Ausſagen von Zeugen befreit wurden, daß ſie recht wohl den Brunnen kenne, in welchem die Leichen der armen Türken noch am heutigen Tage liegen. Von ihren Brüdern,

den Mördern, sprach sie mit Bewunderung und meinte, so wackere Burschen finde man nicht leicht wieder im Lande.

Ein anderes Mal wurde in einer solchen Schenke eine erst vor Kurzem bei Nowigrad vorgefallene Geschichte erzählt. Auch sie ist bezeichnend für die Verhältnisse des Landes.

Ein Ortsnachbar bricht bewaffnet in den Hof eines anderen ein, um zu rauben. Der Eigenthümer bemerkt es und sucht ihn durch Rufe zu verscheuchen. Der Räuber schießt auf ihn, die Kugel streift den Angegriffenen. Nun setzt auch dieser sich zur Wehr und streckt den Eindringling mit einem Schusse nieder. Vor seinem Tode ermahnte er seine herbeigeeilten Angehörigen, sie möchten an jenem nicht Blutrache nehmen, er allein trage die Schuld, der Hausherr habe ursprünglich nicht die Absicht gehabt, ihm ein Leid zu thun. So ließ man denn auch den Vertheidiger seines Eigenthums in Ruhe.

Einige Jahre später aber kamen den Erben des Getödteten allerlei Gedanken und sie beschlossen, von jenem Manne eine ansehnliche „Kerwuina“ (so nennt man die Ablösungssumme, das „Blutgeld,“ welches dafür gezahlt werden soll, daß die zur Rache Verpflichteten sich nicht am Leben des zu Verfolgenden vergreifen) zu verlangen. Dieser erklärte sich auch zu einem gewissen Betrage bereit, welcher den Rächern zu gering erschien.

Das Gericht vermittelte (!) (man sieht also, daß ein Tribunal, statt solche Bösewichte unschädlich zu machen, mit ihnen unterhandelte,) die Vermittlungsversuche zogen sich aber in die Länge, die „Gläubiger“ wurden des langsamen Verfahrens überdrüssig und eines Tages lagen hundert Oelbäume abgesägt auf den Grundstücken des der

Rache Verfallenen. Was geschah den Uebelthätern? Nichts — man konnte ihnen ihre That ja nicht beweisen.

Bei den Anfangs März 1870 zu Zara abgehaltenen Wahlen des Gemeinde-Ausschusses sah ich mit eigenen Augen, wie der berüchtigte griechische Pfarrer von Smokowitsch (als Diebshehler allgemein bekannt) auf dem Platze vor der Loggia seine Bauern haranguirte. Diese zogen Knittel und Steine (geladene Gewehre durften sie an jenem Tage nicht zur Stadt bringen) unter ihren braunen Kapuzen hervor und bearbeiteten damit blindlings, um den Gegnern der nationalen Sache heilsamen Schrecken einzujagen, die versammelte Menge. Es gab viele blutige Köpfe

Die zahlreichen Gensdarmen unternahmen einen Bayonnet-Angriff und der Platz wurde gesäubert. Den Herrn Pfarrer aber sah man nicht unter den Verhafteten, die weggeführt wurden. Die meisten dieser Herren Wähler waren natürlich von schwarzem Weine trunken, den unnahbare Hände bezahlten. Aus diesem Beispiel ist ersichtlich, daß die geistlichen Herren mitunter wunderliche Begriffe von ihrem Berufe haben.

Ein anderer slavischer Agitator mußte sich vor der Wuth des den Bauern feindseligen italienischen Stadtpöbels in die öffentliche Bibliothek flüchten, welche in der Loggia untergebracht ist. Ohne diese Vorsicht wäre derselbe unfehlbar auf dem Platze massacrirt worden. Schon seit Jahren verläßt der nämliche Mann am Abende sein Haus nicht mehr, aus Gründen, die viel für sich haben.

Das nennt man in Dalmatien Parteileben.

Da ich nebenbei die öffentliche Bibliothek, die nach ihrem Gründer und Schenker so-genannte „bibliotecu

Paravia erwähnte, welche den großen Saal der Loggia ausfüllt, die, wie in allen venetianischen Städten, dem Glockenthurme gegenüber liegt (vergleiche Udine und viele andere) so bemerke ich, daß man niemals einen Leser in diesen der öffentlichen Aufklärung bestimmten Räumen wahrnimmt. Weder Italiener noch Slaven nehmen von dieser Bücherſammlung Kenntniß. Ich habe während meiner zahlreichen Besuche ein einziges Mal Jemanden dort gesehen, einen Gymnasiasten, der sich aus einer in der Bibliothek befindlichen Uebersetzung des Cicero eine Eselsbrücke zusammen schrieb.

Dagegen finden sich zahlreiche Namen im Fremdenbuche eingetragen, unter anderen auch Napoléon, prince français.

Nach dieser Abschweifung kehren wir ins Freie zurück.

Schon im Februar blüht überall im Grase die blaue Traube des Muscari racemosum, welches die Slaven vilin luk, d. h., den Knoblauch der Wila nennen. Auf den Steinwüsten und Haideflächen hat sich das Veilchen, von den Schafen bedroht, unter den Schutz schwarzer Dorngebüsche zurückgezogen.

Noch sind die Brunnen gefüllt und fließen die wenigen Bäche. Aber ihr Vermögen wird mehr und mehr schwinden, je wärmer mit jedem Tage die Sonne auf das Land herabscheint.

Es ist ein ganz eigenthümliches Schauspiel, welches ein solcher Winterbach gewährt.

Auf seinem Grunde wachsen nicht Kresse und andere Wasserpflanzen, denn die Hitze des Sommers würde ihr Geschlecht und ihren Samen vertilgen. Träg rinnt das trübe

Wasser über das Gras hin, dessen Halme von ihm nach einer Richtung gezogen und mit Schlamm bedeckt worden sind. Ringsum stehen die schwarzen Dornen und durch die Oliven glänzt das Meer. Neben an wird der rothe Ackergrund, von gelben Mauern umgeben, durch einen Pflug aufgewühlt, der sich nicht von den Pflügen Homers unterscheidet. Vom Meere erhebt sich ein lichter Nebel und zieht einen breiten Gürtel um die höchsten Gipfel der Scoglien. Die blühenden Bäume mit der frischen Pracht heben sich auch gar schön vom schmutzigen, stets unveränderten Wintergrün der Oliven ab.

In den mauergeschützten Weide-Vierecken schreien Lämmer, welche vielleicht erst vor wenigen Stunden geboren worden sind. Vom Ende des Winters zeugen auch die leeren Stangen der Strohschober, deren saftlose Vorräthe nach und nach von den armen Rindern aufgezehrt worden sind. —

Knaben versuchen daran unter Jubelgeschrei ihre Kletterkünste. Aus den Hütten dringt durch die Dachritzen schwerer Rauch empor, welcher die Olivenpflanzung dort in eine graublaue Wolke einhüllt.

Auf dem Meere liegt die glanzvolle Frühlingsluft so unbeweglich, daß in fernen, spiegelnden Weiten noch die Rauchsäule eines Dampfers schwebt, welcher dort seit Stunden vorübergezogen ist. Ein Duft dringt über die Fläche her, als ob auch das Meer blühte. Die Felsen schauen manchmal wie purpurn über das tiefe Blau herüber, als ob sie riesige Blumen wären, die sich aus der Tiefe erhoben hätten. An grauen, warmen Sirocco-tagen aber, an welchen der Himmel nur wenig durch die Wolkenhülle hindurch blaut, gleichen die fernen Ge-

sichtskreise des Meeres weiten Seen von starr ruhendem Quecksilber.

Schon hört man in allen Straßen der Städte wieder das „caldi musseli, caldi!“ (warme Muscheln) und die Wege vor den Bauernhütten und die Höfe sind mit den blauen Schalen dieser Thiere bedeckt. Auch auf manchem Schiffe, das im Hafen liegt, treibt sich unter dem warmen Sonnenschein ein buntes Leben herum. An einem seiner Mastbäume ist eine Stange befestigt, an deren Ende ein kleines mit Wein gefülltes Fläschchen anzeigt, daß hier Inselbewohner, die weißen Wein von ihren Scoglien herüber gebracht haben, eine schwimmende Schenke halten. Ueber brennenden Spänen in einem Thongeschirr braten Fische, scharlachrothe Barboni, von den Slaven Trilje genannt.

Neben ihnen liegen die Barken der Fischer von Chioggia, die von einem Ufer des Adria zum andern fahren. Man erkennt sie an den großen Netzen, die zwischen den gelben Segeln ausgespannt sind, an dem metallbeschlagenen Hintertheil, an welchem Heiligenbilder befestigt sind und dessen messingene Rippen an den „ferro“ an der Prora der Venetianer Gondeln erinnern. —

Auf dem Decke sind die Fischer in ihren rothen Mützen geschäftig und niemals fehlt der Spitz, eine den Barken des Mittelmeeres so typische Hundeart, wie einstmals den Lastwägen unserer Poststraßen.

Wenden wir uns zum Schlusse unseres Frühlingsspazierganges zu einem jener ruinenhaften Gebäude, die hie und da in nicht zu geringer Entfernung vom Meere auf einem Hügel stehen, und lassen uns, während der

kupferige Glanz des Abendstrahls auf dem Welebit erlischt und die Berggrate grau und bleich werden und die westlichen Scoglien wie schwarze Schlacken aus dem Feuer des Meeres und des Himmels aufragen und der Abendwind die weißen Blüthenflocken auf den steinigen Weg wirft, eine jener grotesken Ueberlieferungen erzählen, wie ich deren eine wörtlich getreu nach dem Munde des Volkes aufgezeichnet fand. Es ist ein echtes Slaven-Märchen und lautet:

Es stand irgendwo auf der Höhe eines Berges eine Kula.*) Die Leute zeigten sich dieselbe aus der Ferne und erzählten von diesem Gemäuer, wie darin Unholde, Teufel, Blutsauger und Gespenster hausten. Es war erschrecklich anzuhören, was alles von diesem Thurme gesprochen wurde.

Vor Allem wurde auch von ihm gesagt, daß in der Ruine ein mächtiger Schatz zu finden sei, ein ganzer Keller voll von Gold und Silber. Viele Abenteurer machten sich dahin auf, um den Reichthum zu entdecken, keiner aber kehrte lebendig zurück.

Die Ueberlieferung behauptete auch, daß derjenige, welcher den großen Schatz finden wollte, in der Ruine übernachten müsse, um den Schlüssel vom Schatzmeister zu erlangen.

Da war ein Barbier, unverheiratet und ein liederlicher Bursche, der, wenn er einige Kreuzer verdient hatte, sie verpraßte und vertrank. Darum war er auch abgerissen und zerlumpt wie ein altes Bettelweib.

Eines Tages erhielt er vom Meister seinen Lohn,

*) Ein türkischer Thurm. Siehe Seite 71.

zehn Mariengroschen. Damit ging er sogleich in die Schenke, begann zu würfeln und verlor all sein Geld. Darauf stand er voll Zorn und Verzweiflung auf und ging schleunig nach der Ruine, um dort zu schlafen, indem er sich selbst sagte: Es liegt mir nichts daran, wenn auch der Teufel in der Nacht kommt, mich packt und fortträgt.

Der Barbier hatte wohl von der Ruine gehört. Aber er steckte den Kopf in die Tasche,*) und eilte hinauf.

Er hatte den Kopf mit Wein erhitzt und war auch nüchtern gar nicht furchtsam. Deßhalb stieg er ohne Bedenken rasch zur Höhe. Es begann dunkel zu werden. Die Ruine ist ausgedehnt und mächtig breit, hat auch vier Ecken. Vor ihr wachsen Dornen und Unkraut. Der Barbier sprang die Treppen hinauf in die Kula. Er kam in eine Reihe von Stuben. Alles war leer, nur hie und da stand einiges verwittertes Hausgeräth.

Der Barbier ging aus einer Stube in die andere, immer fort und fort, er wußte selbst nicht in welcher Richtung. So gelangte er endlich in ein großes und hohes Gemach, in dessen Mitte sich ein Tisch befand, der mit einem schwarzen, fadenscheinigen Tuche bedeckt war. Auf dem Tische stand ein großes steinernes Kreuz und daneben die Ueberreste zweier Wachskerzen. In einem Winkel des Gemaches stand ein Bett, mit schwarzen Seidentüchern bedeckt, im anderen ein Ruhebett, mit Leder überzogen.

Nach vier Seiten gingen Flügelthüren. Der Barbier öffnete sie alle, um zu sehen, wohin er durch sie gelangen könne. Gern hätte er überall seine Nase hineingesteckt und

*) metnuti glavu utorbu, den Kopf wagen.

Alles durchwandert und betastet. Aber das Dunkel umgab ihn da auf allen Seiten und darum zog er es vor, im großen Gemache zu bleiben.

Er hatte einige Stücke seines Handwerkszeuges immerwährend bei sich — ein Becken, ein Handtuch, ein Stück Seife und zwei Messer in lederner Scheide. Er nahm das Alles aus der Tasche und legte es auf den Tisch. Feuerstein und Schwefelfaden und Stahl trug er wohl auch in der Tasche, aber er wagte nicht, das Licht anzuzünden.

Die Dunkelheit wurde immer dichter. Da setzte er sich auf das Ruhebett. Hier erfaßte ihn plötzlich eine unsägliche Angst, das Haar sträubte sich ihm auf dem Kopf vor Schrecken und er wurde so nüchtern, wie wenn er einen ganzen Monat hindurch keinen Tropfen Wein oder Bier getrunken hätte. Da dachte er bei sich: Ich wollte gern Alles aushalten und dulden, wenn ich nur etwas zu trinken hätte außer Wasser, welches nicht einmal gut ist, wenn man es in die Opanken schüttet.

Während er so dachte, fing es auf einmal den untern Gemächern des Thurmes an zu donnern, wie wenn ein Gewitter wäre. Das ganze Gebäude zitterte, die Fenster erbebten, die Stühle hoben sich, der Tisch krachte. So dröhnte und bebte es lange Zeit fort. —

Nach einiger Zeit wurde es wieder ruhig. Plötzlich rollte der Donner durch die Mitte des Gemaches, es blitzte und die Kerzen neben dem Crucifix entflammten sich.

Der Barbier saß wie versteinert. Er wußte nicht, schlief oder wachte er bei dem was er sah und hörte; war er todt oder lebendig.

Darauf wurde es abermals still. Die Thüre geht auf und in das Gemach tritt eine menschliche Gestalt, ein großer, bleicher, dürrer, bärtiger, gekrümmter Greis in schwarzem Gewande mit einem Stock in einer und einem Bündel in der andern Hand.

Er tritt zum Tische und verbeugt sich vor dem Crucifixe bis auf die Erde, dann legt er sein Bündel auf den Tisch, knüpft es auf und nimmt daraus eine Barbierschüssel, ein Gefäß mit Wasser und zwei Rasirmesser. Das Alles legt er auf den Tisch neben das Handwerkszeug des Barbiers. Hierauf nähert sich die Gestalt dem Barbier, nimmt einen Stuhl, stellt ihn an den Tisch und schaut den Gast mit starrem Blicke an. Dann winkt er ihm mit der Hand, wie um ihn aufzufordern, daß er auf den nahe gerückten Stuhl niedersitzen solle. Zu sprechen vermag er nicht.

Der Barbier schaut auf die Gestalt, wie die Maus nach der Katze, dann setzt er sich ohne zu wissen, wie und wohin, gehorsam auf den Stuhl.

Die Gestalt nimmt das Handtuch, bindet es dem Barbier unter dem Bart zusammen, gießt Wasser in die Schüssel, schlägt Seifenschaum und nimmt mit seinem uralten Messer dem Barbier den Bart so leicht und sicher ab, daß dieser sich darüber verwundert.

Der Barbier steht vom Stuhle auf, betrachtet den Alten und denkt sich: Warum barbierst du dich nicht selbst, wenn du es so gut kannst? Wart ein wenig, ich will dir zurückzahlen. Darauf sagt er: Höre, Kamerad, setze auch du dich auf den Stuhl, damit ich dir zurückzahle. —

Der Greis gehorcht und setzt sich. Darauf ergriff

auch unſer Barbier ſein Meſſer und nimmt ihm den langen weißen Bart bis auf das kleinſte Härchen ab. Der dichte Bart löst ſich vom Geſicht des Greiſes ab wie Moos von einem alten Stamm.

Als der Barbier fertig war, ſeufzte die Geſtalt, wie Jemand aufſeufzt, von dem eine ſchwere Laſt weggenommen wird und ſagte: Dank ſei dir, Heldenſohn! du haſt mich aus ſchweren Qualen erlöſt, die ich als ſündige Seele in dieſem Thurme ſo viele hundert Jahre hindurch ausgeſtanden habe. Ich habe Vielen ihr Haar ohne Raſirmeſſer genommen, ich habe erpreßt, geraubt, betrogen, geplündert. Ich war Spaija*) in dieſer Kula, jetzt iſt das Ende meiner Buße da. Heute hat mein Glück dich hieher geführt, der du mich erlöſt haſt. Als ich im Sterben lag, reute mich alles Böſe, was ich gethan hatte. Aber ich hatte nicht die Zeit, Buße zu thun, ich ſtarb und mußte unſtät herumgehen, ſo lange bis ich einen herzhaften Menſchen finden würde, der mir den Bart unter ſolchen Umſtänden abnähme, wie du es gethan haſt. Ich bin jede Nacht in dieſen Thurm gekommen und Vielen gerade ſo wie dir erſchienen, aber Keiner hat es gewagt, das zu thun. Der Thurm gehört von nun an dir. Du wirſt einen großen Schatz darin finden. Bruder! Sohn! benutze den Schatz und die Lebenszeit beſſer, als ich ſie benützt habe.

Solches ſagte die Geſtalt und verſchwand und der Barbier hielt angedonnert den Schlüſſel in den Händen.

Es iſt Schade, daß ich nicht mehr gehört habe, was

*) Ein türkiſcher Grundbeſitzer.

ſpäter dem Barbier begegnet iſt. Es heißt nur, die Leute hätten ihn nach einiger Zeit noch zerlumpter geſehen.

Vielleicht hat er nach dem Sprichworte gelebt: Wie es gekommen, ſo iſt's fortgegangen!

Dreizehntes Capitel.

Bilder von der nördlichen Küſte. Eine dalmatiſche Familie.

Es gibt wenig ſo durch und durch eigenthümliche und mit anderen Ländern kaum vergleichbare Landſchaften in Europa, als die Küſtenſtriche und das Innere von Dalmatien. Wir haben hinlänglich Gelegenheit gehabt, uns dieſe Wahrnehmung einzuprägen.

Unter dieſen wieder eine der am meiſten dalmatiſchen Anſichten bietet das Hügelland, welches ſich von der Bucht bei Nowigrad bis zum Süßwaſſerſee ausdehnt, den man von der Höhe von Bukognazza aus gewahrt. Die Bucht von Nowigrad iſt von Meerwaſſer ausgefüllt, der See zwiſchen Bukognazza und Poljice aber entſteht aus dem Regen des Winters und verſchwindet unter der Sommerhitze.

Auf dieſer Landſtrecke gelangt man fortwährend von der Höhe einer breiten Erdwelle in eine Senkung und umgekehrt. Freilich iſt die Höhe einer ſolchen Welle, eines ſanft anſteigenden Hügels, von der nächſten durch die Entfernung einer halben Meile getrennt.

Zwiſchen den Hügeln, in der Niederung, ſieht man den blinkenden Schneeſtreif der bebiſchen Alpen hart auf

der Höhe auflagern und blendend durch das Gestrüpp oder die Oelbäume schimmern, mit welchen ihr Kamm bedeckt ist. Von der Höhe betrachtet, erscheint das weite Land dagegen als eine Reihe schwärzlicher, weiter Mulden, von deren Rand die Kette der hohen Dinara aufragt, unten grau, oben silbern.

Zwischen den schwarzen Mulden steigen die gelben, geradlinigen Wege zu den Hügeln an und durch das Gestrüpp winden sich braune, schmale Pfade, auf denen weicher zu gehen ist, als auf der steinübersäeten Fläche.

An mancher Stelle ist mitten im dunkeln Boden von den Winterregen eine kleine Pfütze übrig geblieben, welche einstweilen von den Bewohnern der Umgebung als Brünnlein benützt wird, bis sie unter der heißen Sonne versiegt. Aus ihr trinken auch die mageren Rinder, deren Fell viel mehr zottig und wollig ist, als das der Hornträger im Norden. Denn diese werden den Winter über in warmen Ställen gehütet, jene dalmatischen Rinder aber bleiben Jahr aus Jahr ein unter freiem Himmel auf ihren Einöden und die Natur schützt sie gegen die Kälte der Bora durch längere und dichtere Haare.

Viele der Weidegründe sind durch lange niedrige Hecken abgegränzt, welche von Dornen und zwei oder drei Arten von Sträuchern gebildet werden. Hie und da ist dieser Zaun von großen Steinblöcken niedergedrückt, welche Uebergänge bilden. Es ist in der That schwierig, die Schranke, obwohl sie kaum zwei Fuß hoch ist, an einer andern Stelle zu überschreiten, als an einer solchen. Die weit hinausragenden Dornzacken hemmen die Füße der Menschen und der Thiere.

Einzelne, gegen die Zerstörungslust der Bauern durch

besondere Streuge geschützte Gründe sind auch mit immergrünem niedrigen Laubholz bedeckt. In diesem Gestrüpp singen Vögel und läßt sich zur Frühlingszeit gar häufig die Stimme der Eule vernehmen. Schafe dürfen dort nicht weiden, wohl aber bemerkt man manchen magern, braunen Esel, welcher, nachdenklich durch das Gestrüpp hinschreitend, sein Futter sucht.

Nahe an einer dieser Dorneinfassungen saß ein Weib und hielt einen kurzen Spinnrocken in der Hand, von dessen Werg es fleißig herabspann. Seine Aufgabe war, die vielen Schafe zu hüten, welche auf dem weiten Steinfelde vor der Einfassung weideten.

Diese Frau sah ungefähr so aus, wie sich die Einbildungskraft des Volkes die „Pestschwestern", die „Kuge" vorstellt, die im Spätsommer das Land durchstreifen und die Leute durch Fieber und anderes Unheil umbringen. Sie hatte Augen, so klein wie Schlangenaugen, krumme Füße und so dürre, lange Finger, daß die Hände Katzenpfoten glichen.

Nicht weit von ihr entfernt warf ein Hirt, welcher Rinder hütete, gelbe Steine von der Straße weg, zu den anderen Felstrümmern hinüber und mancher von diesen Steinen flog ganz nahe zu den Füßen des spinnenden Weibes.

Dieses hatte schon mehrmals zu dem Hirten hinüber gerufen, welcher sich auf diese Weise die müßige Zeit durch Verbesserung der Straße vertrieb. Jener aber hatte nicht darauf geachtet und erst als wieder ein großes, scharfkantiges Felsstück fast den Rocken getroffen hatte, und das häßliche Weib heulend aufschrie, sah er nach dieser Richtung hinüber.

„Habe keine Angſt, Kata,“ ſagte er ſo laut, daß die Frau es hören konnte. „Dir thut kein Stein etwas. Du biſt bei Nacht in einen Brunnen gefallen und wieder herausgezogen worden. Du biſt die einzige, welche die Leute aus einem brennenden Haus gerettet haben, und ich glaube, wenn Dir auch dieß Stück da an den Kopf flöge, es machte Dir nicht mehr Beſchwerniß, als wenn ſich eine Mücke darauf ſetzte.“

Mit dieſen Worten warf er einen Block hinüber, der ſo wuchtig auf den Boden fiel, daß er die feuchte, rothbraune Erde einige Zoll tief aufwühlte und die naſſen Schollen auf das Gewand Kata's flogen.

Das Weib ſprang auf und wollte hinter der Dornenhecke Schutz ſuchen. Aber es blieb mit ſeinem Gewande in den ſchwarzen Zacken hängen und konnte ſich weder vor- noch rückwärts bewegen.

Der Hirt ſchlug ein lautes Gelächter auf und fuhr fort, die Alte zu bewerfen; dießmal aber nicht mehr mit Steinen, ſondern mit Erdklumpen, die er aus dem regennaſſen Boden mit aller Kraft ſeiner Finger losriß.

Kata ſchrie aus vollem Halſe, während die klebrige Erde auf ihrem blauen Rocke Schmutzabdrücke zurück ließ. Ihre Stimme klang wie das Geſchrei der Eule, welche ſich im Buſch verbirgt.

Wer weiß wie lange dieſes Spiel des Hirten gegen das hilfloſe Weib gewährt hätte, wenn nicht hinter dem Kamme des Hügels auftauchend zuerſt ein Gewehrlauf, dann ein Kopf und endlich die ganze Geſtalt eines ſchlanken und ſtarken Mannes zum Vorſchein gekommen wäre.

„Wid!“ *) rief dieser, indem er seine Schritte beschleunigte, „laß die Hexe gehen! Was hat sie Dir gethan?“

„Eh, Luigi“ entgegnete dieser lachend, „seit wann nimmst Du Dich auch um solche Vogelscheuchen an? Bei der da ist kein Lohn zu holen?“

„Seitdem ich Rondar**) bin“ sagte der junge Mann, der mittler Weile bis dicht zum Hirten heran gekommen war, mit kräftiger Stimme. „Ich gehe nicht zum Zeitvertreib durch die Felder und habe auch kein solches Faulenzer-Geschäft wie Du.“

Mit diesen Worten reichte er der Alten die Hand, damit sie, auf diese sich stützend, ihr dickes Wollengewand allmählig von den langen Dornen losmachen konnte.

Kata war dieß bald gelungen, aber sie beeilte sich nicht, die Hand des jungen Mannes, welche ihre langen Finger fleischig umschloß, wieder los zu lassen. Schon stand sie auf dem Rasen neben der Mauer und die Beiden hielten sich noch immer gefaßt, als ob sie miteinander einen Tanz anzutreten im Begriffe stünden.

„So Kata!“ sagte der Rondar, „jetzt habe ich Dich erlöst. Und Du, Wid, laß mir nunmehr das Weib in Ruhe. Sonst könnte es geschehen, daß der neue Arrest, den sie beim Gensdarmerie-Posten gebaut haben, durch Dich eingeweiht wird.“

„Oho!“ rief der Hirt, „ein Rondar ist noch kein Capo-Villa.***) Und wegen eines Spasses nimmt man

*) Wid ist der slavische Name für Veit.

**) Rondaren heißen die eingeborenen Sicherheitswachen.

***) Ortsvorsteher.

die Leute nicht vom Feld weg. Gebt Obacht, daß kein Vieh gestohlen wird — das steht Euch besser an!"

„Du willst mir zeigen, was ich zu thun habe, Du elender Bauer?" rief der Rondar Luigi zornig. „Was möchtest Du thun, wenn ich Dich gleich von Deinen Rindern weg fortnähme?"

„Thu's, wenn Du kannst! Da bin ich, greife mich!"

Luigi legte sein Gewehr auf einen dichten Dornwulst und sprang auf den Hirten zu. Dieser aber schwang sich über eine der schräg aus dem Boden aufragenden abgewitterten Felsplatten, von welchen, einem versteinerten Wogenschlage gleich, auf dem Gefilde eine Reihe sich hinter der andern erhebt, dann über eine zweite und dritte und blieb hohnlachend stehen, als er bemerkte, daß Luigi mit seinen blankgewichsten Lederschuhen über die scharfen Ränder der Felstafeln nicht mit gleicher Behendigkeit hin eilen konnte.

„Du bist ein Rondar, wie die Herren aus der Stadt, die am Sonntag durch das Feld gehen, Jäger sind. Angezogen bist Du wie ein Rondar, aber Du gehörst in die Stadt, wie Dein Vater. Du bist ja ein Wälscher, fange mich, Taljansky*) fange mich!"

Luigi ließ sich das nicht zweimal sagen, aber die schmiegsamen Opanken des jungen Rinderhirten hatten einen Vortheil über seine zierliche Fußbekleidung, welcher durch die größte Anstrengung nicht ausgeglichen werden konnte. Jener sprang und sprang, und selbst als die Platten-Reihen überwunden und der Boden nur mehr mit losen Trüm-

*) Italiener.

mern bedeckt war, vermochte der Rondar den Hirten nicht einzuholen.

Die wolligen Rinder schauten diesem Auftritt mit offenbarer Neugierde und Verwunderung zu. Sie erhoben ihre Köpfe von dem dürren, stacheligen Boden und blickten der Jagd der beiden Männer nach.

Auch Kata streckte ihren dürren braunen Hals, um über die Felsen hinweg zu sehen, ob es dem Rondaren gelingen würde, Wid für seine Uebelthaten zu züchtigen.

Es gelang ihm nicht.

Er kehrte keuchend und erschöpft zurück, ergriff sein Gewehr und ging von dannen, indem er die Hand ballte und Verwünschungen gegen den Hirten ausstieß, dessen Gelächter vernehmlich aus der Steinhalde herüber scholl.

Um seinem Aerger Luft zu machen, schoß er das Gewehr auf's Gerathewohl in jener Richtung hin ab. Aber auch der Schuß hatte nicht viel mehr Wirkung, als seine Zornworte. Der Hirt lachte noch lauter und die Rinder sprangen erschreckt in kurzen Sätzen weiter in die Wüste hinein.

Als der Rondar jenseits des Hügels verschwunden war, kam Wid zu der Dornhecke zurück, neben welcher Kata sich nunmehr wieder mit ihrem Rocken beschäftigte.

Dießmal aber nahte er sich nicht mehr mit einem Erdklumpen, sondern indem er ihr seine braune Tikwa*)

*) Flaschenkürbis.

hinhielt, deren Gluckſen wohl verrieth, daß ſie nicht leer war.

„Da, Kata, trink!“ ſagte er nunmehr mit einer Stimme, die gutmüthig klang, „ich habe vorhin Poſſen mit Dir getrieben. Du weißt ſchon, daß es nicht bös gemeint war von mir.“

Das Weib ſchaute den Hirten ſcheu an und zögerte, das Gefäß in die Hand zu nehmen.

„Sieh, Kata, wenn unſer Einer den ganzen Tag ſo auf den Steinen heraußen ſich herumtreiben muß, fällt ihm leicht Allerlei ein, woran er zu Haus nicht einmal denkt. Ich habe die Steine nur vorhin ſo im Zorn herumgeworfen darüber, daß ich ſo wie ein altes Weib — verzeih mir's, Kata — hüten ſoll, während ich viel lieber dort unten auf dem See Enten ſchöße oder nach Sumpfſchnepfen und Wildtauben auf die Jagd ginge.“

„Warum haſt Du Erde auf mich geworfen, wie ich auf den Dornen da geſtanden bin?“ erwiderte das Weib vorwurfsvoll.

„Das war wieder etwas Anderes“, ſagte der Hirt, indem er ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. „Hätteſt Du Dich ſelbſt geſehen, wie ſich Deine Kleider da eingehängt haben und wie Du Dich geſtellt haſt wie ein Fiſch im Trockenen, hätteſt Du es gleich begriffen, daß es keine Sünde iſt, Dich ein wenig zu necken. Trink nur, Kata, und ſeien wir wieder gute Freunde.“

Kata ließ ſich bereden und ſetzte den wie eine Flaſche geſtalteten Kürbis an den Hals.

„Das ſchmeckt freilich beſſer, als die Bevanda in dem Waſſerloch dort,“ ſagte ſie, indem ſie auf eine Höhlung in dem braunen Erdboden hindeutete, groß wie eine Fauſt,

in deren ziemlich geräumiger Tiefe sich Regenwasser angesammelt hatte.

„Glaub es wohl, Kata. Das Ochsenhüten ist wohl kein schweres Geschäft, aber ohne mein Tikwa brächte ich es doch nicht fertig."

„Das bildest Du Dir ein. Ich sitze fast das ganze Jahr über heraußen und arbeite dabei und bin zufrieden, wenn mir das Wasser nicht ausgeht."

Wid schüttelte den Kopf und nahm einen tüchtigen Schluck aus seiner Tikwa, wie wenn er damit sagen wollte: „Rede was Du willst, ich halte mich an dieß!"

„Plaudern wir ein wenig, Kata," fuhr er nach einer Weile fort, indem er sich neben dem Weibe auf einen großen gelben Stein niederließ. „Ich überschaue von hier aus meine Dutzend Rinder so gut, wie wenn ich in den Felsen dort drüben säße. Sag einmal, ist daß nicht lustig, daß ein Taljanski sich als Rondar anzieht."

„Warum soll der junge Bursch keinen Rondaren machen können?" erwiderte die Alte, indem sie abermals, dießmal unaufgefordert, zu der Tikwa griff.

„Warum? Weil ihn Jeder auslacht,. Ich wette, er hat es aus langer Weile gethan, damit er herumgehe und sein Gewehr auf dem Rücken tragen und den Leuten zeigen kann, daß auch er etwas gilt. Es wirds ihm aber doch Niemand glauben."

„Du bist ihm neidig, Wid."

„Ho!" rief der Hirt, „auf was? Höchstens auf sein Doppelgewehr. Das Andere kann er Alles für sich behalten, besonders auch seinen Namen. Ich reiße mich gewiß nicht darum, der Sohn von einem wälschen Wucherer zu sein."

Kata lächelte verschmitzt und sagte:

„Jetzt weiß ich's ganz genau, daß Du nur aus Neid ſprichſt. Er hat Dir gewiß ſeiner Lebtage nichts gethan. Aber weil er in ſeinem Rondaren-Anzug mit dem vielen Silber und Gold, das er ſich auf ſein Gewand und ſeine Mütze genäht hat, den Dirnen beſſer gefällt, als Du in Deiner alten Jatſcherma *) und Deiner Mütze mit den ſchwarzen Glasperlen, das will Dir nicht taugen."

„Wer weiß denn, Kata," erwiderte der Hirt, indem er die Röthe, welche ihm in's Geſicht ſtieg, dadurch zu verbergen ſuchte, daß er ſich nach einem Stein bückte, um nach einem ſeiner Rinder zu werfen, welches eben im Begriffe war, in eine Reihe der ſchärfſten Felsrippen hinein zu klettern, „wer weiß denn, ob ihnen der Taljanski gefällt?"

Das Weib warf verſtohlen einen funkelnden Blick aus ſeinen Schlangenaugen auf den Hirten und ſagte:

„Ich weiß auch nichts, Wid. Nur erinnere ich mich, daß ich vor ein paar Tagen das ſchönſte Mädchen im Dorf dort unten beim Bach neben ihm ſtehen geſehen habe."

Wid ergriff abermals einen Stein und warf ſo ungeſchickt hinüber, daß er nicht einmal die Straße erreichte, welche ſich zwiſchen ihm und ſeiner Heerde hinzog.

„Laß doch die Rinder in Ruhe," ſagte die Alte höhniſch. „Wenn man Dir zuſchaut, möchte man Dich nicht für den Hirten halten. Geh, reiche mir Deine Flaſche — der Wein iſt wirklich beſſer, als das Waſſer in meinem Regenloch."

„Und wer iſt denn die ſchönſte Dirne im Dorfe?" frug Wid, indem er Kata die Tikwa hinhielt, ohne ihr in's Geſicht zu ſchauen.

---

*) jaćerma, das kurze Wamms der Morlaken.

„Das weißt Du nicht?“ antwortete die Alte kichernd. „Rath einmal.“

„Kann ich's ſagen? Ich kümmere mich nicht um die Weibsleute. Einem Jeden wird die Seinige am beſten gefallen, mein' ich.“

Kata zupfte eine geraume Weile an ihrem Rocken fort, ehe ſie antwortete. . . .

„Wenn Du's allein nicht weißt, was jeder Andere weiß, ſo muß ich Dir's ſagen, Wid. Die Cvieta iſt's, aus dem Hauſe Grabac.“

„Die Cvieta iſt's!“ rief der Hirt auffahrend. „Und die haſt Du bei dem wälſchen Hundeſohn ſtehen ſehen? Du lügſt Kata!“

Mit dieſen Worten erhob er den Arm über die gekrümmt ſitzende Geſtalt des Weibes, wie wenn die Fauſt jeden Augenblick auf deſſen Kopf herabfahren ſollte.

„Was gehen denn Dich die Weibsleute an?“ ſagte Kata mit heiſerem Lachen, während ſie ſich noch mehr zuſammen krümmte. „Wer will es der Cvieta verwehren, wenn ſie mit dem jungen Rondaren am Bache ſteht? Vielleicht hat er ſie durch das Waſſer getragen; denn es hat damals geregnet gehabt und das Waſſer iſt über die Steine gegangen, die hineingelegt ſind“.

„Ueber das Waſſer getragen!“ ſchrie Wid und ſtampfte mit ſeinen Opanken auf den durchweichten Boden, daß eine Spur, wie von einem kleinen Boote, ſich darin abdrückte. „Wenn das wahr iſt, ſo ſchieß' ich ihn mit ſeinem eigenen Gewehre nieder, wo ich ihn ſehe!“

---

*) Cvieta (ſprich: Zwieta), ein in Dalmatien ſehr gebräuchlicher Name, die „Blumige“, Flora.

„Bruder, Seelchen,*) hätteſt etwa Du die Dirne nicht hinüber getragen, wenn ſie Dich darum gebeten hätte?“

„Verflucht ſeiſt Du, alte Hexe! Konnte ſie etwa nicht weiter hinaufgehen, durch das Eichengeſtrüpp, bis dorthin, wo der Uebergang gemacht iſt? Könnt' ich nur gleich von meinen Rindern weg in's Dorf! Ich brächte ſie alle um.“

„Laß' ſie noch eine Weile leben, Wid. Es iſt auch nicht gut für Dich, wenn Du Dich zeigſt, bevor der Zorn des Rondaren vorüber iſt. Es könnte ſonſt die Prophezeiung eintreffen, die er Dir gemacht hat, und Du müßteſt wirklich das neue Gefängniß einweihen.“

Mit jedem dieſer Worte, welche das boshafte alte Weib langſam ſprach, ſo langſam wie die Waſſertropfen irgend einer der dürftigen Quellen des wüſten Haidelandes auf den Fels fallen, ſteigerte ſich offenbar die Wuth des gereizten jungen Mannes.

„Bezahl Dir's der Teufel, du Widina!“**) rief er roth vor Zorn und ſchleuderte die Tikwa weit in die Felſen hinein, daß ſie herumkollerte, wie eine müde Kanonenkugel.

Dann ſprang er ſchneller, als vorhin, wie er den Rondaren geneckt hatte, quer durch die Dornbüſche und über die Felstrümmer gegen das Dorf zu, deſſen kleiner Kirchthurm hinter dem Eichengeſtrüpp des nächſten Hügels verborgen liegt.

Kata lachte hinter ihm her und eilte, ſo raſch ſie ihre krummen Beine trugen, zu dem Kürbis hin, deſſen dichte

---

*) duſo, eines der gewöhnlichſten Liebkoſungswörter.

**) Hexe.

Wand dem Aufprall an dem Felſen widerſtanden hatte. Sie packte ihn mit den Katzenkrallen und trank den Reſt des Inhaltes mit einem Zuge aus.

„Der Narr!“ ſagte ſie laut vor ſich hin, nachdem ſie von der Anſtrengung des tiefen Trunkes aufgeathmet hatte.

Mittlerweile rannte Wid, als ob hundert Verfolger hinter ihm her wären, durch die Steine und Dornen dem Hügel zu.

Selbſt die Mauern, welche hie und da ein mühſam der Wüſte abgerungenes Getreidefeld oder einen Weingarten einſchließen, hielten ihn nicht auf.

Er ſprang durch die wirren Zweige der Reben, die glatt auf dem Boden herum liegen, und wenn er an eine Mauer kam, ſo lief er oben auf ihr fort, bis ſie wieder gegen ein anderes Grundſtück oder gegen wüſtes Land abfiel.

So erreichte er bald den breiten Kamm des Hügels und deſſen Geſtrüpp, in welchem die noch dürren Blätter jungen Eichenholzes rauſchten.

Hie und da erhebt ſich dort auch ein hoher Wachholder-Baum und unterbricht mit ſeinem hellen Grün die noch winterliche Färbung des ihn umgebenden Buſchwerkes.

Auf dem Boden liegen vielfach Strohhalme ausgebreitet, die Ueberbleibſel von Schobern, die nunmehr von den Rindern aufgezehrt worden waren. Dieſe Halme ſind glatt und ſchlüpfrig.

Der Hirt in ſeiner Eile bemerkte nicht, daß er den rauhen Boden der Steinflächen und der Felder verlaſſen hatte. Er rannte, nunmehr faſt athemlos, dahin,

verwickelte sich mit der Spitze seiner Opanken in die dicht liegenden Halme und stürzte der Länge nach auf den glatten Grund.

Als er sich wieder erhob, war es ihm, als ob er durch die Erschütterung, welche er verspürt hatte, ernüchtert worden wäre. Er blieb stehen, sah nach den Häusern des Dorfes hinüber, die nunmehr am Ende des Buschwaldes zum Vorschein kamen, faßte sich beim Kopfe und murmelte vor sich hin:

„Bin ich nicht verrückt? Was soll ich beginnen drüben bei den Häusern? Werden sie mich nicht auslachen?"

Unschlüssig wandte er sich bald gegen das Dorf hin, bald gegen den Weg zurück, auf dem er gekommen war. —

Bald machte er einige Schritte nach dieser, bald nach jener Richtung.

Mit einem Male traf eine Stimme sein Ohr, welche vom Rande des Gehölzes her scholl.

Langsam, weder von Neugierde noch irgend einem andern Beweggrunde getrieben, ging er nunmehr dieser Stimme nach, wie wenn es ihm willkommen wäre, durch irgend einen Anlaß aus seinen Zweifeln gerissen zu werden.

Er folgte der Stimme.

Jenseits des Eichengestrüppes, auf dem Rasen, der sich zum Bache hinabzieht, jenseits welches das Dorf liegt, saß ein Mädchen zwischen den grauen, kugelrunden Büschen, die hier den ganzen Abhang entlang sich in fast regelmäßigen Entfernungen vom Boden abheben.

Es war eine schlanke, schwarzhaarige Dirne.

Auf dem Kopfe trug sie eine reich mit Silber verzierte rothe Mütze, um das Mieder von gleicher Farbe hingen ihr zahlreiche Münzen aus Silber und Gold. Die Haare waren von goldenen Nadeln zusammengehalten. Sie hatte sich neben einem der grauen Büsche niedergelassen und suchte, über ihn hingebeugt, augenscheinlich nach Blumen.

In der linken Hand hatte sie bereits einen ansehnlichen Strauß gesammelt, welcher durch die Spenden der rechten langsam vermehrt wurde.

Vorzüglich waren es Veilchen, jene Blumen, welche das dalmatische Volk am meisten liebt. Heißen sie doch in seinem Munde ljubice, d. h. „Liebesblumen".

Während das Mädchen seinen Strauß vervollständigte, sprach es fortwährend, ohne daß Wid, der nunmehr den Rand des Eichengestrüppes erreicht hatte, zu unterscheiden vermochte, ob es mit sich selbst redete, oder ob in der Nähe irgend Jemand, ihm unsichtbar, der Blumensammlerin Gesellschaft leiste.

Mittlerweile kam der Hirt, dessen Schritte auf dem weichen Rasen nicht gehört wurden, immer näher.

Als er nur mehr wenige Schritte entfernt war und schon einzelne Worte des Mädchens, welches ihm den Rücken kehrte, unterscheiden konnte, tauchte plötzlich hinter den gelben Halmen hohen Riedgrases, ihm entgegen gewandt, ein anderes Mädchengesicht auf.

Kaum hatte sich dieses über die Spitzen des Röhrichts erhoben, als es einen lauten Schrei der Verwunderung ausstieß. Die Blumenpflückerin schnellte auf und auch das zweite Mädchen sprang hinter dem Röhricht hervor.

Dieses nahm zuerst das Wort:

„Da ſchau, Cvieta, da kommt Wid, der Hirt! Während ſeine Rinder Gras ſuchen, kann er uns helfen, Blumen pflücken. Er weiß vielleicht beſſer, wo wir ſie finden.“

Der Burſche betrachtete Cvieta und fand keine Antwort. Cvieta aber ſprach ihn lächelnd an:

„Es iſt wahr, was Maria ſagt. Du weißt wohl anzugeben, Wid, wo ich mehr Ljubice finden mag, als hier.“

Der Hirt beſann ſich eine Weile, dann erwiderte er:

„Du haſt Unrecht, Cvieta! Ich bin mit meiner Heerde den ganzen Tag auf dem Steinfeld und kümmere mich nicht darum, wo ſolches Kraut wächſt. Da iſt der wälſche Luigi, der ſchöne Rondar, der von der Frühe bis zum Abend ſein Gewehr überall herum ſpazieren trägt, der mag ſich beſſer darauf verſtehen.“

Die beiden Mädchen ſchauten ſich betroffen an. Der Hirt aber fuhr mit einer Stimme, die vor verhaltenem Zorne bebte, fort:

„Vielleicht wachſen die ſchönſten Ljubice dort unten am Bache, dort bei den Steinen, dort wo Du Dich von dem — Wälſchen haſt hinüber tragen laſſen. Wenn er Dich auf ſeinem Rücken geſchleppt hat, wird er Dir auch die Blumen ſuchen.“

„Du Narr!“ ſagte das Mädchen, welches Wid zuerſt gewahrt hatte. „Was wird Cvieta mit dem Rondaren zu ſchaffen haben? Geh' fort und laß' uns in Ruhe mit dem thörichten Gerede!“

„Ich rede thöricht,“ ſchrie der Hirt außer ſich, „weil euch meine Rede nicht gefällt. Der Sohn von dem wäl-

ſchen Betrüger, der meinen Vater um alle ſeine Oelbäume, um unſere Rebengärten gebracht hat, ſo daß ich jetzt den Hüter machen darf, und nicht nur meinen Vater, ſondern noch ein Dutzend redlicher Männer in den Dörfern bis zum Gebirge dort hinüber — der Sohn des Wucherers, der jetzt wie ein großer Herr in der Stadt lebt, während ſeine Mutter drüben in ihrem Gut auf dem Scoglio ein Schandleben führt, der Tagedieb, der iſt geſcheidt und ich bin der Narr! Es iſt gut, daß Ihr mich daran erinnert habt. Wir werden ſehen. Das Kraut aber, das Du da in der Hand trägſt, Cvieta, von dem ſoll er nichts zu ſehen bekommen, ſo lange ich da bin.

Mit dieſen Worten ſprang der Hirt auf Cvieta zu und hatte ihr, ehe ſie ſich wehren konnte, die geſammelten Veilchen entriſſen. Im nächſten Augenblick waren ſie von ſeinen breiten Opanken in den Boden geſtampft.

„Sagt ihm, daß ich's mit ſeinen wälſchen Knochen gerade ſo machen werde, wenn er mir wieder einmal auf dem Feld in die Hand rennt!“ ſchrie Wid noch den Mädchen nach, als dieſe voll Angſt gegen das Dorf davon liefen.

Am Abende dieſes Tages loderte über dem roſigen Welebit ein zweites, viel höheres Gebirge. Flammende Wolkenballen waren zu Gipfeln emporgethürmt, welche die höchſten Eiszinken dieſer Erde weit überragten.

Das ſind die „Wolkenſchlöſſer“ der Wila's, die auf den weitſchauenden Graten in unſterblicher Jugend ihr Daſein hinbringen.

Die wollige Heerde war in das Dorf zurückgekehrt, Wid aber nicht, wie ſonſt, von ſeinem Tagewerk ermüdet,

im dunkeln Raume der Kutscha geblieben, sondern hinausgegangen zu dem runden Brunnen zwischen den zwei Pappeln, die jetzt nicht weißlich neben der Cisterne emporragten, sondern im Schein der Abendsonne zwei hohen, rosenfarbenen Säulen glichen.

Sein Jähzorn war verraucht und an seine Stelle tiefe Erbitterung getreten.

Je mehr mit dem Sinken des Gestirnes das Wolkengebirg wie das steinerne Gebirg erbleichte und ergraute, desto mehr verdüsterte sich der Sinn des armen Menschen.

Bald schaute er in die Klüfte des Gebirges hinein, in welchen die Schatten immer finsterer wurden, bald lehnte er sich über den breiten Steinrand des tiefen Brunnens und blickte hinab, bald schritt er hastig hin und her, abgerissene Worte murmelnd, wie wenn er auch Einschau halten wollte in sich selbst und in die dunklen Entwürfe, welche seinem Kummer entstiegen.

„Ich habe es ihnen schon halbwegs verziehen gehabt," sagte er vor sich hin, „daß mein Vater ärmer gestorben ist, als ich jetzt bin. Die Cvieta aber — die Dirne — die soll er mit seinen glatten Händen nimmer anrühren, der Hundesohn. Was ist's, wenn ich die Reben seiner Pflanzungen aus dem Boden reiße? Mich wird er angeben, der wälsche Richter wird mich verdammen und zum Gitter wird er hineinschauen in's Gefängniß und mich höhnen, wie er's vorausgesagt hat."

Während er diese und ähnliche Worte vor sich hin sagte und bald laut, bald leise wiederholte, bemerkte er in der Abenddämmerung die Gestalt Kata's, welche ihre

Schafe auf dem jenseitigen steinigen Kamme des Hügels zum Dorfe führte.

Auch das Weib mochte ihn gewahrt haben, denn sein Kopf war nach der Niederung, nach dem Brunnen hin gerichtet.

Aber es verschwand rasch zwischen dem ersten Mauerwerk des Dorfes, den rußigen Steintrümmern einer Hütte, in welcher vor Jahren die Insassen sammt ihrem Vieh von Räubern verbrannt worden waren.

Wid blieb auf der steinernen Einfassung des Brunnens sitzen, welche nunmehr, wie die ersten Sterne hervortraten, auch von kaltem Thau befeuchtet wurde.

In der Ferne entstieg weißer Nebel dem Boden und es wurde ruhig auf der Haide. Die Glöckchen der Hämmel klingelten noch — sonst war es still zwischen den Bergen und dem Meere.

Bald warfen die Mauern mit ihren Dornen zackige Schatten in das gelbe Mondlicht auf der Erde.

Die Augenblicke vergingen, der Hirt verspürte ihre Flucht nicht. Er war versunken in das Leid, welches er sich selbst schuf. Der Bursche, welcher den täglichen Anblick des Menschen ertragen konnte, der auf seinem eigenen Felde, durch Unrecht Herr geworden, schaltete, vermochte nicht den Gedanken zu überwinden, daß Jener durch gestohlenen Putz und Flitter einer Dirne den Kopf verrückte.

Plötzlich blinkte ein bläulicher Streifen vor ihm auf. Er richtete den Kopf in die Höhe und gewahrte Luigi, welcher den Lauf seines Doppelgewehres gerade auf seine Brust gerichtet hatte.

Der Hirt fuhr überraſcht einen Schritt zurück. Luigi aber ſchrie ihm lachend entgegen:

„Halt, guter Freund, diesmal geht es nicht, wie in den Skopce! Zuerſt den Capo der Rondaren verhöhnen und zuletzt gar noch bei Dirnen Drohungen gegen ihn ausſtoßen, das iſt noch nicht eingeführt bei uns. Einen Morlaken ſchießt man über den Haufen, wenn er nicht folgt wie ein Hund. Vorwärts, Bruder! Morgen kann ein Anderer Deine Ochſen hüten. Das iſt ohnehin die einzige Kunſt, die ihr verſteht.“

Wid zog raſch das Meſſer mit dem Beingriff, welches in ſeinem Gürtel ſteckte.

Der Rondar mochte dieſe Bewegung vorher geſehen haben, denn in dem nämlichen Augenblick krachte ein Schuß und Wid taumelte zurück.

In der Hüfte brannte das dichte Wollenzeug, mit welchem der Hirt bekleidet war, und drangen einige Tröpfchen Blut hervor.

Dieſes Schwanken benützte der Luigi, um ihn mit einem Schlag des Kolbens vollends niederzuwerfen.

Einen Augenblick ſpäter war der verwundete Hirt an den Händen gefeſſelt.

Der Rondar gab ihm einen Fußtritt in's Geſicht und ſagte:

„Es iſt ſchade, daß ich Cvieta und Maria nicht daher einladen kann. Morgen, wenn Du in der Keuche aufwachſt, kannſt Du die Veilchen ſpüren, die Dir mein Stiefel im Geſicht gelaſſen hat. Ich muß mich wirklich bei der alten Kata bedanken, daß ſie mir noch heute den Abend angegeben hat, wo Du zu ſprechen biſt.

Ich bleibe nicht gern so lange schuldig, wie Dein Lump von einem Vater und ihr Morlakengesindel überhaupt. Jetzt magst Du's verspüren, wie's thut, wenn man Einem die Knochen in den Koth tritt. Es ist doch gut, daß ich keine Opanken trage, die wären zu weich, die spürst Du Morlak nicht. Komm, Bruder, gehen wir zu den Gensdarmen!

Wid erhob sich. Er wischte mit dem Aermel sein kothbeflecktes Gesicht ab und folgte dem Rondaren schweigend, ohne durch einen Blick, durch eine Geberde, durch einen Laut zu verrathen, was in ihm vorging.

Der Rondar schritt vergnügt hinter ihm her. Es war die erste Verhaftung, welche ihm gelungen war.

Nach einer Weile fuhr er fort:

„Nicht wahr, Bruder, das hat Dir wenig Vergnügen gemacht, wie Dir die Hexe erzählte, daß mich die Cvieta lieber sieht, als einen zerlumpten Bettler von Morlaken? Es hat Dir nicht gefallen, daß ich sie über den Bach getragen habe — schade, daß die Kata nicht mehr weiß! Ich sage Dir, Bruder, die Cvieta versteht es, die Arme Einem um den Hals zu legen — nicht blos, wenn sie über den Bach getragen wird. Auch die Maria braucht nimmer viel zu lernen — wenn's so fortgeht, unterhalte ich mich bald in dem Nest so gut wie in der Stadt."

Ein Klirren — ein Rasseln — ein Schlag und das Gewehr des Rondaren flog weit über die Steine in das Dornenfeld hinein.

Im nächsten Augenblick lag Luigi, von der Hand Wid's am Nacken umklammert, auf dem Boden.

Die Erwähnung von der Schande Cvieta's mußte

den Burſchen mit übermenſchlicher Kraft begabt haben. Die Feſſel war zerſprengt und lag neben dem Feinde.

„Ich will Dein Gewehr nicht, keuchte er ihm zu, während ihm von der überſtandenen Anſtrengung und vor Wuth der Schaum vor den Mund trat — „ich will nicht, daß Du zu Grunde gehſt. Du ſollſt die Evieta haben — es wird eine Schanddirne werden, wie Deine Mutter, der jeder Knecht willkommen iſt, der Conteſſa!! Aber, was Du mir genommen haſt, davon ſollſt Du keine Beere mehr ärnten, keine Traube mehr und nicht mehr ſoviel Getreide, als Du mit einer Scheere herausſchneiden kannſt. Komm!“

Nunmehr zeigte ſich die überlegene Kraft des Morlaken. Er ſchleifte den Beſiegten weit, weit fort über die Steine.

Dieſer bat und winſelte, machte ungeheuerliche Verſprechungen, aber Wid hörte nicht mehr.

Durch die Dornen der Mauern zog er ihn, wie das Laſtthier einen Baumſtamm zur Sägemühle ſchleift.

Endlich gelangten ſie zu einer Stelle, an welcher die Steine ſeltener wurden und ein dichter Hain von Oelbäumen, die nunmehr im Licht des Mondes grüngolden und ſchweigſam da ſtanden, dichte Schatten warf.

„Siehſt Du, Sohn eines wälſchen Hundes, das iſt das Feld meines Vaters, das Ihr mir geſtohlen habt. Hier ſollſt Du bezahlt werden.“

Luigi ſah wohl ein, daß es unmöglich war, ſich gegen die verzweiflungsvolle Wuth dieſes Menſchen zu wehren. Seine Hände umklammerten ihn wie eiſerne Spangen. Er ließ ſich widerſtandslos zerren, wohin es Jenem gefiel.

Wid riß ihn ruckweiſe bis zum größten Oelbaum,

durch deſſen dichte Zweige das Mondlicht nur ſpärlich herabfiel.

In einem Nu hatte er ſich ſeines langen rothen Gürtels entledigt und ſeinen Widerſacher ſo feſt um den Stamm des Baumes gebunden, daß er zu bitten und zu ſtöhnen begann. Dann zog er ihm ſein eigenes ſeidenes Taſchentuch aus der Jacke und verſtopfte ihm den Mund, daß er ſich nicht einmal mehr durch leiſes Röcheln vernehmlich machen konnte.

Als er ſich noch einmal von der Feſtigkeit der Bande überzeugt hatte, rief er ihm ein „Auf Wiederſehen!“ in die Ohren, deſſen verhängnißvolle Bedeutung Luigi wohl begreifen mochte, denn er begann zu zittern und ſich zu krümmen, wie nie vorher.

Etwa eine halbe Stunde ſpäter kam Wid in das Olivengehölz zurück. Diesmal aber trug er eine mächtige Säge.

Die ganze Nacht über knirſchte es in dem Gehölz.

Wid zerſtörte jeden einzelnen Baum ſo weit, daß es nur mehr eines kräftigen Ruckes bedurfte, um ihn zu Boden zu werfen.

Als es im Oſten licht zu werden begann, war die Pflanzung zerſtört, die Reben mit den Wurzeln ausgeriſſen und die wenigen Stellen, an welchen Getreide keimte, mit den Steinen der umgeworfenen Mauern verſchüttet.

Es war ein Werk der Zerſtörung, welches in ſo wenigen Stunden nur der Ingrimm verrichten konnte.

Zuletzt kam die Reihe an den Baum, an welchen Luigi angebunden war.

Dieſen ſchnitt der Wüthende vollſtändig ab, ſo daß er den Gebundenen mit ſich zu Boden riß.

„Jetzt bleibt mir nichts mehr übrig, Wälſcher, als Dir den Knebel aus dem Munde zu reißen, damit Du von mir erzählen kannſt. Dein Gewehr aber, das nehme ich mit mir hinauf auf den Welebit zu den Räubern. Es iſt ja das Gewehr von einem Räuber geweſen, der aus einer ſchlechteren Brut abſtammt als irgend Einer von denjenigen, die auf dem Gebirge hauſen.“

Damit verließ er den ächzenden Luigi.

Was weiter geſchah, iſt in wenigen Worten geſagt.

Der Sohn des wälſchen Wucherers iſt jetzt kein „Sonntagsrondar“ mehr, ſondern tritt zu Zara das Pflaſter. Auch Cvieta lebt in der Stadt, gehört aber nicht zu ihren „Blüthen“. Wid aber lebt in der That auf dem Welebit mit den Verbannten des Geſetzes und wird wohl nicht eher Ruhe finden, bis ihn die Kugel eines Gensdarmen erreicht.

Vierzehntes Capitel.

An der kroatiſchen Gränze. Eine Inſel in Quarnerolo. Schluß.

Wir haben bereits früher Nona erwähnt, das ſlaviſche Nin, welches, von übelriechenden Sümpfen umgeben, auf einer braunen Haide liegt und zum größten Theile aus Trümmern beſteht, in welche ſeine heutigen weißen Häuſer wirr hinein gebaut ſind. Es iſt eines der am meiſten troſtloſen Schauſpiele in dieſem troſtloſen Lande.

So weit das Auge reicht, findet es keinen Gegenſtand, auf welchem es befriedigt ruhen kann, als das hohe Gebirge im Nordoſten. Auf ihm wechſeln die Farben,

wenn der brennende Himmel selbst wandellos über der Erde zu liegen scheint.

Während die graue Farbe des Steinmeeres und das Braun der Sumpfwässer nur hie und da von der Gestalt eines weidenden Thieres unterbrochen wird, zieht der Glanz auf der hohen Warte hin und her. Mit dem Steigen des Gestirnes werden die Berghalden dunkler, während der Schnee über ihm sich zu blendenderem Schein anfacht. Das ist die Feier des Mittages.

Der abscheulichste Theil von Nona ist jener, welcher außerhalb der Stadtmauern am Eingange zu der Landzunge steht, auf deren äußerster Spitze sich das jammervolle Dorf Brevilacqua befindet. Die mörtellosen, nicht mit Kalk überstrichenen grauen Wände der mit Dornen umgränzten Hütten, das Trümmerähnliche sämmtlicher Ansiedelungen, die Skelette von Hunden, welche die Vorübergehenden stumpfsinnig betrachten, der ekelerregende Sumpfgeruch, welcher im Sommer die verderblichen Fieber erzeugt, die verkümmerten, fahlen Gesichter der Menschen — das Alles scheucht den Fremdling. Jetzt im Frühjahre ist es noch das Geschrei der neugebornen Lämmer, das hinter jeder Mauer hervordringt, welches die dumpfe Ruhe des Fieberlandes unterbricht — selbst dieses Geschrei dünkt uns, wenn wir es längere Zeit hindurch vernehmen, ein fortwährender Weheruf. Die elenden Thiere klagen sicherlich nicht mit Unrecht; denn was sind die Dornen und das Gras, nicht viel höher als eine Moosschicht, das in diesen Wüsten gedeiht, gegen die saftigen Wiesen und Kleeanger, auf welchen die Lämmer im Frühling der deutschen Alpen umherspringen?

Weiter gegen das Meer hinaus verschwinden all-

mählich die Steine von den Feldern und an ihre Stelle tritt ein gelber, blendender Sandboden, vielleicht früherer Meeresgrund. Das ist der Einbildungskraft des Dalmatiners das anmuthigste Gefilde: „lipo polje brez kamena," „der schöne Grund ohne Steine", und der Wanderer erlebt es wohl, daß er, in Begleitung irgend welches Menschen über solche Fläche dahinschreitend, von diesem hundert Ausrufe des Entzückens zu hören bekommt. Aus der schauerlichen Steinfläche ist auf einmal eine gelbe sandige, lehmige, unabsehbare Haide geworden, auf welcher in der Ferne die Scoglien von Uglian und Pasman aufzuliegen scheinen, die doch durch einen breiten Meerarm von ihr getrennt sind.

Auch hier blühen die Veilchen unter dem Dornengestrüpp, das in kugeligen Ballen aus dem Sande hervorsteht — selbst die Sandhaide erhält ihr Geschenk vom Frühling, der von Süden allmählich weiter und weiter vordringt und endlich auch jene Schneeberge überschreiten wird, hinter welchen die kroatischen Buchenwälder noch unter der Last der eisigen Flocken seufzen.

Auch die Vorberge des Velebit scheinen dort, wo sie das Meer berühren, beschneit zu sein, es ist aber nur die Oede ihres Gesteins, welche ihnen im Sonnenlichte den trügerischen Glanz verleiht.

Bei den Hütten von Prewlaka (woraus man den italienischen Namen Brevilacqua gebildet hat) ergab sich mir auch die Gelegenheit, die Weise zu beobachten, in welcher man zwischen den Inseln und auf den Einöden die Post befördert.

Es kam ein altes, kränklich aussehendes Weib daher,

welches mit vieler Mühe den ledernen Sack, welcher die Post einschloß, auf dem Kopfe trug.

Dieses Weib ließ sich ermattet auf einem Schmutzhaufen vor einer mit Dornen eingefriedeten Hütte nieder und warf den Sack vor sich auf den Boden. Eine Anzahl von Ferkeln kam sofort herbei und beschnüffelte das Leder.

Neben den Dornen saß ein langhaariger Bursche mit breit geschlitzten Augen, niedriger Stirn und aufgeworfener Nase im Morlakengewand, der Nachfolger des Weibes, derjenige, welcher den ledernen Sack aus ihren Händen zu empfangen und wiederum einige Miglien weiter zu befördern hatte. Dieser Bursche zog, bevor er seinen Weg antrat, die breiten Opanken von den Füßen und klopfte sie auf den Steinen aus, daß der zimmtbraune Staub der Haide, der sich in ihnen angesammelt hatte, wie eine Wolke in die Höhe stieg.

Obwohl der Bursche klein war, mußte er sich doch bücken, wenn er unter dem Strohdach zur Thüre in die Hütte hineinging, aus welcher beizender Rauch hervordrang. Dieser Rauch zog sich langsam um einen der von den Slaven prizd genannten Bäume, dessen rothe Knospen eben im Aufbrechen waren.

Ich benützte die Gelegenheit, mit dem Burschen, der, an dem Scoglio von Pontadura vorüber, nach der Insel Pago übersetzen mußte, in einem Fahrzeuge über das Meer zu kommen. Das Weib bat ihn, bevor es seinen Rückweg nach Prewlaka antrat, er möge ihr ein wenig etwas zu essen geben, weil es von dem Wege hungerig geworden sei.

Darauf zog er aus seiner Tasche graues, stein-

hartes Gerſtenbrod und einen langen Stengel Knoblauch, für welches großmüthige Geſchenk ſich das Weib in einer Menge laut ausgerufener Dankſagungen erging.

So wanderte ich denn mit dem langhaarigen Poſtboten über die braune Haide.

Es iſt dort weit und breit nichts zu ſehen, als der ferne blaue Saum des Meeres und das graue Gebirge, deſſen Falten und Schluchten immer näher treten.

Insbeſondere ſind es die Furchen unter der hohen Spitze des Sweto Berdo (Monte Santo), welche nunmehr dem Auge ganz deutlich erſcheinen. In ihnen, den fruchtbaren Steinriſſen, rinnen jene Bäche von den Schneefeldern herab, die gegenüber von Caſtel Venier, bei Starigrad und Seline den engen Meercanal erreichen.

Da, wo dieſe Bäche in die ſteilen Schluchten treten, nimmt das Auge einen breiten ſchwarzen Streifen wahr.

Dieſer Streifen iſt eine Erſcheinung, welche im Lande Dalmatien ſchwerlich ihres Gleichen hat — ein Urwald von hochſtämmigen Buchen und Schwarzföhren, an welchen noch niemals ein Beil angeſetzt worden iſt. Stämme, welche der Wind geknickt hat, werden von Zeit zu Zeit dort in den Schluchten hinabgetriftet. Man nennt deshalb die beiden Schluchten, durch welche ſolche Stämme herabgeworfen werden und von welchen man eine große und eine kleine unterſcheidet, die Welika und die Mala Paklinica.

Jetzt, in der Frühlingszeit, iſt es unmöglich, durch ſie zu dem ſchwarzen Streifen der Buchen und Schwarzföhren hinauf zu klettern. Denn das Waſſer rieſelt jetzt ſo reichlich aus den Schneefeldern nieder, daß es die

ganze Breite der Schluchten ausfüllt und, was ein Emporklimmen noch mehr erschwert, fortwährend Felsblöcke und Steine von dem lockeren Geschiebe mit sich zur Tiefe reißt.

Jenseits des Gebirges aber, dort hinter den scharfgratigen Kämmen von Carlopago, auf dem Boden der sogenannten kroatischen Militärgränze, hat man nur wenige Stunden zu gehen, um Urwälder von gewaltiger Ausdehnung zu finden. Dort, bei Brussane beispielsweise, gleich am jenseitigen Fuß des Gebirges, stehen Buchen, Tannen und Fichten, im wirren Dickicht, durch welches sich der Mensch mit großer Mühe Bahn bricht.

Dort sprudeln im Walddunkel mächtige Quellen klaren Wassers, dichte Strahlen kommen aus dem Boden hervor und viele von ihnen sind an jener Stelle, wo sie am Rande des Waldes zu Tage treten, schon in weißen Marmor gefaßt — ein Anblick, welchen wir Deutsche nur in unseren Märchen und den Dichtungen der romantischen Schule genossen haben. So sieht es dort jenseits des Gebirges aus. Hier aber, auf der Haide, ragt nichts hervor als das kleine Gemäuer einer verwitterten Capelle, das in der klaren Luft wie ein schwarzer Lavablock auf dem Boden liegt.

Mein Begleiter, der Träger des Sackes, stieß hier ein langgezogenes Geheul aus, auf welches hin plötzlich, wie dem Boden entstiegen, eine zerlumpte Gestalt zum Vorschein kam, welche in einiger Entfernung von uns die gleiche Richtung nach dem Meere einschlug. Als wir den Strand erreicht hatten, fanden wir den herbeigerufenen Mann damit beschäftigt, einen langen Zoppolo, der auf dem Schlamme lag, mit aller Anstrengung in das Wasser hinein zu schieben.

Es gelang ihm aber nicht, so sehr er auch keuchte und die Arme gegen die Wand des Fahrzeuges stemmte.

Auf seinen Ruf „pomožte!“ (helft!) mußten wir Beide unsere Kraft zu der seinigen gesellen, um den Zoppolo flott zu machen.

Dieses Fahrzeug sieht folgendermaßen aus.

Es ist meist aus einem Stamme gefertigt und läuft gegen den Kiel so spitz zu, daß es im Ganzen Aehnlichkeit mit einer Erbsenschote hat. Seine untere Fläche ist so schmal, daß ein Mensch, welcher sich in ihm niedersetzt, sich zwischen den beiden Seitenwänden eingekeilt befindet.

Eine lange Stange liegt quer über den Bordrändern befestigt. An den beiden äußersten Enden dieser Stange verbinden sich die Kerbhölzer, in welchen sich die mehrere Klafter langen Ruder bewegen. Durch diese Vorrichtung wird der schwanke Zoppolo, wie durch eine Balancirstange, im Gleichgewicht erhalten und es soll in der That noch niemals geschehen sein, daß ein solcher von den Wellen verschlungen wurde.

Dagegen unterliegen die in dem schwanken Fahrzeug befindlichen Menschen bei stürmisch erregtem Meere leicht der Gefahr, aus ihm heraus zu fallen. Solchem Schicksal vorzubeugen, pflegen sich die Bedrohten an demselben in irgend einer Weise zu befestigen, wodurch sie allerdings ein hilfloses Spielzeug der Wellen werden und auf die Lenkung des Bootes verzichten, dagegen aber außer dem Mißbehagen, welches die hereinschlagenden Wasser verursachen, wohl kein schlimmeres Leid zu befürchten haben.

Man erzählte mir von einem Manne, welcher auf solche Weise von einer der Inseln ab bis zum Gestade von Ancona getrieben wurde, und von einem andern Falle, in

welchem ein Verzagter, der den Untergang des Zoppolo nahe an der Küste für bevorstehend hielt, ins Wasser sprang und in der Brandung ertrank, während Weiber, die weniger Entschlossenheit besaßen, sich mit ihren langen Haarflechten an dem Querholze festbanden und ungefährdet mit dem Fahrzeuge auf's Trockene geworfen wurden.

Indessen werden immerhin die Meisten, wenn sie zum ersten Male auf einem so elenden Fahrzeuge in eine mehr oder minder bewegte See hinausfahren sollen, eine Weile zögernd stehen bleiben und sich die Vorrichtung näher betrachten.

Doch der Zoppolo ist, wie gesagt, das gewöhnliche Verkehrsmittel zwischen den Inseln und so werden es die Anderen machen, wie ich bei dieser und manch' anderer Gelegenheit, und getrost hineinspringen.

Wer das Meer nicht vom Strande aus beobachtet hat, wenn es von einer heftigen Bora aufgewühlt wird, hat eine seiner merkwürdigsten Erscheinungen nicht gesehen.

Der losgerissene Wasserstaub, welcher darüber hinsprüht, die klaffenden Wellenthäler, die endlosen Schaumreihen sind wohl Dinge, welche jeder andere Sturm nicht minder hervorbringt als die Bora. Unter dem blendenden Glanze des klaren und wolkenlosen Himmels aber, unter welchem die Bora ihre stärkste Gewalt entwickelt, entsteht ein Reiz des Sehvermögens, auf welchen ich in anderer Weise schon mehrfach angespielt habe.

Es ist kein Zufall, keine mit der Wirklichkeit in Widerspruch stehende rednerische Uebertreibung, wenn von manchen griechischen Dichtern, insbesondere von Homer, das Meer als „purpurn" geschildert wird.

Sei es durch jene Wirkung, welche man in der Optik

den Reiz der „completirenden Farbe“ nennt, oder geſchehe es aus irgend welcher anderen Urſache, unter dem heiteren Himmel des Südens erſcheinen die Farben des Meeres, beſonders dort, wo es gegen einen fernen Felſenſtrand wallt, gar häufig von einem tiefen Roth geſättigt, welches mitunter auch wie ein Nebel im Schatten jener Felswände über dem Waſſer zu ſchweben ſcheint.

An den prachtvollen Sommertagen, in welchen die unbeſchreibliche Farbenglut des Südens die Bergufer der italieniſchen Seen verklärt, habe ich auch auf dieſen mitunter einen purpurnen Schimmer am Rande der Waſſerfläche und eines entfernten, beſchatteten Felsgeſtades ſich hinziehen geſehen. Während unſerer Wanderungen in Dalmatien machte ich auch zu verſchiedenen Malen darauf aufmerkſam, wie dieſer rothe Schein im und über dem Meere ſich am hellen Tage auch den dunklen Felswänden ſelbſt mittheilt und ſie in einen märchenhaften Glanz hüllt.

Das Alles, ſo ſchwierig zu erklären es ſein mag, iſt etwas Gewöhnliches und kann an jedem der zahlreichen Sonnentage dieſer hellen Länder geſehen worden.

Seltener aber und noch weit überraſchender iſt die Steigerung dieſer Erſcheinung, welche man bei wüthender Bora wahrnimmt.

Zerreißt und zerfetzt ein ſolcher ſchneidender Sturm die Oberfläche des Waſſers, ſo erſcheint dem Auge des Beobachters ein dunkelrothes ſprühendes Wirrſal, als ob es nicht Wellen ſondern Flammen wären, welche der Sturm peitſcht. Der Schaum glänzt in der Farbe glühender Kohlen, die wäſſerigen Staubſäulen gleichen den Rauchwolken, welche ein nächtlicher Brand durchglüht. Das Meer ſcheint nicht unter dem Winde, ſondern über der Gluth eines Feuers zu

ſchäumen, welches zeitweilig in ſprühenden Wirbeln aus ihm emporlodert.

Das iſt wohl einer jener Anblicke, über welche der Neuling auf dem an glanzvollen Erſcheinungen reichen Elemente am meiſten erſtaunt.

Der Zoppolo arbeitete ſich mühſam durch alle dieſe Herrlichkeit und wir gelangten durchnäßt an das jenſeitige Geſtade, das ſteinige Ufer der dalmatiſchen Inſel Pago, welche ſich längs der kroatiſchen Küſte weit gegen Norden in die unruhigen Gewäſſer des Quarnerolo hinein erſtreckt und von der nördlichen Inſel, dem ölreichen Arbe, nur durch einen ſchmalen Meerarm getrennt wird.

Drüben hieß mich mein Begleiter warten, bis ſein Gefährte aus irgend einer der zwiſchen den Steinblöcken verſteckten Hütten ein Pferd herbeigeholt haben würde. Alle Betheuerungen halfen nichts, ich mußte mich darein fügen, daß der Gaul zur Stelle gebracht wurde. Es ſei unmöglich, auf den Steinhalden bis zur nächſten Anſiedlung, dem Dorfe Poljana, zu Fuß zu gehen, hieß es.

Das Pferd, eine nachdenkliche Jammergeſtalt, erſchien, nichts deſtoweniger aber nahm ich von ſeiner Ankunft Umgang und ſchritt rüſtig durch die abſcheuliche Steinhalde bergan. Hätte ich voraus gewußt, wie gräulich dieſe Wüſte von zertrümmerten Felsblöcken ſich weiter landeinwärts geſtaltet, ich hätte vielleicht doch nachgegeben und das armſelige Thier mit meiner Laſt beſchwert, um ſo mehr als demſelben meine Zurückhaltung nichts geholfen hatte, da der Morlak mit ſeinem Poſtſack ſich darauf niederließ und es durch fortwährendes Schreien und Schlagen zum Trott durch die Wüſte zwang.

Wenn man das Land Dalmatien durchwandert, gelangt

man faſt an jedem Reiſetage in Einöden, bei deren Anblick man ſtille ſteht und ausruft: „Das iſt ſicherlich die gräßlichſte Steinwüſte im Lande!“

So dachte ich mir in der Boraja, ſo auf dem Berge Biokowo zwiſchen Makarska und Wergorac, ſo beim Aufſtieg zum ſchwarzen Berg, ſo auch hier an der Südſpitze von Pago.

Aber die Wandererfahrung lehrt, daß immer wieder neue und noch ſchrecklichere Wüſten gefunden werden, und es iſt ſicherlich zweifelhaft, wo die düſteren Eindrücke am allerſtärkſten wirken, in den Felsklippen der Bocche oder auf den ſteinigen Gefilden der Küſten und der Scoglien.

Während wir uns mühſam durch das Geſtein fortbewegten, kam uns plötzlich der kleine Eſel nachgelaufen, welcher gewöhnlich den Boten mit ſeiner Poſt zu tragen pflegt. Der Mann ſetzt ſich ſonſt bei der Ankunft am Felsufer immer auf dieſes bereitſtehende Laſtthier und benützte heute nur das für mich herbeigeholte Pferd, neben welchem er antreibend hergegangen wäre, weil ich ſelbſt es ausgeſchlagen hatte. Der Eſel aber folgte der alten Gepflogenheit, um dieſe Stunde nach Poljana zu traben und begleitete uns munter über Stock oder vielmehr über Fels und Stein.

Die Wüſte ſcheint in der That unabſehbar, weil der Boden ſtetig anſteigt und die Profile immer knapp vor uns ſcharfkantig vom Geſichtskreiſe des Himmels begränzt werden.

Hie und da hat ſich in einer Vertiefung eine Pfütze von Regenwaſſer angeſammelt, aus welcher ſchlammige Steine hervorragen. Da es nirgends einen Gegenſtand gibt, an welchem man in der Entfernung den Umfang von

Körpern vergleichend messen könnte, so lassen sich mitunter in den Fernen des Gesichtskreises die Körper der Thiere, welche Grashalme zwischen den Steinen suchen, nicht genau erkennen und es ist mir in den dalmatischen Wüsten mehr als einmal begegnet, daß ich in solcher Weite Schafe für eine Rinderheerde hielt und umgekehrt.

Alles um uns herum ist aschengrau — die Steinflächen und der kahle Welebit selbst, welcher hart auf ihr aufzuliegen scheint, obwohl er durch einen Meerarm von ansehnlicher Breite getrennt ist. Nicht ein grüner Fleck unterbricht die Todtenfarbe und man fragt sich mitunter, wie es wohl den Schafen gelingen mag, auf solchem Boden noch die allerkärglichste Nahrung zu finden.

Plötzlich erscheint abermals das Meer, von welchem eine schmale Bucht mitten in die Wüste hineinzüngelt. Durch den Gegensatz der leblosen grauen Farbe erscheint es hier viel tiefer blau als draußen, und ich wüßte keinen Edelstein und keinen Färbestoff, welcher sich in dieser Hinsicht mit der Oberfläche des Meerwassers, welches ruhig in ein solches Steinbett eingezwängt ist, vergleichen ließe.

Wir haben mehrmals gesehen, wie auf dalmatischem Boden die geschilderten Wüsten und fruchtbare oder doch wenigstens mit Pflanzen bedeckte Gründe hart aneinander stoßen, ohne daß sich in der Bildung des Bodens hiefür irgend welcher Grund entdecken ließe. So ist es denn auch auf Pago.

Gleich neben der Meerzunge beginnt wieder grünes Land, von Tümpeln unterbrochen, auf welchem das gewöhnliche Gewächs dalmatischer Brachfelder und Weidegründe, der grüne Ginster, von den Slaven žukva genannt, üppig gedeiht.

Am äußersten Rande dieses grünen Gefildes, dort wo es wieder an eine jenseitige Steinfläche gränzt, steht das Dorf Poljana, bei dessen Schilderung ich abermals etwas ausführlicher verweilen werde, weil, wer sich die Einzelnheiten in einer einzigen solchen Ansiedlung betrachtet hat, behaupten kann, er habe deren hundert gesehen.

Ich suchte mir die am wenigsten schmutzig scheinende Hütte und beschloß darin zu übernachten, weil die Kräfte zur Durchschreitung einer zweiten Steinfläche heute nicht mehr ausreichen wollten.

Der Leser wird wohl schon aus den bisherigen Schilderungen sich die Meinung geholt haben, daß Dalmatien ein Land sei, in welchem man Empfindelei und dergleichen verlernen muß.

Dennoch aber wiederholt sich eine gewisse Anwandlung fast jedesmal, wenn die nämliche schmutzige Hand, welche eben noch auf dem Kopfe der Schwester oder Mutter jagte, einen Augenblick darauf sich in den Wein taucht, den sie uns in einem unfläthigen Gefäße vorsetzt.

Auch der Blick in die nächste Umgebung erheitert nicht immer, vorausgesetzt, daß der beizende Rauch, welcher in der Regel die Hütten erfüllt, uns überhaupt irgend welche Anstrengung des Sehvermögens gestattet. Denn die Morlaken sind noch nicht auf die Idee eines Kamines gekommen, ja brechen sich nicht einmal ein Loch in ihr Dach, um den Rauch entweichen zu lassen, sondern ziehen es vor, in denselben eingehüllt dazusitzen, vermuthlich, weil sie die Meinung hegen, daß der Qualm sie warm hält. Daß ihnen die Augenlider davon roth gebeizt werden und so viele triefäugig herumlaufen, das stört sie nicht in ihrem Brauche.

Die Kinder kauern in der Asche neben dem Feuer, von dem der dicke, kreosothaltige Brodem beklemmend sich in der Hütte ausbreitet, so daß unser Einer es sich nicht vorzustellen vermag, wie es möglich ist, so eine Viertelstunde auszuhalten, geschweige denn Tag und Nacht, wie die Kinder.

Denn die Nacht unterscheidet sich für sie vom Tage nur dadurch, daß sie in der nämlichen Asche liegen, in welcher sie den Tag über sitzen.

Neben den Kindern liegen auch junge Zicklein, welchen es bei der warmen Glut mehr behagen mag, als draußen in der schneidenden Bora.

Zu der Thüre gehen die Schweine als geschätzte Hausthiere aus und ein; in einem Haufen von Wurzelwerk, welches als Brennholz übereinander geschichtet in der Hütte liegt, hausen die kletterlustigen Hennen und Skelette von Hunden und Katzen drängen sich an den Fremdling, der sein mitgebrachtes Mahl verzehrt.

Es ist mir bei solcher Gelegenheit mehr als einmal begegnet, daß die Mütter, als sie bemerkten, daß ich mein Fleisch mit den Thieren theilte, mir wehklagend ihre Kinder entgegenhielten und jammerten, ich möchte doch lieber diesen von der köstlichen Speise etwas zukommen lassen.

Auf die Nachricht, daß hier ein Fremder eingekehrt sei, haben sich im Hofe sofort einige durchziehende kroatische Bettler eingestellt, welche steif und unverwandten Blickes den Glücklichen betrachten, der ein Stück Fleisch aus seiner Tasche gezogen hat. Auch diese sind Jammergestalten, wie man sie nur in den südöstlichen Ländern Euro-

pa's sieht, aber das menschliche Elend hat, wie wir sehen werden, in ihnen noch nicht seinen Höhepunkt erreicht.

Bei solchen Anblicken empfindet es der Schriftsteller peinlich, daß ihm nicht die Möglichkeit gegeben ist, sein Werk von Photographien begleitet erscheinen zu lassen. Solche Photographien müßten vor die Augen der Gewaltigen gebracht werden, welchen das Schicksal eines Landes anvertraut ist.

In der benachbarten Hauptstadt Zara wimmelt es von Commandos, Militärstellen, Uniformen jeder Art.

Neben diesen Uniformen aber schauen die Menschen und ihre Wohnhütten so aus, wie ich sie geschildert habe, herrscht thierische Verwahrlosung, Laster und Blödsinn.

So kommt es, daß der arme slavische Bauer von dem „Staate", dem er angehört, nichts sieht, als den Steuereintreiber und den Soldaten. Sonst wird er von der Cultur keineswegs behelligt und Niemand belästigt ihn mit übertriebener Bevormundung. Beispiel davon etwa ein ungefähr achtjähriges (!) Mädchen, auf welches ich gelegentlich einmal auf der Straße deßhalb aufmerksam gemacht wurde, weil es schwarze Lippen hatte, als ob es eben Kirschen verzehrt hätte. Wie der Arzt, der damals mit mir ging, sogleich entdeckte, war das Gesichtchen von allgemeiner Syphilis angefressen. Um solche Kleinigkeiten aber kümmert sich Niemand. Dalmatien existirt meiner Ansicht nach nur, um einige tausend Soldaten darin zu unterhalten, welche sich von nun ab zeitweilig ihrer Haut zu wehren haben, damit sie nicht von einigen Hunderten unwissender und verwahrloster Bauern in's Meer getrieben werden.

Nichtsdestoweniger entsteht aber jedes Mal gewal-

tiges Staunen, wenn man an der Donau vernimmt, daß ein Theil dieser Leute, von Zeit zu Zeit seine „Staatsbürgerschaft“ unbequem findet. „Auf solche Gedanken kann freilich nur ein Barbar kommen.“

Kehren wir nach Poljana zurück.

Nach einiger Zeit meiner Anwesenheit verjagte mich der Qualm aus der Hütte und ich ging zu den Bettlern in den Hof hinaus, wo einige verkümmerte magere Rinder nach den auf den Steinen verstreuten Strohhalmen schnupperten.

Bald kam die Dämmerung und die Litaneiglocke rief die Leute zur Ruhe.

Die Familie legte sich in die Asche, ich aber auf eine Decke, die ich dem Leser nicht beschreiben will. Der Realismus der Darstellung dürfte empfindlichen Gemüthern zu grob erscheinen.

Am nächsten Morgen hatte sich die Bora gelegt und ein sonniger Tag lag über dem Unglückslande.

Trotz des Sonnenscheines gaben die noch dürren Blätter des Eichengestrüpps vor dem Dorfe, gleichfarbig mit der gelben Oede, der Aussicht eine wenig erquickliche Stimmung.

Mit dem Tage begann abermals das Anfüllen der Hütte mit beißendem Qualm. Die Zicklein, die Hunde und die Katzen drängten sich wieder zur Flamme, die trübe aus einem angezündeten Wurzelstock emporschlug. Die Schweine gingen wieder aus und ein und die Rinder setzten ihre unfruchtbaren Nachforschungen nach Strohhalmen fort.

Nichts ist vielleicht bezeichnender für die Armuth, in welcher sich das Volk befindet, als die Erfahrung, die

mir bei dieser und anderer Gelegenheit der Zufall in die Hand gab.

Es handelte sich der Umwechslung einer Fünfguldennote wegen darum, vier Guldenzettel in den etwa zwanzig Häusern des Dorfes aufzutreiben. Dieser Versuch aber scheiterte ganz und gar. Aus jeder der niedrigen stallgleichen, raucherfüllten Hütten kamen die Leute mit ihren Beutelchen voll Kupfermünzen zum Vorscheine, aber Niemand besaß auch nur annähernd den gewünschten Betrag.

Der Bauer hatte mir zwar im Vorhinein angerathen, sogleich zum Geistlichen zu gehen, ich aber wollte geflissentlich durch einen solchen Versuch mich belehren. Natürlich war es der Geistliche, welcher der Verlegenheit ein Ende machte.

Der Weg von Poljana bis zum Dorfe Pago geht vorerst wieder durch Trümmerhalden und gelangt allmählig zu einer Meeresbucht, an deren Rand sich schwarze Sumpfstrecken, hie und da von Ginsterbüschen unterbrochen, hinziehen.

Der Weg überschreitet diesen Sumpf theilweise auf einem Damme.

Hier kommt ein träger Bach hereingeflossen, neben welchem, mitten im braunen Röhricht, die Trümmer einer Mühle stehen, deren Räderwerk er vor Zeiten in Bewegung setzte.

Auf dem Schlamme des Ufers lagen schwarze Steine umher und die Gräser und das Gestrüpp des Sumpfes waren von Schichten feuchten Salzes bedeckt.

Wenn man sich nicht durch manche Wanderung der Thatsache vergewissert hat, so mag man es nicht glauben,

daß das Salz, welches an diesen Zweigen hängt, von der gestrigen Bora über das ansehnliche Gebirge, das diesen Theil von Pago vom „Canale della Morlacca“ trennt, aus letzterem Meerarme herüber geweht worden ist. Bei dieser Gelegenheit will ich sogleich bemerken, daß ich späterhin große Baumgruppen im Innern der Insel von demselben Sturme mit Salzkrystallen überzogen fand, so daß sie beschneiten Bäumen im nordischen Frostwetter glichen.

Jeder Grashalm, den ich auf die Zunge nahm, jeder Tümpel, dessen Wasser ich verkostete, hatte den nämlichen salzigen Geschmack. Der Sturm hatte das Land mit Salz wie überstreut. Im übrigen kommt die nämliche Erscheinung auch in noch größerer Entfernung vom Meere und zwar in einem Abstande mehrerer Meilen von der Küste vor.

Weiter hinein, gegen das Innere der Insel zu, entwickelt sich eine Landschaft von ganz besonderer Art.

Durch eine wüste Karstschlucht gelangt man plötzlich in angebautes, fruchtbares Land, auf welches nichts Oedes mehr herabschaut, als die zerrissenen Berghalden, von welchen her manchmal ein großer Geier mit hungerigem Geschrei über das Thal kreist.

In diesem aber stehen die bluthrothen Aeste der Weiden neben dem Weg, Landleute arbeiten auf dem linden Grunde der Weingärten, und die Mitte des Bodens wird von großen gelben schlammigen Vierecken eingenommen, den vielgenannten „Salinen“ von Pago.

Diese Salinen liegen jetzt fast trocken und man will nicht begreifen, in welcher Weise das Meer, von welchem dort eine Zunge nahe an sie heranreicht, seinen Salzgehalt auf ihnen niederschlagen kann.

Das Räthsel löst sich, wenn man auf der Brücke steht,

welche bei dem Städtchen Pago über dieſen ſchmalen Meerarm gebaut iſt, und in's Waſſer ſchaut. Man traut ſeinen eigenen Augen nicht, wenn man dieſes Salzwaſſer des Meeres ſo raſch ſtrömen ſieht, wie irgend einen Alpenfluß. Da treiben die Strudel und die Wellen unter der Brücke hin und ein Stück Holz, welches man hinabwirft, wird nicht minder ſchnell davon getragen, als wenn man es in eine Ache unſerer Berge ſchleuderte.

Geht man aber einige Stunden ſpäter über die nämliche Brücke, ſo wird man zu ſeinem Erſtaunen bemerken, daß der Fluß zwar noch gerade ſo raſch rinnt, dießmal aber nicht dem freien Meere zu, ſondern gerade in der entgegengeſetzten Richtung landeinwärts, gegen die Salinen hin.

Der Grund dieſer ſeltſamen Erſcheinung liegt in der Ebbe und Fluth, welche in der ſchmalen ſeichten Bai, in welcher das Waſſer von den engen Ufern ſo zu ſagen angeſchwellt wird, ſich viel ſtärker bemerklich macht, als draußen an dem freien, breiten Strande des offenen Meeres. So kommt es alſo, daß der Salzfluß, welcher bis zu den ſchlammigen Vierecken vordringt, dort ſeinen Inhalt zurückläßt. —

Die Strömung, welche durch die regelmäßigen Bewegungen des eingezwängten Meeres hervorgebracht wird, iſt ſo bedeutend, daß zu Pago längſt die Abſicht beſteht, in der Nähe der Brücke Mühlen anzulegen, eine Abſicht, deren Verwirklichung bis jetzt nur an geringfügigen Nebenumſtänden zu nichte geworden iſt.

Weit und breit iſt neben den Salinen das Land mit Reben bepflanzt, von welchen manche Art ſelbſt im weinreichen Dalmatien einen wohlbegründeten Ruf genießt. Am bekannteſten von dieſen ſind die „Ranas"-Trauben

(von rano, frühzeitig), welche schon um die Mitte des Julimonates reifen und einen Saft liefern, welchen man mit dem Maraschino von Sebenico vergleicht.

Noch weit edler aber sollen diejenigen Trauben sein, deren Reben allerdings aus den Pflanzungen abstammen, die aber wild draußen im Freien auf den Trümmerhalden und im Gestrüpp der Schuma wachsen.

Sie entstehen aus Samenkörnern, welche durch irgend einen Zufall auf jene Erde gebracht wurden. Die Baina, so nennt man diesen verwilderten Gartenflüchtling, hat gleich den Waldkirschen und andern aus der menschlichen Obsorge zum freiwilligen Wachsthum zurückgekehrten Pflanzen, kleinere Beeren, als die gepflegte Rebe. Ihr Saft jedoch soll süß sein wie Honig und zähflüßig, wie schweres Oel.

Jenseits der Salinen drüben liegt Gorica, ziemlich hoch über dem Thale, auf anmuthig bewachsenem Grunde. Manche Karten versetzen es gerade an die Südspitze der Meerbucht, welche Pago fast in zwei Hälften spaltet. Es schaut aber in der That seitwärts von dieser Bucht von der Höhe herab.

Einen besonderen Reiz verleiht der Landschaft von Pago das hohe Gebirge, welches der Stadt gegenüber zwischen den beiden Meeresarmen emporragt.

Dasselbe gleicht ganz und gar dem oberösterreichischen Schafberg, dessen breite Unterlage drei der schönsten Seeen unserer Heimat trennt.

Sähe man nicht in der Ferne das blaue Meer, so möchte man wohl die Bucht, die seinen Fuß bespült, für einen Alpensee halten und zwar für einen der am meisten

mit abwechslungsreichen Einblicken in die Bergwelt ausgestatteten.

Es sind nämlich nicht nur die Höhen von Pago, welche den Felsrand dieses Gewässers bilden, sondern weit mehr als sie, ziehen die wolkigen und beschneiten Gebirge des Kroatenlandes den Blick auf sich.

Liegt am Abend auf diesem die Sonne und theilt dem dichten Gewölk, welches gleich Gletscherhängen über sie emporgethürmt ist, einen blaßrothen Schimmer mit, welcher sich in der seichten Bucht wiederspiegelt, so ist das wohl ein Gemälde des Glanzes und der Größe, welches sich weit über die verwandten Erscheinungen der Binnengewässer erhebt.

An Terra Vecchia, dem Orte, an welchem nach der Ueberlieferung die Stadt Pago einst gestanden haben soll, vorüber, erreicht man endlich den Damm, welcher durch den Meerbusen führt und auf welchem die lange Reihe der Salinen-Häuser aufgebaut ist.

Nur eine Brücke, die obengenannte, von welcher aus man die Strömungen am besten beobachten kann, trennt diese Salinen von der Stadt Pago.

Diese Stadt hat ein besseres Aussehen, als im Allgemeinen die Städte auf den Scoglien; sie besitzt eine geräumige, schön mit Platten belegte Piazza, einige gerade Straßen und mancherlei ansehnliche Baudenkmäler aus der Venetianer-Zeit. Die Hügel gegen Osten sind bis hoch zum Berge hinan, welcher die Stadt vom Canale della Morlacca trennt, mit Weinreben bedeckt. Diesen wird zur Zeit der Blüthe oft der Salzstaub gefährlich, welchen die Nordostwinde aus dem Meere über den Berg herüber wehen. Aus

dieſem Grunde gewinnen die Einwohner von Pago von ihren Weingärten niemals die ganze Ernte.

Stets wird ein Theil derſelben vom ſalzigen Hauche des ringsum wallenden Meeres zerſtört.

Ich übernachtete bei einem wackeren Tiſchler, der mir zwei Tage hindurch nichts als die kleinen von den Italienern gavoni, von den Slaven berkuni genannten Fiſchchen vorſetzte. Seine Wirthſchafterin, ein ſchlankes Weib aus der Inſel, in der gewöhnlichen Tracht der Weiber von Pago, einem ſchwarzen Kleide und weißem Kopftuch (die ſogenannten pokrivača) ließ es auch niemals an ſüßem Weine fehlen. Jeder, der das merkwürdige Eiland beſucht, möge ſich nach dem Hauſe des Orlando erkundigen.

Endlich erſchien die Stunde des Abſchiedes von der Inſel und mit ihr die vom ganzen Inſellande Dalmatien.

Vorher hatte ich noch Gelegenheit mit einem Dichter bekannt zu werden, welcher weder leſen noch ſchreiben kann. Derſelbe iſt aus dem etwa fünf Miglien von Pago entfernten Dorfe Kolan zu Hauſe und heißt Simon Schugar, Iwan's Sohn.

Nach der Schlacht von Liſſa regte ſich die vaterländiſche Muſe aller Orten in Dalmatien.

Die Dalmatiner ſahen in dieſem Ereigniß einen Sieg ihrer eigenen heimiſchen Volkskraft über die Wälſchen, einen Triumph der Slaven über die verhaßten Eindringlinge.

Es entſtand ein Wettkampf der Sänger und manche ihrer Schöpfungen ſind auch ſelbſtſtändig in den Buchhandel gekommen. Ich ſelbſt habe deren fünf geſehen. Gekrönt wurde das Werk eben dieſes Simon Schugar aus

Kolan auf der Insel Pago. Aus welchem Grunde das geschah, weiß ich nicht zu sagen. Seine Dichtung scheint mir an Unwerth mit den anderen auf gleicher Stufe zu stehen. Indessen ist es doch wahr, daß von dem Heldengesange Schugar's „Boj pod Visom" in wenigen Tagen mehr als sechs tausend Abdrücke verkauft wurden.

Von dem Tone, in welchem diese über das ganze Land hin verstreute Schöpfung gehalten ist, mögen die Anfangs- und Schlußzeilen einige Vorstellung geben:

„Freue dich, ruhmreiches Dalmatien, deine Söhne erneuern die alte Herrlichkeit. Wenn sie auch in Knechtschaft gefallen sind, so sind sie doch Helden auf der Wahlstatt. Nicht jeder glaubt es, daß dem so sei, bis er nicht kämpft mit ihnen. Wer es aber versucht, der wird erfahren, daß es nicht leicht sei mit ihnen zu streiten."

Und am Ende heißt es:

„So aber mögt ihr erfahren, ihr italienischen Jungen, was slavische Helden sind!"

Eine weitere Blumenlese aus diesem Heldengedicht, in welchem selbst „Tegetov" in slavischem Gewande auftreten will, unterlasse ich, erwähne aber, daß der nämliche Dichter eben em Heldengedicht über den Kampf in den Bocche ausarbeitet, welches vielleicht noch „volksthümlicher" werden dürfte.

Als ich am Morgen von Pago nach Val Cossione hinüberging, einer wüsten, mit grauen Steintrümmern überdeckten Bucht, hatte ich noch einmal Gelegenheit, alle diejenige Herrlichkeit dieses Landes zu bewundern, welche der menschliche Wahnsinn nicht zu zerstören vermocht hat.

Abermals schauten die Scoglien, diese veilchenblau, jene purpurroth, aus dem westlichen Meere. In feierlichem

Glanze lagen die Wolken unbeweglich auf den Grenzwällen des Landes.

Aber der weite herrliche Kranz des Meeres und seiner Felszinken schaute auch hier auf eine Wüste und auf das Elend ihrer Bewohner.

Es waren zerrissene Arbeiter, die im Schweiße ihres Angesichtes große Felsplatten aus der dürren Berghalde ausgruben. Ihre Mittagsmahlzeit bestand aus einem harten Brode von Gerste und Maismehl. Die Uhr, welche ihre Arbeit maß, war ein Stab, dessen Schatten den Gang der Sonne bezeichnete.

Ueberall rauchte es aus den viereckigen Oeffnungen im Verdecke der Barken, die im kleinen Hafen lagen. Die Männer hatten sich in den Qualm hinabgekauert, um dem Sturmwinde zu entgehen, der über das entwaldete Land fesselos dahin raste. In der Hütte befand sich kein Geräthe, außer die große Laterne, deren Licht den Dampfschiffen in der Dunkelheit das Ufer zeigt, und der Trompete, durch deren Schall sie im Nebel vor der Untiefe gewarnt werden.

Die Reisenden, welche den Dampfer erwarteten, Bewohner der Insel, lagen zwischen den Steinen umher.

Bald darauf tanzte die Barke, in welcher sich Alle niederlegen mußten, durch die empörten Wellen zum Schiff hin, welches nordwärts gegen Fiume steuerte.

In der Ferne verschwand Lussin hinter gelben Dünen, es erschien das hohe blaue Ossero und wir dampften an Novaglia vorüber, wo das Meer abermals einem prächtigen Landsee gleicht, rings von einem zackigen Diadem umgeben.

Wieder zogen die gelben und rothen Segel der Fischer

durch die purpurne Fluth und als wir am ölreichen Strande von Arbe die Nordgränze des Königreiches erreicht hatten, loderte der Westhimmel, von einem leichten Gewirr schwarzer Wolken umflort, gleich dem Feuer eines fernen Steppenbrandes, aus welchem ungeheuerliche Rauchsäulen in die Höhe steigen. —

Nach dem Vielen, was die Leser mit mir gesehen und gehört haben, sind weitere allgemeine Betrachtungen über das Land, seine Gegenwart und Zukunft, nicht mehr nothwendig. Doch darf ich wohl sagen, daß mir letztere keineswegs in mehr heiterem Lichte erscheint, als die Dinge vergangener Tage, und der unheimliche Schein, welcher dort über dem öden Meere und den nackten Felsen stand, der letzte Abend, der mir in diesem Lande schien, erregte ein düsteres Vorgefühl.

Das Inselreich ist nur zu sehr mit den Geschicken jener großen, fluchbeladenen, blutbefeuchteten Halbinsel, deren Saum es bildet, verwachsen. Der große Brand, welcher in kurzer oder langer Frist das zerstören wird, was heute noch dort, wenngleich in vermoderter Gestalt, aufgerichtet dasteht, wird sich bis an den Strand verbreiten. In dem Hader der Menschen, welche seine Städte und seine Berge bewohnen, findet seine Flamme reichliche Nahrung. Der große Kampf des Ostens wird Dalmatien mit in seine Wirbel hineinziehen und wie Niemand die endliche Schlichtung jenes vorherzusagen vermag, so wird man auch heute über das Verhängniß des slavischen Meerlandes so wenig Sicheres sich vorzustellen vermögen, als über das der Bruderländer jenseits der Berge bis zu den Wäldern Serbiens bis zum jenseitigen Meere und bis Stambul hin, der Stadt des schwarzen Zaren. Soviel aber werden, denke ich, Alle

aus dieſen beſcheidenen Wanderungen entnommen haben, die Ueberzeugung, daß eine Macht, welche das Inſelreich auf die Dauer feſthalten will, ſich mit dem Abfall der Berge gegen die ſchmale Meerküſte nicht begnügen darf, ſondern trachten muß, die reichen Länder jenſeits derſelben zu erwerben, aus welchen die Flüſſe in das Meer herausſtrömen und zu welchen die dalmatiſchen Küſten ſelbſt in einem Verhältniſſe ſtehen, wie die Schwelle zu dem Hauſe, über welche hin man in deſſen Gemächer und Schatzkammern gelangt.

Anhang.

Eine Hochzeit in Peroi.

Nachfolgende merkwürdige Skizze entnehme ich einer in serbischer Sprache geschriebenen Mittheilung des Protopresbyter Christoforo Musitsch zu Peroi.

Die kleine Gemeinde rechtgläubiger Religion zu Peroi in Istrien verdient sicherlich die Aufmerksamkeit der Reisenden, indem seit der Zeit ihrer Uebersiedlung aus dem Schwarzen Berge (im Jahre 1658) sich bei ihr durchaus nicht das geringste in Sitten und Gebräuchen verändert hat, obwohl sie auf allen Seiten von italienischer Sprache und von einer fremden Volksthümlichkeit umgeben ist.

Am meisten bezeichnend hat sich diese Eigenthümlichkeit in den Hochzeitsgebräuchen erhalten, die im Uebrigen nicht nur für die Cernagorzen von Peroi, sondern für alle dalmatischen Slaven charakteristisch genug sind.

Gefällt einem jungen Burschen zu Peroi irgend ein Mädchen, welches er heimzuführen gedenkt, so begibt er sich an einem Sonntage uneingeladen in deren elterliches Haus zum Abendessen.

Gefällt der junge Mann den Eltern, so nehmen sie ihn freundlich auf und bewirthen ihn.

Unter anderen Speisen müssen ihm Mandeln, trockene

Feigen und Kastanien vorgesetzt werden, schließlich trinken Alle Branntwein nnd singen.

Am Sonntag darauf findet er sich abermals bei den Eltern des Mädchens ein, dießmal aber muß er Alles, was zur Bewirthung nothwendig ist, als Zeichen seiner Aufmerksamkeit und Dankbarkeit für die erste freundliche Aufnahme selbst mitbringen. Bei dieser Mahlzeit wird nun das Nähere verabredet und eine Frist zur Ueberbringung der ersten Geschenke festgesetzt.

An jenem bestimmten Tage erscheint er denn nun auch in Gesellschaft seines Vaters und anderer Verwandten und bringt einen goldenen Fingerreif (vitica), ein Tüchlein (rubac) und noch außerdem einen Gegenstand, an dem nach deutschen Anschauungen eine merkwürdige Symbolik haftet, nämlich einen Pantoffel.

Dieses Alles nimmt das Mädchen wohlgemuth als (bei den Slaven sogenanntes) Hochzeits-Pfand oder „Darangeld" an und erhält dazu den väterlichen Segen.

Darauf wird, nach ächter Serbensitte, abermals gegessen, getrunken und geschrieen, auf den glücklichen Anfang der Verhandlungen angestoßen und in den nüchternen Augenblicken auch der Hochzeitstag bestimmt, zu welchem man wiederum gewöhnlich einen Sonntag wählt.

Nicht minder versteht es sich von selbst, daß der glückliche Bräutigam, wenn er mit seiner Sippe das Dorf verläßt, durch Schießen allen Leuten ein Zeichen gibt, daß hier eine Verlobung stattgefunden habe und demnächst die Hochzeit folgen werde.

Die Puschka darf bei den Festlichkeiten des Landes so wenig fehlen, als bei einer tirolischen Kirchenfeier der Pöller.

Am darauffolgenden Donnerstag Abends geht nun die beiderseitige Sippschaft überall bei den Verwandten umher und ladet zur Hochzeit ein. Die gewöhnliche Redensart dabei ist folgende:

„Guten Abend! Ich bin gekommen, Euch einzuladen, damit Ihr, wenn es Euer Wille ist, uns beisteht, lustig zu sein."

Am Freitag Abend aber fangen die Weiber an, das Mehl anzumachen und Brod zu backen, wobei sie häufig folgenden eintönigen Gesang erschallen lassen:

„Die lustigen Stunden sind gekommen, denn mein Sohn (Tochter) hält Hochzeit. Laßt uns fröhlich sein!"

Wenn die Weiber den Backtrog waschen, singen sie:

„Unter dem Lorbeerbaume duften goldene Blumen. Es kommt ein Mädchen und pflückt sie."

Oder auch:

„Wem wollen wir die Schwester geben? Geben wir die Schwester dem heiligen Petrus. Der Mond soll ihr Schwiegervater sein und der Morgenstern Schwiegermutter, das Siebengestirn Schwager und der Abendstern Schwägerin."

Während dieser Zeit schießen die Männer vor der Thüre fortwährend ihre Gewehre ab.

Am Sonnabend endlich versammelt sich abermals Alles zum Abendessen.

Bevor dieses beginnt, wählt der Hausvater die Gevatter, den ältesten der Swaten, den Fahnenträger, den Zugführer und die übrigen Swaten und dann singen beim Schmause Männer und Weiber zusammen:

„O Freude, o Seligkeit, wo bist du bis jetzt gewesen? Ich war im Bergwalde, um die weiße Wila

zu finden. Jetzt aber bin ich ans Meer herunter gekommen, wo uns Wein geschenkt wird."

Hierauf sendet der Hausvater zwei Weiber zu der Braut, welche ihr vom Abendessen bringen und ihr ansagen müssen, daß morgen der Bräutigam erscheint mit so vielen Swaten und sie soll die Geschenke bereiten. Außerdem müssen sie fragen, wie viel Gäste eingeladen sind. —

Die Braut aber gibt einem Weibe einen Blumenstrauß mit, als Zeichen der Treue und auch der Dankbarkeit für das überbrachte Mahl.

Am Sonntag endlich, am Hochzeitstage, beginnen die Weiber die Braut anzuziehen.

Während sie ihr das Hemd anziehen, sagen sie:

„So leicht dieses Hemd über dich geht, so leicht mögen, Gott gebe es, Kinder aus dir hervorgehen!"

Wenn es zum ersten Male zur heiligen Liturgie läutet, begibt sich der Bräutigam mit den Swaten zur Braut.

Wenn sie vor dem Hause derselben angekommen sind, müssen sie stehen bleiben. Denn es ist Brauch, vorher mit der Flinte auf einen Apfel zu schießen, der an einem langen Stabe über dem Dach des Hauses befestigt ist. So lange der Apfel nicht getroffen wird, stehen die Leute aus dem Hause der Braut mit den Waffen in der Hand da und lassen weder den Bräutigam noch die Swaten in das Haus. Während die Männer sich damit unterhalten und nach dem Apfel zielen, tanzen die Weiber den Kolo und singen:

„Willkommen seid, o Swaten, ihr führt eine schöne

Braut heim. Ihr habt gutes Glück gehabt, als ihr diese Straße gekommen seid.“

Können sie den Apfel nicht herunterschießen, so läßt man sie endlich gleichsam aus Barmherzigkeit in das Haus, bewirthet sie mit Süßigkeiten und Branntwein und jeder Swate erhält als Geschenk ein rundes Gebäck und ein schönes Tüchlein.

Vor dem Aufbruche zur Trauung geht das Mädchen zu den Eltern und bittet um ihren Segen. Diese segnen es und sagen:

„Geh mit Gott, Kind, gebe Gott dir Glück für die Zukunft, daß du gehorsam und treu werdest Deinem Gefährten.“

Hierauf gehen Alle, zwei und zwei neben einander zur Kirche, singend und aus den Gewehren schießend. Und es begleiten sie die Weiber und die Mädchen aus den Nachbarhäusern und singen den Swaten das nämliche Lied, wie vor dem Hause der Braut.

Vor der Kirche stellen die Swaten ihre Waffen auf, dann hören sie andächtig die heilige Liturgie an. Die Trauung wird nach Brauch der Kirche vollzogen, der Bräutigam küßt die Braut und die beiden sodann die Gevatter und Swaten.

Wenn sich der Zug nach Hause in Bewegung setzt, wird abermals geschossen und gesungen.

Voran schreitet der Zugführer (voivoda), welchem aus dem Hause des Bräutigams Trinksprüche entgegen gerufen werden.

Vor der Thüre erwartet die Mutter des Neuvermählten die junge Gattin und gibt ihr einen Knaben auf den Arm, welchen sie ins Haus hinein und über

die Treppe hinauf in die Stube tragen muß. Die Schwiegermutter wirft zugleich Getreidekörner und süßes Obst auf sie.

Wenn sie das Kind aus den Armen legt, beschenkt und küßt sie es. Darauf geht sie zu ihrer Schwiegermutter, küßt auch diese und gibt ihr von ihrem Busen weg zwei Tücher.

Wenn die Eingeladenen vor der Thüre ankommen, machen sie sich vorerst durch das Krachen ihrer Flinten bemerklich. Hierauf gehen die Swaten zum Empfange hinaus und sagen:

„Glückliche Ankunft ihr Freunde! Tretet ein!"

Die Eingeladenen bringen der jungen Vermählten ein neues Gewand mit, damit sie sich umkleiden kann, um ihr Hochzeitskleid nicht zu beschmutzen.

Dabei sagen sie:

„O Freunde, wo sind unsere Leute, wir möchten sie gar gerne sehen."

Nach dieser Anrede erscheint die Braut vor ihnen, verbeugt sich, grüßt und küßt sie und nimmt das Kleid in Empfang. Der Bräutigam aber und die Swaten beschenken die Eingeladenen mit Tüchern.

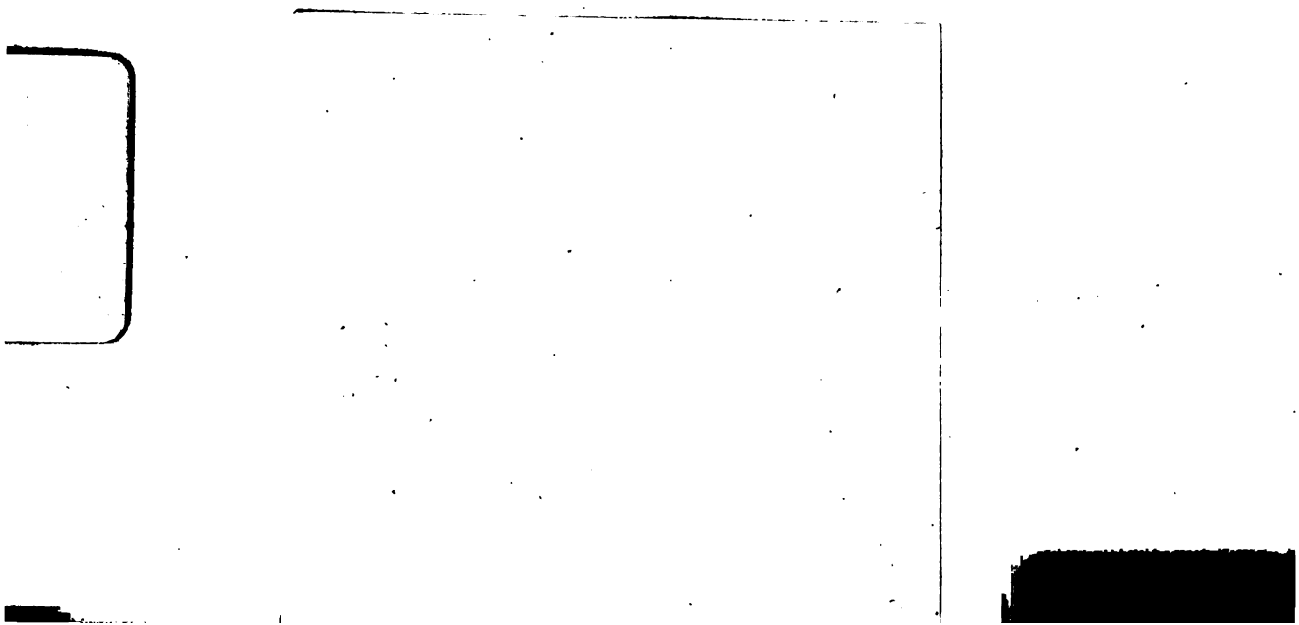
Wenn die Essenszeit gekommen ist, segnet der Geistliche den Tisch und jeden Sitz, bevor das Mahl beginnt. Niemand aber wagt es zu trinken, bevor nicht der älteste der Swaten einen Trinkspruch ausgebracht hat, welcher so lautet:

„Trinken wir auf die große und glückliche Stunde. Helfe uns Gott überall und immer, uns und unsern Brüdern und Freunden um uns her."

Dann trinkt er seine Schale aus und die anderen nach ihm.

(Der Verfasser der Mittheilungen führt hier noch eine Reihe von Trinksprüchen an, welche ich, als zu wenig merkwürdig, übergehe.)

Die Eingeladenen entfernen sich nicht aus dem Hause, bevor nicht das sogenannte warme Abendessen aufgetragen ist, das heißt gekochte Köpfe und Füße von einem Lamm oder Hammel, dessen Bauch und Eingeweide, gut in Weizenmehl und allerlei Gewürze eingemacht, die Swaten am vorhergehenden Abend verzehrt haben.

Vor dem Abendessen waschen sich alle die Hände, wozu ihnen die Braut das Wasser reicht. Sie aber werfen ihr Geldstücke in das Waschbecken, so viel Einer will und kann.

Wien. Druck von Carl Fromme.